Dodecatheon.

Zweiter Theil.

Sechs Fastenvorträge vom Jahre 1859

nebst einer

gleichzähligen Reihe von Vorträgen an Festen U. L. F.

Von

Dr. Joh. Emanuel Veith,

Ehrendomherrn am Metropolitan-Capitel zu Salzburg, emer. Domprediger an der Metropolitankirche zum heil. Stephan, Mitglied der theol. Facultät zu Wien und Prag.

Wien, 1860.

Wilhelm Braumüller,

k. k. Hofbuchhändler.

Zweiter Theil.

Sechs Nachtragsvorträge vom Jahre 1850

Erste Abtheilung.

Die Mächte des Unheils.

Erster Vortrag.

„Den Herrn, deinen Gott, sollst du anbeten und ihm allein dienen.“ (Matth. 4, 10.)

Eingang.

Von einem Jahrtausend zum andern, und soweit die Erinnerung in die Vergangenheit zurück reicht, zieht eine und dieselbe Klage durch die Menschenwelt: immer und überall ist von harten Zeiten, von bösen Zeiten die Rede. Die Ansicht, welche die Kirche davon hegt, scheint anderer Art zu sein. Indem sie die Tage der Quadragesima oder der vierzigtägigen Fasten ereröffnet, beginnt die gottesdienstliche Feier mit den Worten des Apostels: „Siehe, jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt sind die Tage des Heils!“ Sie klagt also nicht über die harten und schweren, sie mahnt vielmehr an die Gegenwart der guten Zeiten. Worin wohl liegt der Grund jener Klage? was ist Schuld daran, daß uns die Zeiten, in welchen unsre Lebenstage verlaufen, so herb und kummervoll erscheinen? Ohne Zweifel sind es die feindseligen Mächte der Selbstsucht, der Lüge, der physischen Schädlichkeiten und des Todes, die von

innen wie von außen in unzähligen Gestalten uns bedrohen. Was macht hinwiederum die Zeiten gut, was verwandelt die bösen Tage in Tage des Heils? Die Menschenfreundlichkeit und Gnade Gottes unseres Heilands. Ueberall soll das Böse überwunden werden durch das Gute, und der Tod durch die Macht des Lebens. Auf welchem Wege jedoch wird dieser große Vorgang ermöglicht? Welche Mittel sind es, die ihn bewirken und fördern? —

Jener geheimnißvolle Seher, der in den Zeiten des Exils unter den Verbannten seines Volkes am Euphrat wohnte: Der Prophet Ezechiel, fand sich einst durch eine Vision im Geiste nach Jerusalem versetzt, und sah daselbst von Mitternacht, d. h. von Norden, sechs gewaltige und furchtbare Männer daher schreiten, deren jeder eine tödtliche Waffe führte, während in ihrer Mitte in weißem Gewande ein Siebenter sich zeigte, der nach morgenländischer Sitte ein Schreibzeug am Gürtel trug. Gleich darauf ward eine Stimme von oben vernehmlich, die diesem letztern gebot: Wandle durch die Straßen der Stadt, und so oft du unter den Begegnenden einen antriffst, der über die Frevel und die Gottentfremdung trauert und Leid trägt, so zeichne ihn auf der Stirne mit dem Buchstaben Tau. Ihr Anderen aber folget ihm auf dem Fuße, und tödtet Alle, die ihr findet ohne Erbarmen; diejenigen nur, die ihr mit dem Tau gezeichnet sehet, diese verschonet.

Das „Tau“, wie der letzte Buchstabe des Alphabets genannt wurde, bei den Aegyptern ein Zeichen des Lebens, bei den Römern ein Zeichen der Lossprechung oder

Begnadigung eines Angeklagten, hatte in der ältern Schrift der Hebräer die Gestalt des Kreuzes. Die Mitternacht oder die nördliche Weltgegend, aus der in dieser Vision die Bewaffneten kamen, bedeutet die Region der Finsterniß; die sechs Männer selbst sind eben so viele Mächte des Todes. Es kann in unserer Aufgabe nicht liegen, die Ansichten zu prüfen, nach welchen man die Bedeutung dieser geheimnißvollen Sechszahl zu erklären gesucht.*) Wenn wir uns damit begnügen, jene verderblichen Mächte nach den Namen und Gestaltungen aufzuzählen, unter welchen sie in unserer Gegenwart auftreten, so dürfen wir annehmen, die erste sei der Unglaube oder der nach keiner Lösung suchende Zweifel, der auch Skepticismus genannt wird. Die zweite gewahren wir in der ausschließlichen Hinwendung zur Körperwelt, als der einzigen Wirklichkeit, oder im Materialismus. Die dritte jener Mächte ist die Trägheit oder die Scheu vor jeder geistig sittlichen Arbeit; die vierte die Starrheit der Eigensucht oder der Egoismus. Als die fünfte mag die fieberhafte Hast und Ungeduld gelten, die gar viele Gemüther beherrscht; als die sechste endlich der Nihilismus, d. h. die unsittliche Selbstläugung, die an die Stelle der sittlichen Selbstverläugung getreten.

---

*) Offenb. Joh. 13, 18. Im Gegensatze zu der hier bezeichneten Zahl hat man bekanntlich von jeher darauf hingewiesen, daß die sechs griechischen Buchstaben, mit welchen der Name Jesus geschrieben wird, als Zahlzeichen addirt die Zahl 888 bilden. Die Octave ist bekanntlich das Symbol der Wiederkehr und Vollendung.

Wie verderblich diese Gesinnungen in der Menschenwelt schalten, und wie entschieden die Kraft des Heils, die rettend und belebend ihnen entgegenwirkt, einzig nur im Zeichen des Tau, im Kreuze Christi zu finden, das wollen wir, an die Evangelien der sechs Sonntage anknüpfend, reiflich erwägen. Und so ist daher die lebensfeindliche Macht des Unglaubens und Zweifels die erste, die wir nun ins Auge fassen. An jeden Gläubigen tritt ja einmal der Lügengeist heran mit der verfänglichen Frage: Wenn du ein unsterblicher Geist und ein Kind Gottes bist, warum sollst du Noth leiden, von Hunger und Durst gequält werden, wie jedes Thier; warum gleich dem Steine der Schwere unterworfen sein und dem zermalmenden Sturze? warum ist dir nicht die Herrschaft verliehen über die gesammte Natur? — Wir wissen wie der Herr, als Menschensohn, diesen aufreizenden und prüfenden Hohn des Versuchers abgefertigt, und zwar durch die einfache Hinweisung auf Gottes Gesetz, Gottes Weltregierung und Majestät. „Jehova deinen Gott sollst du anbeten, und ihm allein dienen.“

Der Gottesgehorsam allein, der unter der Signatur des Kreuzes steht, überwindet alles Böse in der Kraft des Glaubens. Umsonst beruft sich die glaubensfeindliche Gesinnung, um sich zu rechtfertigen, auf die Widersprüche der Vernunft und der Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Forschung; sie vermag doch mit diesen Behelfen nichts zu bieten, was dem sittlich religiösen Leben förderlich wäre. Um jedoch darüber nicht oberflächlich zu urtheilen, wollen wir zuerst auf die widergöttliche Macht des Unglaubens

und die heilvolle des G l a u b e n s, sodann auf den angeblichen W i d e r s p r u c h zwischen Glaubenslehre und Wissenschaft, und das K r e u z, das denselben ausgleicht und versöhnt, unser Augenmerk wenden. —

I.

In alten Geschichten, die in das vierzehnte Jahrhundert zurück reichen, wird eines Landmanns in Toscana erwähnt, dem ein mächtiger und übermüthiger Nachbar den größern Theil eines Weinbergs entrissen, und gegen alles Recht in die Ländereien des eigenen Besitzes eingefriedigt hatte. Da dieser Gewaltthätige ein Glied der damals schon berühmten Familie der Mediceer war, so begab sich der Beraubte nach Florenz, um dort bei dem vornehmsten Manne und dem Haupte dieser Familie, Franz von Medici, sein Recht zu suchen. Die Anrede, die er an denselben hielt, ist das eigentlich Bemerkenswerthe, das diese Begebenheit auszeichnet. „Herr", sprach er, „Ihr seid überall geehrt als ein weiser und erfahrener Mann, der vielerlei Länder und Leute kennen gelernt, und darum wisset Ihr ohne Zweifel viel genauer als ich, daß in dieser unserer Welt bald dieses, bald jenes Uebel umherzieht und sich verbreitet, oder, wie man zu sagen pflegt, grassirt. Wie immer nun dasselbe heißen mag: Scharlach, Masern, Pocken, Pestilenz, oder Brand im Getreide, Traubenfäule, Raupenfraß, Erdbeben, Parteiwuth, Aufruhr und Krieg, so hilft wider solche Nothstände weder Sträuben noch Abwehr, es ist nichts dagegen zu thun, man muß eben dem Unabwendbaren in Geduld sich fügen, und es über sich ergehen lassen. Sollte also

eben jetzt eine solche Epidemie oder Mode herrschen, die darauf abzielt, oder es nothwendig so mit sich bringt, daß man ehrlichen Leuten ihr rechtmäßig ererbtes und erworbenes Eigenthum raubt und sich zueignet, so mag mein Nachbar, der Euer Vetter zu sein die Ehre hat, meinen Weinberg behalten. Grassirt aber derzeit diese Mode nicht, so steht es bei Euch mir gnädig zu sein, und zum Besitze meines Grundes und Bodens mir wieder zu verhelfen. — Lächelnd erwiderte Franz von Medici: „Die Mode, von der du redest, hat dermalen keine Geltung, und was dein ist, soll dein bleiben.

Der Doppelsinn, um welchen diese Rede sich bewegte, erklärt sich aus der zweifachen Bedeutung des darin gebrauchten italienischen Wortes Andazzo. Dieser Ausdruck nämlich, der mit dem Deutschen „Gang der Dinge" oder „gang und gäbe" übereinstimmt, dient eben so oft zur Bezeichnung einer grassirenden, ansteckenden Krankheit oder Seuche, als irgend eines herrschenden Gebrauchs oder Mißbrauchs, einer Meinung und Mode. In der That gewinnt alles Dasjenige, was zum bunten und wechselvollen Bereich der Mode gehört, seine Verbreitung und Zwingherrschaft durch eine Art von sittlicher Ansteckung, durch den Reiz des Beispiels und den Trieb der Nachahmung, so wie durch das ehrsüchtige Streben, es Anderen oder höher Gestellten gleich zu thun, und neben ihnen sich geltend zu machen. In solcher Weise geschieht es, daß gar Vieles, was an sich frevelhaft, verwerflich, oder mindestens zweckwidrig und albern ist, durch Eitelkeit und Weltsinn zu einer Art gesetzlicher Macht heran wächst, die keinen Widerspruch duldet.

Diesem gedankenlosen Zuge zu widerstehen, wird Jeder, der das Rechte sucht, schon im alten Gesetze ermahnt: „Folge nicht der Menge nach, um Böses zu üben, und halte dich in deinem Urtheile nicht an die Meinung der Mehrzahl, um vom Wege der Wahrheit abzulenken.*) Es ist nichts Vernünftiges dagegen einzuwenden, wenn ein Jeglicher, Mann oder Frau, in Kleidung und Haltung das Veraltete und eben dadurch Auffallende meidet, und ohne geckenhafte Sorgfalt oder Gefallsucht dem allgemeinen Brauche sich anschließt; da eine solche Anbequemung, sofern sie die Grenzen des Schicklichen nicht überschreitet, sogar zu den Pflichten des gesellschaftlichen Lebens gezählt werden kann. Ganz anders hingegen verhält es sich mit der Nachahmung jener Moden oder Modegedanken und neu auftauchenden Meinungen, die auf die wesentlichsten Fragen des religiösen Lebens sich beziehen. Urtheilen und denken wie alle Welt denkt, ist so viel als irren; denn die Urtheile der Welt sind oberflächlich, und ihren Gedanken fehlt das Licht des Geistes. Glauben oder fürwahrhalten was alle Welt glaubt, ist verderblich; denn der Glaube der Welt hat keine Wahrheit des Heils zu seinem Inhalt. So wird es bezeugt in den Worten des Herrn: „Gerechter Vater, die Welt hat dich nicht erkannt!“ **)

Wie dieß aber zu allen Zeiten der Fall gewesen, so ist es noch. Das Unkraut des bösartigsten Irrthums, das der Feind nicht ohne vielfache Schuld der Menschheit

*) Exod. 23, 2.

**) Joh. 17, 25.

in den Boden derselben gepflanzt, und das unter den heidnischen Völkern fast alle Keime der religiösen Wahrheit erstickt hat, entfaltet auch in der christlichen Welt eine Blüthenfülle, die mit ihrer bunten Farbenpracht nur den Unkundigen ergötzt. Dem Einen bedeutet die Gottheit so viel als das innere Wesen der Welt, und der Kosmos oder die Körperwelt soviel als der Leib oder die Erscheinung Gottes, so daß dieser Alles, die Welt aber Nichts ist. Dem Andern gilt nach umgekehrter Ansicht die Welt Alles, Gott hingegen bloß als ein Gedankending oder als eine Idee, die nur im menschlichen Denken vorhanden. Der Eine betrachtet die Seele des Menschen als etwas Unerschaffenes, dem göttlichen Wesen Entströmtes, als einen Hauch oder Funken Gottes; der Andere wieder hält sie für einen bloßen Mittelpunkt oder ein Centrum, worin gleich den Radien (Strahlen) eines Kreises viele Empfindungsnerven sich vereinigen, und von wo aus dann wieder die Strömungen oder Rückwirkungen nach außen erfolgen.

Wie vielerlei Ansichten der Art, von altgriechischen wie von neu germanischen Weltweisen ersonnen, ließen noch sich aufzählen, wenn es erlaubt und geziemend wäre, die Geduld der Hörer (oder Leser) auf solch eine Probe zu setzen! Der alte Spötter Diogenes wurde einmal gefragt: warum die Leute den blinden oder lahmen Bettlern so bereitwillig milde Gaben spenden, den Philosophen hingegen nichts? Er antwortete, dieß habe seinen guten Grund. Denn beim Anblick eines solchen Elenden fühlt oder ahnet Jedermann, daß ein ähnliches Unglück auch ihn treffen, daß er ebenfalls verarmen, blind oder lahm werden könne; hingegen ein Philosoph zu werden, das

befürchtet Niemand. — Diese boshafte Bemerkung ist insofern richtig, als nur Wenige geneigt sind, sich der Arbeit des Denkens zu widmen. Und dennoch ist, nach einem bekannten Spruche, jeder Mensch ein geborner Philosoph, und zwar deßhalb, weil er kraft seines geistigen Selbstbewußtseins das Denken über die Ursachen der Dinge nicht vermeiden, sich dessen nicht erwehren kann. Läßt die Naturanlage sich nie so gänzlich hinaustreiben, daß sie, wie der römische Dichter sagt, nicht immer wieder zurück kehre, so wird das auch von der Thätigkeit und den Bedürfnissen des Geistes die Geltung behaupten.

Fühlen demnach die Menschen sich innerlich bestimmt oder genöthigt, in allem Erscheinenden die Aeußerung eines inneren Grundes zu sehen, und nach der letzten Ursache der Dinge, auch des eigenen Wesens und Daseins zu forschen, so verlaufen sich solche Gedanken doch auf mancherlei Abwege, die den Gebildeten nicht minder irre führen, als den Rohen. Diejenigen, die über die räumlichen Vorstellungen und Begriffe nicht hinaus kommen, oder die sich selber innerlich von Gott entfernt fühlen, denken sich ihre Gottheit ebenfalls in unermeßlicher, unerreichbarer Ferne, wodurch dann jedes innige wechselseitige Verhältniß, jeder Lebensverkehr ausgeschlossen wird. Andere wieder, welche die Gottheit so nahe als möglich, ja in ihrem eigenen Innern zu besitzen wünschen, gelangen zu diesem Fund auf zwei entgegen gesetzten Wegen, indem sie entweder den Geist oder die Natur vergöttlichen. Wird nämlich der erschaffene Geist als ein göttlicher Funken gepriesen, der aus der unendlichen Wesenheit Gottes hervor

gesprüht, so trägt der sterbliche Mensch eben schon das Göttliche in sich selber. Wird aber das, was man Geist nennt, nicht als etwas Wesenhaftes (Substantiales) angesehen, sondern als Gipfel und Blüthe eines hoch gesteigerten animalischen Lebens, so muß auch die Idee von Gott in das Gegentheil sich verkehren. Je tiefer nun das Denken und Streben der Menschen in der irdischen Welt befangen, desto gewöhnlicher suchen sie die letzte oder absolute Ursache aller Dinge in der dunklen Naturkraft, als sei diese das innere Grundwesen des Weltalls.

Weil jedoch das religiöse Gefühl und Bedürfniß eine Thatsache bleibt, die sich nicht läugnen noch aus dem Gemüthe der Menschen tilgen läßt, so behilft man sich damit, die Religion als ein Gefühl der Abhängigkeit von den Mächten der Natur oder des großen Weltalls zu erklären, und dieses halbbewußte, träumerische Gefühl mit poetischen Redensarten oder Floskeln aufzuschmücken. Und daß diese anthologische Kunst überall Beifall und Nachfrage findet, das ergibt sich aus dem vielbeliebten, wiewohl widergöttlichen Gerede von der ewigen, allmächtigen, schöpferischen, heiligen Natur, als der Mutter aller Wesen, und von jener Vischnuitischen Allgegenwart der Gottheit, die im Säuseln der Frühlingsluft, im Rieseln der Quellen, im Rauschen der Wälder, im Flöten der Nachtigall von empfindsamen Seelen sich erlauschen läßt. Nichts natürlicher daher, als daß in die Uebungen einer so abgeschmackt-sentimentalen Naturverehrung ganz verstohlen die Ansicht sich einschleicht, welche den Menschen rein unter die Naturwesen zählt, das sittlich Böse oder Gute als Wirkung organischer Anlagen,

den Glauben an ein Jenseits als Vorurtheil, und die positive Religion als Aberglauben betrachtet.

Nur allzu offenbar ist diese Art von Weltanschauung der beliebteste „Andazzo“ der Gegenwart, die Denkweise, die am meisten im Schwunge, die Epidemie der geistigen Welt, die weit mehr Gefahren bringt, als alle die übrigen argen Verwicklungen und Wirren. Denn die traurigen Erfolge, die überall, wo sie sich einbürgert, unausbleiblich hervor treten, wer vermag sie nach ihrem ganzen Umfang zu ermessen? Was den geistigen Menschen über das Thier erhebt, was ihn innerlich befreit, veredelt und tröstet, was durch Ehrfurcht vor Recht und Sitte die Gesellschaft ordnet und befestigt, alles das verbleicht und welkt dahin; die Grundlagen des Friedens wanken; die Würde und Bestimmung des Menschen geräth in Vergessenheit; die Stimme des Gewissens wird verachtet; Frevel und Sünde haben keine Schrecken mehr, und ungeachtet aller Fortschritte dynamischer und chemischer Erfindungen müßten die Völker, wenn keine höhere Lenkung sie schützte, in den Abgrund der Verthierung und Verwilderung, in die Barbarei einer maßlosen Selbstsucht hinabstürzen. Dieß ist die verderbliche Macht, die aus den lichtlosen Tiefen des Unglaubens, aus der Läugnung des lebendigen, d. h. persönlichen und heiligen Gottes hervor bricht.

Wir wollen jedoch von diesem an sich trostlosen Bilde uns abwenden, um in einer merkwürdigen Begebenheit der neuesten Zeit eine Wendung der Dinge zu schauen, die zu jener, die wir eben betrachtet, den entschiedensten Gegensatz bildet. Fern in der Inselwelt der unermeßlichen Südsee (Polynesien) liegt eine kleine Zahl

niedriger mit Cocospalmen bewachsener Inseln, (die Suwarovgruppe), auf welchen, wie auf jedem von Korallen gebildeten Boden, an fruchtbarem Erdreich Mangel ist, so daß jeder Fußbreit desselben ein Gegenstand blutiger Kämpfe wird. Einem der Häuptlinge war es gelungen, die sämmtlichen Inseln seiner Alleinherrschaft zu unterwerfen, und die Siege, die er gewonnen, hatten zur Zerstörung vieler Cocospalmen Anlaß gegeben, die nach einem barbarischen Gebrauche von den Siegern umgehauen wurden. Bald nachher erhob sich ein so heftiger Sturm aus Westen, daß die Brandung der See einen großen Theil der fruchtbaren Erde hinwegspülte, und viele der übrig gebliebenen Palmen gebrochen am Boden lagen. In diesem Zustande konnten die Inseln ihren bisherigen Bewohnern nicht mehr die nöthige Nahrung bieten, und man erkannte die Nothwendigkeit, die Zahl derselben, die auf ungefähr Tausend sich belief, beträchtlich zu vermindern. Diese Maßregel wurde durch den Häuptling ausgeführt, der auf den Rath seiner Zauberer zwei unterjochte Stämme die Inseln zu verlassen zwang.

Mehr als zweihundert Menschen mußten nun, theils auf gezimmerten Kähnen (Piroguen) theils auch nur auf Flößen sich einschiffen, um auf gut Glück irgend eine wirthliche Küste aufzusuchen. Die armselige Flotille wurde sehr bald getrennt, von Wind und Wogen verschlagen, und die Mehrzahl der Flüchtlinge fand im Schlunde der Haifische oder in den Fluthen ihren Tod. Nur eines jener Flöße trieb, ohne zerschellt zu werden, eine Woche lang auf den Wellen umher, bis es endlich in eine Brandung gerieth, und an einer Korallenbank zerschmettert wurde.

Von der ganzen Schaar der Unglücklichen, die auf demselben, von Hunger und Durst gefoltert und von Haifischen geängstigt, so mühsam ihr Leben gefristet, gelang es nur acht Männern und zwei Frauen, die Bank zu erreichen und das nackte Leben zu retten. Das Morgenlicht, auf das sie mit Sehnsucht gewartet, begann endlich zu dämmern, aber nur um ihnen neue Schrecken zu bringen. Denn als sie über das Fahrwasser, das den Korallenriff vom eigentlichen Lande trennte, hinüber blickten, erkannten Einige von ihnen, daß sie auf der Insel Uëa oder Uvea (in der Loyalitäts-Gruppe) sich befanden, deren Bewohner als grausame Anthropophagen, zu deutsch Menschenfleischverzehrer, in jenem Archipel überaus verrufen und gefürchtet waren. Die Angst der Flüchtlinge erreichte ihre Höhe, als sie einiger Männer ansichtig wurden, die auf auf ihren Canots herüber kamen. Sie warfen sich, auf das Schlimmste gefaßt, zu Boden; den Haifischen, die gleichfalls den Namen der Menschenfresser führen, waren sie entronnen, diesen Unmenschen konnten sie nicht entfliehen. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie gegen alles Erwarten eine so wohlwollende und mitleidsvolle Behandlung erfuhren, daß sie eine Zeitlang für Träumende sich hielten, und an die Wirklichkeit dessen, was mit ihnen vorging, nicht recht glauben konnten! Sie wurden ans Land gebracht, mit größter Freundlichkeit bewillkommt, und mit Sorgfalt verpflegt; man versah sie mit allem, dessen sie bedurften, und wies ihnen in einer fruchtbaren Gegend Grund und Boden an, auf dem sie ihre Hütten erbauten und eine Ansiedelung gründeten.

Was war mit diesen Insulanern vorgegangen, oder welcher neue Lebenskeim hatte unter ihnen sich eingefunden, der in ihren Sitten und Gebräuchen einen so raschen Umschwung hervorbrachte? Schon im vierten Jahrzehent unseres Jahrhunderts war es dem Heldenmuthe eines französischen Missionärs, der jetzt als apostolischer Vicar (und Bischof von Enos) mit der bischöflichen Würde bekleidet ist, in solchem Grade gelungen, dem Lichte des Evangeliums Eingang zu verschaffen, daß nicht allein das Volk, sondern auch die Adeligen und der oberste Häuptling oder König von Uvea dem christlichen Glauben und Gesetze sich unterwarfen, und daß auch alsbald aus Palmstämmen ein schmuckes Kirchengebäude sich erhob, das für zweitausend Menschen Raum gewährt.*) Dieses Beispiel einer so segensreichen und doch beziehungsweise so raschen Umstaltung steht nicht allein: nicht bloß die ältere Geschichte, sondern auch die der Neuzeit ist an ähnlichen Begebnissen reich genug, in welchen das Evangelium seine wunderbare Kraft erwiesen. Der heilige Glaube, der, wie Ambrosius lehrt, die Erlösung der Seele in sich trägt, ist die einzige Macht, die überall wo sie Gehör findet, die Trugbilder und Gräuel des Heidenthums verscheucht, die Menschen aus der Rohheit und Verthierung erhebt, und ihre geistig sittliche Würde wieder herstellt; in ihm ist der Anfang und die wesentliche Bedingung des Lebensverkehrs mit Gott, und daher auch die Grundlage aller echten sittlichen Veredlung und Bildung. Vermag eine Menschenweisheit, die vom Glauben

*) Ausland 1858.

entfernt, ihre eigenen Wege sucht, solch ein Werk zu vollführen? Kann die Naturwissenschaft und die Industrie auch nur den geringsten Ersatz bieten für die Güter des Heils und der Gnade? Oder besteht in der That ein so unversöhnlicher Widerspruch zwischen Religion und Vernunft, zwischen Glauben und Wissen, daß man, um dem einen treu zu bleiben, vom andern sich lossagen muß? Dieß ist die alltäglich sich wiederholende Frage, an der wir nicht gleichgiltig vorübergehen dürfen.

II.

Nach einer uralten Sage, die der Geschichtschreiber Josephus Flavius aufbehalten, hatten die Sethiten, d. h. die Nachkommen des Seth, von diesem ihrem Ahnherrn die Weissagung vernommen und in der mündlichen Ueberlieferung bewahrt, daß eine zweimalige Verwüstung der Erde bevorstände, und zwar die eine durch gewaltige Wasserfluthen, die andere durch die verheerende Macht des Feuers. Als Hüther des Glaubens, in der überlieferten Uroffenbarung, so wie der gottesdienstlichen Gebräuche, wünschten sie nicht bloß diese, sondern zugleich auch die Kenntnisse und Künste, die sie als Culturvolk erworben, für die Nachwelt zu bewahren. Sie beschloßen deßhalb, zwei colossale Denksäulen oder Obelisken aufzustellen, deren eine aus Eisen oder Erz bestand, um der Gewalt des Wassers zu widerstehen, die andere aus Backsteinen, die das Feuer nicht leicht zerstörte, damit jedenfalls einem dieser Monumente die Dauer gesichert bleibe. In jede dieser Säulen gruben sie dann die gleiche Denk-

schrift, welche sowohl die wichtigsten praktischen Lehren über Ackerbau, Metallgewinnung und andere Culturkünste, als auch die Kunde von Gott, von der Weltschöpfung, vom göttlichen Gesetz und dem verheißenen Mittler zum Inhalt hatte.

Ob nun diese Sage auf einem geschichtlichen Vorgang gegründet oder rein erfunden sei, jedenfalls sind darin sehr belangreiche Thatsachen angedeutet, die mit einander im engsten Zusammenhang stehen. Die erste dieser Thatsachen, die nicht bloß vom Zeugnisse der heiligen Urkunde besiegelt, sondern auch aus andren kaum widerleglichen Gründen erweislich wird, besteht darin, daß die Menschen ursprünglich d. h. in der vorgeschichtlichen Zeit keine Erdgebornen (Autochthonen), keine aus dem Schooße der Erde und gewißen Vorstufen der Thierwelt entsprossene Halbthiere waren, etwa um eine Stufe höher entwickelt als die Schimpanse und die Orang-Utans; auch keine in Unwissenheit und Rohheit stumpfsinnig dahin träumenden Wilden, wie sie jetzt in Australien, Neu-Guinea und in brasilischen Urwäldern vorkommen. So gewiß der Mensch von Gott zu einem ganz wunderbaren Dasein, in welchen (synthetisch) geistiges und organisches Leben sich einigt, und zu einem übernatürlichen Ziele erschaffen ist, eben so gewiß ward er auch in seiner ideellen Richtung nicht sich selber überlassen, sondern auf übernatürliche Weise von Gott belehrt; darum auch die Religionen der ältesten Völker, von welchen uns einige Kenntniß geblieben, an einfacher Würde und Reinheit die der späteren Nationen bei weitem übertreffen.

Die andere Wahrheit, die in jener Sage sich ausprägt, besteht darin daß die gläubige Kenntniß eines persönlichen, unendlichen, heiligen Gottes, ohne dessen Gnadenhülfe kein Irdischer seine Lebensbestimmung erreicht, sowie die Aussicht auf ein zukünftiges Leben, für das Gedeihen der Menschenwelt mindestens eben so nothwendig und unentbehrlich ist, als die Bekanntschaft mit den Verhältnissen und Eigenschaften der Naturwesen, und mit den materiellen Behelfen des irdischen Lebens. Dazu kommt dann noch als dritte Anwendung der Hinweis auf die Thatsache, daß es für die Menschen aller Zeiten eine zweifache Gottesschrift oder Offenbarung gibt, die jedoch, weil sie auf unverwüstlicher Grundlage geschrieben, keiner Denksäule von Stein oder Erz bedarf. Die eine dieser Denkschriften ist für die Vernunft bestimmt, die andere für den Glauben. Die eine erweiset sich als die Schrift des Schöpfers in der unermeßlichen Mannigfaltigkeit und Schönheit des sichtbaren Weltalls oder des Kosmos, von welchem im Psalme gerühmt wird: „Wie groß und herrlich sind deine Werke, o Herr, alle hast du in Weisheit gegründet!" *) Die andere Denkschrift: die Offenbarung Gottes als des Gebieters, Gesetzgebers und Erlösers der Menschen, ist unverlöschlich bewahrt im innern und geschriebenen Wort, im Gewissen und Gesetz, im Evangelium und in der Kirche.

---

*) Pſ. 103, 24. — Sehr beachtenswerth ist Edw. Bauer's Symbolik des Kosmos, 2. Auflage, Weimar 1854, eine auch in Anwendung auf das positive Christenthum gehaltvolle und lehrreiche Darstellung.

Wie verhält es sich aber mit jenen Inschriften der Sethiten in unsrer Gegenwart? Ueberall vernimmt man die Behauptung und Versicherung, daß die Lehren des Glaubens und jene der Naturwissenschaft, die religiösen Ansichten und die Ergebnisse der mathematischen Forschung auf einer und der nämlichen Denksäule keinen Raum haben, sondern sich wechselseitig anfeinden und verdrängen; überall werden sie als nicht zusammen gehörig erachtet und streng geschieden. So wird es von der Mode gefordert, die auch mit dem Namen der Opinion oder der öffentlichen Meinung sich brüstet, und aus diesem Titel ihre volle Berechtigung herleitet. Die Wissenschaft, so ruft sie, erleuchtet und befreit; der Glauben verfinstert und knechtet. Nicht zwar die echten Meister der Naturwissenschaft, die sich niemals in Hochmuth übernehmen, wohl aber ihre Nachtreter und Kärrner grollen dem Glauben, den sie als Aberglauben und Blödheit in Verruf zu bringen nicht müde werden, und aus welchen Beweggründen? Es ist allerdings bedenklich, sie näher zu bezeichnen, was ohne manch ein verletzendes Wort kaum geschehen kann; und dennoch geziemt es nicht, an jedem Stein des Anstoßes, der mitten auf der gangbarsten Straße liegt, schweigsam und vorsichtig vorüber zu schleichen.

In den Wäldern des Unionstaates Indiana, wie ein berühmter Reisender*) berichtet, wird nicht selten der Ruf eines Vogels vernommen, der sehr deutlich so lautet wie (in Englischer Sprache) die Worte: „Wer bist du?“ Ein Negersclave, wie man sich dort erzählt, hatte einmal

*) Graf Görz.

auf einer Pflanzung von seiner Feldarbeit sich fortgestohlen und die Flucht ergriffen. Um unentdeckt zu bleiben, hatte er so schnell als möglich in das Dickicht der Wälder sich vertieft, als plötzlich jener Zuruf: „wer bist du?“ in sein Ohr drang. Bestürzt und erschrocken zog er seinen Strohhut ab und erwiederte: „Herr, nur ich;“ und überzeugt, daß man ihm auf die Spur gekommen, besann er sich nicht lange, sondern kehrte eiligst zu seiner Arbeit zurück.

Wir Sterblichen sammt und sonders sind Fremdlinge in dieser Welt, aus einer schönern irdischen Urheimat entfernt, und wiewohl keine Sclaven, was wir in keinerlei Sinne sein dürfen, doch jedenfalls zu emsiger Arbeit bestellt und berufen. Ob nun der Eine hinter dem Pfluge geht, der Andere die Bewegungen der Gestirne berechnet, den Elementen der Natur oder jenen der Sprachen nachforscht; in Einer Richtung sollen Alle überein kommen, indem sie nämlich in gleichem Maße das Gebot beachten: „Den Herrn deinen Gott sollst du anbeten und ihm allein dienen.“ Zwischen den Namen „Gott“ und „Herr“ wie Chrysostomus sagt, ist keine Verschiedenheit, sie bedeuten eins und dasselbe. Alle ohne Ausnahme sollen also Gottes Diener sein, die für die Verherrlichung seines Namens, für die Förderung seiner beseligenden Absichten arbeiten und wirken. Gar oft aber benehmen wir uns wie treulose Knechte, die ihrem Herrn und ihrer Pflicht den Rücken kehren; wir verlassen die höchste Aufgabe des Lebens, entfernen uns vom Weinberg, vom Acker des göttlichen Hausvaters. Irgend einmal jedoch wird an Einen und den Andern innerlich die Frage kommen: „Wer bist du?“ Und wenn diese Frage ihn wie

eine Warnung trifft und erbangen macht, so wird er wohl antworten müssen: Herr, unsichtbarer, unbegreiflicher Gebieter, nur Ich — ein armes, einsames, in sich hülfloses Wesen, das sich von dir entfernt hat und wieder zurück zu kehren verlangt in den Gehorsam der Liebe.

Es ist jedoch dafür gesorgt, daß solch ein innerer Vorgang nicht allzu oft sich ereigne, oder mindestens ohne nachhaltige Wirkung bleibe. Denn fürs erste wird der Ausdruck „Gott der Herr, Herr Gott" nur noch im Munde gemeiner und wenig gebildeter Leute gefunden, während er in der gebildeten Welt als altfränkisch oder auch als pietistisch aus der Mode gekommen. Ueberdieß wird auch dem alten Sinnspruch: „Erkenne dich selbst" kein sonderlicher Werth mehr beigelegt; das Forschen im Dunkel des eigenen Innern, es sei nun im ideellen und philosophischen, oder im praktischen und christlichen Sinne, gilt als eine verlorene Mühe; es wirft nichts ab, und führt zu keinem ersprießlichen Ergebniß. Einen sicheren Boden, so versichert man, gewährt die Körperwelt; nur die Natur biete augenfällige Vorgänge und Thatsachen dar, die Niemand läugnen könne, nur in ihrem Gebiete sei volle Gewißheit zu finden!

So geharnischt aber solche Behauptungen auftreten, so wankend ist doch gar oft der Boden der Hypothesen und Voraussetzungen, auf welchem sie zu stehen vorgeben. Denn was bedeuten die so üblichen Namen Stoff und Kraft? Welches Auge hat die Atome, die Urzellen, die Molekülen gesehen? Was ist das Wesen des Lichtes, der Wärme, der Elektricität? Wer erklärt das Geheim-

niß des Pflanzen- und Thierlebens, das man mit dem Namen der Lebenskraft bezeichnet? Auf das Unsichtbare und auf gläubige Annahmen zurück zu gehen, dazu muß letztlich selbst die Naturwissenschaft sich entschließen. Ihr gegenüber ruht aber auch der Glaube auf der Grundlage unumstößlicher Thatsachen der Erfahrung und Geschichte, und gleich wie er in diesen historischen und körperlichen Zeugnissen seine feste äußerliche Stütze oder objective Sicherheit findet, so hat er sich auch einer mindestens eben so großen inneren (subjectiven) Gewißheit zu erfreuen.

Wenn nun dennoch im Gebiete des Glaubens oder der Offenbarung und ihrer willigen Annahme, dem Widerspruch und dem Zweifel ein so großer Spielraum gegönnt ist, so kann dieß nur darum uns befremden, weil wir die Verhältnisse, die hier zusammen wirken, nicht gehörig erfassen und würdigen. So himmlisch die Gabe des Glaubens, und so unentbehrlich das Licht, das er über die Aufgaben und Räthsel des Erdenlebens verbreitet, immer bleibt doch der Wille in seiner Freiheit so selbstständig, daß auch die klarste Ueberzeugung keine Zwingmacht über ihn üben kann. Dazu kommt noch ferner zu beachten, daß der Glaube als Thätigkeit, d. h. als inniges Festhalten der Wahrheiten und Thatsachen des Heils, mit dem eigentlichen Schauen, als einer durch die Sinne vermittelten Wahrnehmung nichts gemein hat, und daher auch durch keine Vorstellung aus der sichtbaren Welt anders als bloß bildlich (figürlich) unterstützt werden kann.

Zwar reicht auch die geistige Vernunft (das Denken des erschaffenen Geistes) über alles Sichtbare und

Sinnliche hinaus; allein bei der Zerrüttung oder gestörten Ordnung (Abnormität), die dem jetzigen Zustande des Menschen eigen, wird sie nicht selten von Sinnentäuschung und Selbstsucht dergestalt getrübt, daß sie, nach einem altdeutschen Sprichwort, einem Lichte in rußiger Ampel gleicht. Aber auch davon abgesehen vermag die erschaffene Vernunft durch sich weder die Absicht Gottes in der Schöpfung zu erfassen, noch die Höhe der Vollendung, zu der er die geistigen Geschöpfe erheben will,*) und wenn ihr auch das Bedürfniß der Erlösung und Erneuerung niemals ganz fremd bleiben konnte, so war sie doch nicht im Stande, die Mittel und Wege oder das Mysterium zu errathen, wodurch die ewige Liebe diese Umschaffung vollbringen werde. Und da nach allem dem der heilige Augustinus darin Recht behalten wird, „daß ohne göttliche Gnade Gott nicht erkannt wird," so handelt es sich überdieß für den Einzelnen noch darum, daß er aufrichtig nach der Heilswahrheit verlange, und mit jenem Manne im Evangelium seinen Erlöser anrufe: „Ich glaube, o Herr; hilf meinem Unglauben — lasse mich Schwachgläubigen deinen Beistand erfahren und dadurch im Glauben erstarken."**)

Die Vernunft, oder eigentlich der vernünftige Geist sucht und strebt nach der Wahrheit, aber bei rechter Selbsterkenntniß weiß er, daß er sie rein aus

*) Professor Dr. J. N. Ehrlich Leitfaden für Vorlesungen über die allgemeine Einleitung in die theologische Wissenschaft und die Theorie der Religion und Offenbarung. Prag 1859. §. 128 f.

**) Marc. 9, 24.

eigener Kraft nicht erreicht. Der Gläubige besitzt die Wahrheit, jedoch nur in dem Maße, als er fortfährt, sie immer noch eifrig zu suchen, und zwar auf dem Wege der zunehmenden Kenntniß: weil die Fülle der Offenbarung unerschöpflich ist, sodann auf dem Wege der Gottesliebe und Willenstreue: weil er die Kraft der Heilswahrheit erfahren und erleben soll. Der Glaube ist nicht Unvernunft, die Vernunft ist nicht Unglaube. Beide stehen unter der Signatur des Kreuzes, beide werden durch das Kreuz geregelt, geläutert und mit einander versöhnt. Das Kreuz, das der Vernunft auferlegt ist, besteht darin, daß sie auf jedem Gange ihrer Forschung zuletzt dem Uebersinnlichen, der unlösbaren Frage nach dem Wie des Ursprungs der Dinge, also dem Geheimniß begegnet, und daher ihre Grenzen anerkennen muß: daß sie von der Beschaffenheit jenseitiger Zustände nichts weiß, und eben so wenig den Menschen aus Sündenschuld und Tod zu erlösen vermag, daher sie sich demüthigen muß unter der himmlischen Weisheit Christi.

Das Kreuz des Glaubens hingegen ist die ihm gesetzte Lebensbedingung, daß er in Gottesgehorsam, Selbstbeherrschung und wahrhafter Nächstenliebe sich thätig erweise, weil er widrigenfalls kraftlos und todt ist, oder wo er an Haß und Verfolgung der Ungläubigen Gefallen findet, in Fanatismus entartet. Der Apostel will, daß unser Gottesgehorsam vernunftgemäß sei, und daß wir, was wahrhaft Gott gefällig, mit Sorgfalt erforschen. Er will auch, daß wir durch die Erleuchtung des göttlichen Geistes zunehmen in der Erkenntniß

Gottes, in der Wissenschaft von der Herrlichkeit seiner Weisheit und Macht, und von den Reichthümern seiner Gnade, die er in Christo uns geoffenbart. Darum kann ein träger, gedanken- und liebloser Glaube keinen sonderlich größern Werth haben, als der unvernünftige, jede sittliche Mühe scheuende, schlaffe und faule Unglaube, wie er unter Leuten, die sich gehen lassen, so häufig zum Vorschein kommt. Ein heilvolles und lebendiges Streben ist nur dann dem Glauben eigen, wenn er über alles nach dem unschätzbaren Gute der göttlichen Wahrheit der Offenbarung, und zwar der vollständigen, reinen und unverkünstelten Wahrheit Verlangen trägt.

Es war im Jahre 1846, als der Padischah Abdul Medschid den Entschluß faßte, die weltberühmte, ursprünglich der Sophia oder der göttlichen Weisheit gewidmete Kirche in Stambul durch den Architekten Foscati ausbessern und die Ornamente wieder herstellen zu lassen. Als dieser herrliche Tempel zu einer Moschee entwürdigt wurde, hatten die Türken die Kuppel und Wände mit einer dichten Stuccatur überzogen. Diese wußte Foscati mit großer Vorsicht zu entfernen, und nun enthüllten sich dem Blicke die prachtvollsten Werke christlicher Kunst; Sculpturen und Bilder, die den leidenden oder verklärten Erlöser, die heilige Jungfrau, die Apostel, die Märtyrer und andere Heilige darstellten, kamen in ungetrübter Schönheit zum Vorschein. Der Sultan betrachtete alles das voll Staunen und Entzücken, und befahl dann, es so schnell als möglich wieder mit Stuccatur zu bedecken.

Auch in der abendländischen Christenwelt sind solche Stuccaturarbeiter geschäftig, um die himmlischen Thatsachen und Sittengebote des Glaubens, die Offenbarungen der ewigen Weisheit, die Dogmen der lehrenden Kirche mit irdischem Stoffe zu überkleben. Sie verbergen die göttliche Heilswahrheit und Heilsanstalt unter der Gypsdecke der Vernunft- und Gefühlsreligion, des Geistes- und Naturcultus, des Humanismus und Utilismus; allein kein Menschenwerk der Art ist von Dauer, es wird abgelöset und fällt, und das Gotteswerk tritt wieder an's Tageslicht; Moden und Meinungen wechseln; Christi Wort und That wird ewiglich bestehen. —

Zweiter Vortrag.

„Der erste Mensch, von der Erde, ist irdisch; der zweite Mensch, vom Himmel, ist himmlisch.“
(1. Cor. 13, 47.)

Eingang.

Am Fuße des Libanon, (eigentlich des Dschebel Kalamun) in der Nähe der Stadt Damascus, erstreckt sich zwischen den Hügelketten, die von jenem mächtigen Gebirgsiock auslaufen, ein reizendes Thal, Halbun genannt, dessen Bewohner seit alter Zeit einen seltsamen Ruf sich erworben haben, so daß sie zur Zielscheibe des Spottes geworden sind. Unter den Gewohnheiten, die ihnen eigenthümlich, ist vorzüglich diese merkwürdig, daß sie nach uralter Sitte, die von den alten heidnischen Völkern Vorderasiens abstammt, jedes unbebaute, lediglich von Regen bewässerte Gefilde mit dem Namen Baalsland bezeichnen, und daher auch die auf solchen Ländereien gesammelten Früchte auf dem Markte zu Damascus als Baalsfeigen, Baalstrauben, Baals-Granatäpfel von Halbun auszurufen pflegen. Eine andre Seltsamkeit, die man sich von ihnen erzählt, und die an ähnliche auch im Abendlande übliche Volkssagen

erinnert, ist die Geschichte von einem Berge oder Hügel der ihren Häusern und Gärten so nahe stand, daß er denselben den Sonnenschein entzog, weßhalb sie den Beschluß gefaßt haben sollen, ihn von der Stelle die er einnahm wegzuschieben, was ihnen jedoch, weil die dazu verwendeten Stricke zerrißen, kläglich mißlungen sei. Außerdem wird diesen syrischen Abderiten nachgesagt, daß sie auf die Lampendochte, die von ihnen aus dem Marke einer Gebirgspflanze verfertigt und in Damascus feil geboten werden, einen so hohen Werth legen, als ob sie dieselben für unentbehrlich erachteten. Darum, da sie einst von den Städtern eine Beleidigung erduldet, wußten sie an diesen nicht empfindlicher sich zu rächen, als daß sie ihre Lampendochte ihnen vorenthielten; indem sie darauf rechneten, die armen Städter würden nun bei Nacht in der Finsterniß umher tappen müßen. *)

Sehen wir genauer zu, so werden wir auch in unserm Abendlande Leute genug finden, welche diesen gemüthlichen Thalbewohnern es nachthun, nur in nichts weniger als unschädlicher Weise. Daß auch bei ihnen das Symbol der Naturmacht: der in Sonnengluth wirksame Baal immer noch in Ehren steht, deß haben sie kein Hehl, indem sie mit einer Art religiöser Begeisterung die Natur als ihre Gottheit preisen, und sich selbst als die Priester oder mindestens Leviten dieses Cultus bezeichnen. Es erheben sich aber in der sittlichen und ideellen Region des Lebens gewiße Höhen und

---

*) Dr. Jg. Wetzstein in der Zeitschrift der deutsch-morgenländischen Gesellschaft. Ausland 1857.

Felsgipfel, welchen man Schuld zu geben pflegt, daß sie der Baalssonne des sorglosen Naturlebens im Wege stehen, und über die Menschenwelt ihre düsteren Schatten werfen. Zu solchen Verdunklern zählt man den Glauben an einen persönlichen, heiligen Gott, der einem Jeglichen vergelten werde nach seinen Werken; den Glauben an einen einzigen Heilsweg, den Christus angebahnt, an die jenseitige Fortdauer der Sterblichen, und die selige oder unselige Wendung ihres ewigen Geschickes. Fast in jedem Jahrzehent treten neue Titanen auf, um mittelst der Geflechte der negativen Kritik diese Berge zu umschlingen und hinweg zu rücken, die jedoch, weil auf ewigen Grundfesten stehend, jede solche Bemühung vereiteln.

Doch nicht bloß um den Zugang des Sonnenlichtes, auch um die nächtliche Beleuchtung machen diese Halbuniten sich verdient. Ihres Dafürhaltens sind sie allein im Besitze des Stoffes und der Technik, um für die Lampe der Wahrheit die echten Dochte zu liefern, die man daher, um nicht in der Finsterniß des Aberglaubens zu bleiben, ausschließlich von ihnen beziehen müsse. Der Grundstoff oder das Prinzip, aus welchem diese Dochte angefertigt werden, ist eben das Stoffliche selbst oder das Materielle. Als volle Wirklichkeit gilt ihnen einzig nur die Körperwelt mit ihren sinnfälligen Erscheinungen und Gestalten, die als solche zwar im steten Strome und Wechsel kommen und vergehen, aber aus dem verborgenen Naturgrunde stets wieder neu sich entwickeln. Allein der Grundfehler dieser sogenannten Weltanschauung liegt in ihrer Einseitigkeit, denn unläugbar

gibt es außer der Körperwelt noch ein anderes Gebiet, das den Gesetzen des geistig-sittlichen Lebens untergeordnet ist, und dem auch der Mensch mit seinem Wesen und seiner Bestimmung angehört. Jener rastlose Wechsel aber, dem die Menschenwelt gegenwärtig unterworfen, soll am Schlusse der jetzigen Weltzeit, am großen Tage der zweiten Offenbarung (Parusie) des Herrn sein Ende erreichen. Denn „der erste Mensch, von der Erde, ist irdisch; der zweite Mensch, vom Himmel, ist himmlisch. Wie wir also das Bild des Irdischen getragen, werden wir (dann) auch jenes des Himmlischen tragen."

Für die volle und bleibende Wirklichkeit ihres Daseins ist also auch die Natur (im organischen oder leiblichen Menschenleben) an die Ordnung der sittlich geistigen Welt angewiesen, und im Hinblick auf dieses Ziel ihrer Vollendung geschieht es, daß der Apostel uns ermahnt, nicht sowohl auf das Sichtbare unser Augenmerk zu wenden als auf das Unsichtbare, weil die sichtbaren Dinge zeitlich sind, diejenigen hingegen, die noch nicht gesehen werden, unvergänglich und ewig.*) Wer nun das Sichtbare und Sinnfällige oder die Körperwelt, deren Grundwesen die Natur genannt wird, als den Inbegriff aller und jeder Wirklichkeit oder als das einzig Reale ansieht, der weiß auch nur von einem irdischen, sterblichen, vergänglichen Menschen, dessen übersinnliche, sittliche Würde und selige Bestimmung er dahin gestellt sein läßt, oder vollends bestreitet und läugnet. In dieser feindlichen Richtung bewegt sich jene,

*) 2. Cor. 4, 18.

allem Idealen abholde, maßlose Ueberschätzung und Verherrlichung der physischen Welt, welche als überspannter Empirismus auch Materialismus genannt wird, und deren unheilvolle Herrschaft zu weit gediehen, als daß wir nicht Ursache hätten, ihrer Hohlheit und ihren Folgen nachzuforschen.*) Die schlechte oder vergängliche Wirklichkeit der diesseitigen Welt, und die wahre weil unvergängliche Wirklichkeit der jenseitigen: diese mögen die beiden Angelpunkte unserer Betrachtung bilden.

I.

Der alte Spötter Lucian ergeht sich in der Beschreibung eines wunderlichen vom Ocean umflossenen Landes, das er die Insel der Träume nennt, und dessen Bewohner sich insgesammt für Könige, ja sogar für Götter halten, dennoch aber nicht versäumt haben, einen Tempel zu erbauen, welcher der Nacht geheiligt ist. Treffend genug hat er damit die Erde und die Menschenwelt im Großen und Ganzen geschildert. Fragt es sich dabei zuerst, ob denn der Weltkörper, den wir bewohnen, einer Insel vergleichbar sei? so hat schon der h. Thomas von Aquino, also zu einer Zeit, da man von den neueren Fortschritten der Astronomie keine Kenntniß haben konnte, der Erde diesen Namen beizulegen gewußt. Gleich jedem Weltkörper schwebt sie mitsammt ihrer Lufthülle oder Atmosphäre als eine Einzelnwelt im unermeßlichen Raume,

*) Eine der trefflichsten Schriften über diesen Gegenstand ist die von Dr. Otto Wohsch: der Materialismus und die christl. Weltanschauung. Berlin 1857.

und es läßt sich eben nur kein Fahrzeug erfinden, um von ihren Gestaden nach einer andern planetarischen Insel zu schiffen. Was aber die Erdenbewohner anbelangt, so sind dieselben so geartet, daß Jeder nach seiner Weise ein absoluter Herr, also ein König, oder vielmehr ein Gott zu sein verlangt. Ein Gebieter oder König: weil er im Gefühl seiner Willensfreiheit und Geisteskraft unbeschränkt schalten, und über alle Naturdinge herrschen möchte. Ein Gott oder mindestens, gleich den Heroen der Arier und der Griechen ein Halbgott: weil er jedenfalls sich bewußt ist, etwas Höheres und Besseres zu sein, als die Naturwesen außer ihm.

Daß der Mensch ein sterblicher Gott sei, hat schon Pythagoras gelehrt, und kaum von dieser Ansicht verschieden sind die übrigen, mehr oder weniger üblichen Ansichten und Meinungen, die das Wesen des Menschen entweder als eine Darstellung des Unendlichen im Endlichen, als das Offenbarwerden der ewigen Vernunft (des Weltgeistes) in einem organischen Leibe betrachten, oder in demselben vollends nur den Gipfelpunkt und die höchste Entwicklung des animalischen Lebens und der Nerventhätigkeit erkennen wollen. In solchen Annahmen ist zwar keine Spur eines wahrhaft religiösen Gedankens wahrzunehmen; weil man aber jedenfalls eine Religion haben muß, und das eigene Selbst höchstens nur im Verborgenen, im Innern des Herzens anbeten darf, so sieht man sich bemüßigt, irgend einer Gottheit einen Tempel zu bauen, und als solche wird mehrentheils die alte Nacht gelten, aus deren Schooße bekanntlich auch die Götter Griechenlands hervor gegangen. Denn wo irgend von dem Ur-

anfange und Ursprung, von der letzten und absoluten Ursächlichkeit (Causalität) der Gesammtwelt oder des Kosmos die Rede ist, da kommt man am gewöhnlichsten auf den dunkeln und geheimnißvollen Naturgrund zurück, aus welchem sich, man weiß nicht wann und wodurch, zuerst eine unermeßliche Dampf- oder Nebelsphäre, sodann aus dieser alle Gestalten und Gebilde entwickelt haben, bis zuletzt auch das Licht des denkenden Geistes aus der Finsterniß hervorgebrochen. Wenn aber das Denken sich in die alte Nacht verliert und darin endet, was bleibt dann für die Lösung aller Räthsel anders übrig, als die nicht minder räthselhafte Schreckensmacht des Fatums oder der blinden Nothwendigkeit, die im Finstern waltet?

Auf diesen Grundirrthum hindeutend, hat der Apostel die Gläubigen erinnert, daß sie nicht Kinder der Nacht und der Finsterniß seien, sondern des Lichtes und des Tages, weßhalb sie nicht wie im Schlummer dahin leben sollen, sondern wachen und nüchtern oder besonnen sein. Denn die im Schlafe befangen, schlafen in der Nacht; — sie träumen, und haben die Träume lieb.*) Nur das Leben des Geistes, der völlig seiner selbst bewußt oder bei sich ist, kann eigentlich ein waches genannt werden, während das bloße Sinnenleben, das in den steten Wechsel flüchtiger Empfindungen und Erscheinungen verflochten, nur als ein halbbewußtes, unfreies und träumerisches sich darstellt, welches der Nacht angehört, weil das Licht des geistigen Denkens und der freien Selbstbestimmung ihm mangelt.

---

*) 1. Theff. 5, 5—8. Jsai. 56, 10.

In diesem Sinne hat auch Chrysostomus das Mahnwort des Apostels gedeutet. „Der Schlafende hat von den Dingen, die wirklich zugegen, keine Anschauung; dagegen sieht und erfaßt er im Traume solche Dinge, die nicht sind, so lebhaft, als ob sie vorhanden wären — er unterscheidet nicht zwischen Bild und äußerer Wirklichkeit. Eben so gestaltet sich das Leben, wenn es ganz und gar dem Aeußerlichen sich hingibt. Während das ewiglich Bleibende, das Geistige und Himmlische seiner Wahrnehmung sich verbirgt, sieht ein Weltkind lediglich was im Strome vorüber zieht und schwindet." — Wer mit seinem Denken und Streben einzig in die Körperwelt sich versenkt, in deren Räumen er freilich den unsichtbaren Gott nicht findet; wer das, was man Geist nennt, ebenfalls nur für eine sublime Naturblüthe hält, die wieder dahin welkt und aus dem Gebiete des realen Daseins schwindet, wer einen persönlichen Urheber aller Wesen nicht anerkennt, der unendlichen Willensheiligkeit desselben die Huldigung versagt, der Gnade nicht zu bedürfen wähnt, ist der nicht von wüsten und verderblichen Träumen befangen? Und begeht man wohl an solchen Träumern, sofern sie als Lehrer und Klärer auftreten, ein schweres Unrecht, wenn man sie von Gott los und ledig nennt, dessen Bekenntniß sie ja selber aufgegeben?

Sehr bezeichnend redet von ihnen der Psalmenvers: „Die Gottlosen treiben sich rings umher, da die Gemeinheit über die Kinder der Menschen die Macht erhebt." *)

---

*) Ps. 11, 9. Bekanntlich eine sehr schwierige Stelle. Schegg übersetzt nach der Vulgata: Du wirst, o Herr, uns bewahren, „ob

Sie treiben sich im Kreise herum, indem sie, wie Gregor der Große es erklärt, den einzigen Weg, der zum Ziele des Erdenwandels führt, verachten und scheuen, wovon dann die Folge ist, daß sie die ihnen bemessene Lebenszeit im Umkreise der irdischen Dinge vergeuden, und gleich jenem geblendeten Helden, den die Philistäer zum Drehen der Tretmühle herab gewürdigt, einzig im Zirkel der diesseitigen Dinge sich bewegen. Daß es sich so verhalte, wird aus ihren Ansichten und Meinungen nicht minder als aus ihren Bestrebungen ersichtlich. Jede sogenannte Weltweisheit, die über das Gebiet der sinnlichen Vorstellung und des Naturbegriffs nicht hinaus kommt, hat das Mißgeschick, sich unaufhörlich in einem solchen Zirkel herum zu bewegen, aus welchem dann in das Gebiet der sittlichen Freiheit, des Rechtes, des Gewissens und der Religion kein Ausweg hinüber führt. Dem Göttlichen wird die Bedeutung des Allgemeinen, den Einzelndingen, die der geschöpflichen Welt angehören, die der Besonderheit

---

ringsum auch die Bösen wandeln, ob du nach deiner Höhe (deinen geheimnißvollen hohen Absichten) sie wachsen ließest." Andere (mit Gesenius, Tholuk): „wie wenn ein Erdbeben wider die Menschen sich erhebt," d. h. unter ihren Gewaltthaten erzittert die Erde. Die alte griechische Uebersetzung: „Nach deiner Höhe (erhabener Weisheit) trägst du Sorge für die Kinder der Menschen." Card. Bellarmin übersetzt den hebräischen Text mit den Worten: „da die niedrigen oder pöbelhaften Gesinnungen (vilitates) der Menschenkinder empor kommen und herrschen." Dieser Ansicht ist auch Delitzsch (Comment. über den Psalter 1. Bd. S. 99): du wirst sie (die Armen) schirmen, „da ringsum Frevler einher stolziren, indem obenauf ist Gemeinheit unter den Menschenkindern," d. h. indem diese die Gemeinheit über sich zur Herrschaft gelangen lassen.

zugeeignet. Was aber daraus folgt, ist letztlich wieder nur die Zirkelbewegung, kraft deren das Allgemeine in den Einzeldingen sich sondert, beschränkt und gestaltet, das Besondere hingegen immer wieder ins Allgemeine zurück genommen wird und darin aufgeht oder verschwindet.

Während nun diese Theorie, die auf dem Wege des einseitigen Denkens gewonnen wird, in der Gestalt eines ungeheuerlichen Syllogismus auftritt, hat sie in den heidnischen Religionen ganz andere, bilderreiche und fantastische Formen angenommen. Die Buddhisten ihrerseits streben, über die ganze Welt der Erscheinungen sich empor zu ringen, um in den göttlichen Zustand des Nirvana einzutreten, der soviel als ein Sein ohne Dasein, oder das rein Allgemeine ohne besondere Gestalt und Thätigkeit bedeutet. Tiefer in der Sinnenwelt stehen jene Völker Hindostans, die einer im Schaffen und Vernichten schwelgenden Urkraft huldigen*), indem nach ihrem Wahne das Urwesen (Brahm) die sichtbare Welt träumend aus sich heraus geschaffen hat, deren Einzelgebilde als bloße Erscheinungen unter der Herrschaft der trügerischen Göttin Maja oder Bhavani stehen, oder durch die zerstörende Macht der Gottheiten Shiva und Kali vertilgt werden.

Von solchen bunten und abenteuerlichen Trugbildern einer zügellosen Fantasie hat die Naturwissenschaft oder Physiologie der Neuzeit allerdings sich losgesagt, und vorzugsweise der nüchternen Beobachtung, der genauen

*) Lotze, Anthropologie II, 431.

Forschung sich zugewendet. Sie hat gefunden, daß aus jedem Wechsel der Stoffe irgend eine bewegende Kraft sich entwickelt, daß jede Bewegung wieder einen Stoffwechsel zur Folge hat, und daß sonach das Entstehen und Vergehen der Naturgebilde oder das ganze organische Leben der Pflanzen und Thiere in diesem steten Kreislauf sich bewegt. Die Stoffe, welche die Wurzeln der Gewächse aus der Ackerkrume gesogen, müssen dieser, sobald sie erschöpft ist, wiederum zugemischt werden; die nährenden oder plastischen Stoffe, so wie jene der Luft, durch deren Aneignung die thierische Wärme unterhalten wird, müssen in dem unaufhörlichem polarischen Wechsel des Verbrauchs und Ersatzes sich befinden, von dem in jedem Augenblicke jener Vorgang abhängt, den man Leben nennt.

So wenig man aber diese Thatsachen in Abrede stellen kann, so haben sie doch nur insoweit ihre Berechtigung, als sie auf die mechanischen, elektrischen und chemischen Verhältnisse der Natur oder Körperwelt beschränkt bleiben. Werden sie hingegen, wie es bei den schwärmerischen Verehrern der Urmaterie oder der physischen Urkraft stets im Brauch war, geradezu und unbedingt auf das leiblich geistige Menschenleben angewendet, so kommen jene empörenden Behauptungen zum Vorschein, die sogar in den sittlichen und religiösen Gedanken und Bestrebungen des Geistes sonst nichts als eine Wirkung des Stoffwechsels anerkennen wollen. Der Tod des Menschen ist dann eben nichts anderes, als eine Rückkehr seines vielfach zusammengesetzten Organismus in die äußere Natur, wobei die Grundstoffe der Nerven: Phosphor,

Azot, Carbon u. dgl., in andere Schichtungen sich verbinden, um dann etwa anstatt des erloschenen Lebenslichtes, anderen Beleuchtungsmitteln, z. B. dem Spermacet und Stearin zur Grundlage zu dienen. Auch solche Läugner des wesenhaften (persönlichen) Geistes drehen sich, gleich dem schlafenden Fischer im Kahn, im steten Wirbel herum; und gerathen sie in Gefahr und Noth, so werden sie kaum anders zu beten wissen, als jener brittische Soldat, der vor der Schlacht von Blenheim zum Himmel empor rief: „O Gott, wenn ein Gott ist, rette meine Seele, wenn ich eine habe!"

Worin nämlich wird die praktische Seite dieser Denkart sich zeigen? Diejenigen, die in einen solchen falschen Zirkel verrannt sind, aus welchem man weder zum Glauben an Gott, noch zur Kenntniß des eigenen Geistlebens gelangt, werden auch, sofern sie folgerecht nach ihrer Ansicht handeln, die Aussprüche ihres Gewissens, die Rechte des Nächsten, den Wortlaut des Gesetzes umgehen, und ähnlich den Raubthieren aus dem Katzengeschlechte, die in immer engeren Kreisen ihre Beute umschleichen, durch Hinterlist und Ränke zu erreichen suchen, was auf dem Wege der offenen Gewaltthat nicht zu erlangen ist. Und so erfüllt sich auch nach dieser Seite das Wort: daß die Gottlosen sich rings im Kreise umher treiben, weil die Gemeinheit über die Kinder der Menschen sich erhoben, zur Herrschaft über dieselben sich aufgeschwungen hat. Je geringer die Macht der göttlichen Ideen, je schwächer der Einfluß der himmlischen Gedanken des Glaubens und der Gottesliebe, desto tiefer wird die Gesinnung der Menschen unter das schmähliche Joch der

Gemeinheit erniedrigt, und desto dreister kann diese mit der Dialektik der Lüge sich geltend machen.

Allerdings gibt es noch eine andere praktische Durchführung jener geistlosen Ansicht, die keineswegs in so bösartiger Richtung, sondern ganz gemüthlich und harmlos sich darstellt. Auf seinen Wanderungen im südlichen Afrika verweilte der berühmte Livingstone eine Zeitlang in einem Dorfe der Makalolo-Neger. Während der brennenden Tageshitze bargen sich diese Leute unter dem schattigen Dach ihrer Hütten; die Nacht hindurch und im Mondenlichte tanzten sie unaufhörlich nach der Musik einer Trommel, wozu die Frauen in die Hände klatschten. Die Alten, die als Zuschauer umher kauerten, tranken eine Art Bier, schwitzten dabei furchtbar, und fanden kein Ende zu versichern, daß alles das wirklich über die Maßen unterhaltend und ergötzlich sei. So einfache und stupide Behelfe der Belustigung werden uns freilich sehr armselig vorkommen. Was unser Leben erheitern soll, muß den vielartigen Forderungen entsprechen, welche mit jeder höhern Stufe der Bildung an Mannigfaltigkeit zunehmen. Und es ist Grund genug zur Annahme vorhanden, daß diese Art der Civilisation, als Verfeinerung des Lebensgenusses und der äußerlichen Sitte, durch mancherlei materielle Erfindungen immer mehr fortschreiten werde, bis zum Ende aller irdischen Zeiten.

Was weissagt jedoch der Herr von diesen spätesten Zeiten, die der letzten Krise voran gehen? Er vergleicht dieselben mit den Tagen des Noah und des Lot. Wie es damals geschehen, nahe vor der Verheerung durch die Fluth oder die Flammen, so werde es auch vor

der zweiten Ankunft oder Parusie des Menschensohnes sein. Sie aßen und tranken, verehlichten sich, kauften und verkauften, pflanzten, und bauten Häuser, bis an den Tag, da das Verderben herein brach. *) Nicht ohne Grund könnte diese Schilderung uns befremdlich erscheinen. Wir dürfen uns ja zu fragen erlauben, ob in allem dem etwas Arges und Strafbares sich berge? Essen und Trinken wird hienieden wohl immer eines der nothwendigsten Bedingnisse zur Fristung des Lebens sein; nicht minder wird der Ehestand die Grundfeste aller sittlichen Ordnung der Gesellschaft bleiben. Wie die Ehe und die Arbeit, diese beiden Grundlagen des Hausstandes, dem Menschen mit auf den Weg gegeben wurden, als er aus seiner Urheimat auswandern mußte, so gliedert sich wiederum die Arbeit in Pflanzen und Bauen, oder in den Feldbau und das Handwerk, und als ein drittes kommt der Kauf und Verkauf hinzu, in welchen Ausdrücken der ganze Weltverkehr des Handels begriffen ist.

Was könnte nun in allem dem an und für sich zu tadeln sein? Ohne den Aufschwung der Industrie, ohne Vervollkommnung der Werkzeuge erwirbt der Mensch nicht jene stets zunehmende mittelbare Herrschaft über die Natur, die von Noth und Rohheit ihn befreit, und ohne die Macht des Handels, welche durch Austausch den wechselseitigen Bedürfnissen zu Hülfe kommt, würden die Völker einander fremd, Meer und Festland unbekannt bleiben. Wo ist also hier eine Verschuldung nachzuweisen, die in den Zeiten des Noah und Lot so schwer nnd verhäng-

*) Luc. 17, 26—30.

nißvoll auf den Menschen lastete, daß sie über dieselben das Verderben herabzog? Die Antwort liegt dennoch nahe genug. Was der Herr mit Essen und Trinken, Pflanzen und Bauen, Kaufen und Verkaufen andeutet, also die Thätigkeit für die Bedürfnisse des irdischen Daseins, oder eigentlich, noch bestimmter ausgedrückt, für die Sinnenlust, die Gewinnsucht und den Luxus, das bildete bei den Menschen jener Epochen den gesammten Inhalt des Lebens, das einzige Ziel ihrer Bestrebungen, so daß sie thatsächlich in das absolute Diesseits, in den Materialismus eines von Gott weit entfernten und völlig abgelösten Daseins versunken waren. Die Frevel und Gräuel, durch die ein derart verkommenes Geschlecht das Maß der Sünden voll macht, sind dann nur die unvermeidlichen Folgen, die aus einem so ganz verwahrlosten Zustande hervor gehen.

Besinnen wir uns nun auf die Verhältnisse, die in unserer Gegenwart sich in den Vordergrund drängen: was sollen wir davon urtheilen? Stehen auch Wir vielleicht schon am Rande eines solchen Abgrunds? Es wäre mehr als gewagt, wenn Jemand diese Behauptung aussprechen wollte, ohne über seinen Prophetenberuf sich ausweisen zu können. Immer noch übt das Evangelium seine Macht über viele Gemüther, nirgend noch ist das geistig sittliche Leben vom Todeshauch der Gemeinheit gänzlich erstickt worden. Daß aber auch diese letztere keineswegs das Feld zu räumen sich anschickt, sondern mit ihren schnöden Maximen immer mehr Boden gewinnt, kann eben so wenig geläugnet werden. Wo immer des ideelle Denken und mit diesem zugleich der religiöse Glaube der Ver-

achtung anheim gefallen, wo durch die Läugnung einer jenseitigen Zukunft die Furcht wie die Hoffnung beseitigt werden, da wird zuletzt keine andere Lebensnorm zur Geltung kommen als die: Sich gehen zu lassen, wie und wohin der Naturwille treibt, dabei aber mit gehöriger Besonnenheit nichts außer Acht zu lassen, was Klugheit oder Ehre und sociale Stellung gebieten. So haben schon die heidnischen Dichter ihren Zeitgenossen zugerufen: daß sie die unnützen Schreckbilder vom Jenseits verscheuchen und sich bereit halten sollen, vom Gastmal dieses Lebens als gesättigte Gäste mit Anstand zurück zu treten.*) An solchen epikuräischen und stoischen Kraftsprüchen hat es zu keiner Zeit gemangelt; allein gegen die unbesiegbare Macht der Wahrheit, die im Innersten des menschlichen Bewußtseins, im Wissen und Gewissen sich bezeugt, hat stets ihre Ohnmacht sich kund gethan. —

Während eines Seekrieges, den die ehmaligen Staaten von Genua und Catalonien gegen einander führten, war ein genuesisches Schiff in die Gewalt des catalonischen Befehlshabers gerathen. Dieser grausame und übermüthige Mann war erfinderisch genug, um seinen Sieg zu einer absonderlichen Art von dämonischer Belustigung zu benützen. Er ließ die gefangenen Genuesen auf dem Verdeck in eine Reihe stellen, und einen nach dem andern in das Meer werfen, jedoch so, daß jeder dieser Unglücklichen vor dem Sturze ein kleines Stück Zwieback kauen und verschlucken mußte, als sollte ihm

*) Lotze, Anthropologie II. S. 435.

dasselbe zur Reisezehrung dienen. Als nun der Dreißigste an die Reihe kam, der sonach Zeit gehabt hatte, sich für den furchtbaren Augenblick vorzubereiten, kniete er nieder und rief mit kläglicher Stimme: Ach Herr, wie winzig klein ist dies Essen in Vergleich mit so übermäßigem Trinken! *) Und mit diesem Witzwort fand er bei dem Wütherich so großen Beifall, daß sowohl ihm als den Uebrigen, die noch ihres Geschickes harrten, das Leben geschenkt wurde.

Ob früher, ob später, das Urtheil des Todes ist über Alle verhängt, der Vollziehung desselben muß ein Jeglicher gewärtig sein, wenn er auch nicht abzuzählen vermag, wann die Reihe an ihn kommen werde. Wie gering aber ist der flüchtige Genuß des Lebens, wird der Augenblick verglichen mit dem unermeßlichen Meere der Ewigkeit! Da das Wesen des Geistes keiner Zersetzung der Stoffe, keiner Auflösung in elementarische Zustände unterliegen kann, da er keiner tauben Blüthe vergleichbar ist, die sich auf dem irdischen Boden entfaltet, und auf ihn wieder abfällt, sondern unvertilgbar fortdauert: was für ein Loos kann seiner harren, wenn er ohne Befähigung für Gottes Licht und Liebe hinüber muß aus der vergänglichen Wirklichkeit der diesseitigen Welt in die unvergängliche des Jenseits? Die wesentlichste Selbstpflicht des Menschen wird daher ohne Widerrede diese sein, daß er, soviel an ihm ist, sich bemühe, der jenseitigen Wirklichkeit des seligen Lebens entgegen zu reifen. Wer gibt uns von diesem die Kunde? Wie

*) „Questo è piccol mangiare a tanto bere."

offenbart es sich in unserer Sinnenwelt? Wo und in welcher Weise ragt es herein in unser Erdenleben? Diesen Fragen möge jetzt unsere Aufmerksamkeit sich zuwenden.

II.

Als einst in Gegenwart eines vielbekannten Mannes von Christof Colomb oder Columbus die Rede war, äußerte er sich über diesen großen Entdecker: „Was ich meinerseits an ihm bewundere, ist nicht, daß er einen ganzen Welttheil entdeckt hat, sondern daß er in ein völlig unbekanntes Meer sich hinausgewagt, um ihn aufzusuchen, und zwar auf nichts anderes bauend, als auf den Glauben an eine Idee." — Der Mann, der diese Bemerkung machte, seines Namens Turgot, war ein scharfsinniger Berechner, ein Meister in den Geschäften des staatlichen Haushalts oder des Finanzwesens; auf die sogenannten Ideen jedoch schien er keinen Werth zu legen; sie mochten wohl in seiner Meinung nichts Besseres sein, als nichtige Fantasiegebilde oder nutzlose Gedankenflüge. Schlimmer ist es, wenn Leute, die einem höchst einseitigen und überspannten Realismus huldigen, mit vielem Behagen sich verlauten lassen: wer will uns zumuthen, für die Hoffnung auf unsichtbare und völlig unbekannte Güter alle Mühe und Entsagung einzusetzen, und auf eine bloße Idee hin nach dem Jenseits zu steuern, einem außerirdischen Lande, das kein Auge eines Sterblichen je gesehen? —

In so wegwerfender Weise von den Dingen zu urtheilen, die unserer irdischen Körperwelt nicht angehören,

und daher auch von keiner sinnlichen Vorstellung erfaßt werden, kann einem vernünftigen Menschen nicht geziemen. Die Ideen vielmehr sind es, und sie allein, welche den eigentlichen Inhalt des geistigen Denkens und der sittlichen Willensfreiheit bilden. Sie beziehen sich nämlich auf die Unterscheidung zwischen dem Erscheinen und dem Wesen der Dinge, sowie des Endlichen vom Unendlichen; auf das Verhältniß der Welt und des Menschen zu Gott; auf die Würdigung des sittlich Guten und Bösen, des Rechts und Unrechts; auf die Frage nach der Bestimmung und dem Ziele des irdischen Menschenlebens. In allen diesen Richtungen gehen Glauben und Vernunft Hand in Hand uns hülfreich zur Seite. Wir können und sollen wissen, daß wir in dieses unser Dasein gerufen sind durch Gott, nach Gott, unter Gott, für Gott und zu Gott. Durch Gott: weil durch seine ewige Schöpfermacht; nach Gott: weil nach der Idee seiner unendlichen Weisheit; unter Gott: weil unter seiner absoluten Oberherrschaft; für Gott: weil für seine Ehre und die Verherrlichung seiner ewigen Liebe; zu Gott: weil er selber das selige Ziel sein will, zu dem wir durch dankbare Gegenliebe gelangen sollen.

Es darf uns ferner nicht unbekannt sein, daß wir als endliche oder erschaffene und überdieß schuldbeladene Wesen der Kräftigung und Erleuchtung bedürfen, die uns nur durch göttliche Hülfe vermittelt werden kann. Darum beginnt, wie in der ursprünglichen Schöpfung, auch das Erlösungswerk mit der Hervorrufung des Lichtes, und zwar des geistigen der erneuerten Offenbarung, von welchem der Apostel in den gewählten

Worten redet: Gott, der durch sein gebietendes Wort aus der Finsterniß das Licht erglänzen ließ, hat auch in unseren Herzen Licht verbreitet, damit wir die Erkenntniß der Klarheit Gottes leuchten lassen im Angesichte Christi*); d. h. damit wir, als seine Diener und Sendboten, diese Herrlichkeit Gottes auch den übrigen Menschen zeigen und offenkundig machen, und zwar im Angesichte, oder was dasselbe sagt: an der Person Christi, dessen Kenntniß wir ihnen mittheilen. Wie vollkommen berechtigt dieser Ausdruck sei, das lernen wir aus dem Zeugnisse Christi selbst. „Herr," so hatte der edle Jünger Philippus ihn angeredet: „zeige uns den Vater, und das ist uns genug" — es ist das der Gipfel unserer Wünsche. Der Herr aber erwiderte: „So lange Zeit schon bin ich bei euch, und ihr habt mich nicht erkannt? Wer Mich sieht, siehet auch den Vater. Die Worte, die ich zu euch rede, rede ich nicht aus mir allein; auch die Werke wirkt der Vater, der (wesenhaft) in mir bleibt."**) Das bedeutet wohl soviel, als ob er gesagt hätte: „Meine Worte sind des Vaters Worte, Meine Werke des Vaters Werke."

Wenn wir also das Angesicht Christi schauen, wird die Fülle der Liebe, Heiligkeit und ewigen Schönheit Gottes uns offenbar. Allein in welcher Weise ist uns dieß gegönnt? Wie gelangen wir zu dieser Anschauung? Haben nicht auch die Pharisäer Ihn angeschaut, so oft sie wollten, ja mit Argusaugen Ihn belauert? Seine

---

*) 2. Cor. 4, 6. Dazu Meyer's Handbuch zum zweiten Corinther-Brief S. 87.

**) Joh. 14, 8.

Herrlichkeit haben sie dennoch nicht gesehen. Ueberdieß wandelt er ja nimmer auf Erden, und wird uns, so lange der jetzige Weltlauf dauert, in seiner Glorie nicht sichtbar. Es handelt sich also eben sowohl um die Beschaffenheit unseres Auges, als um die Art und Weise, wodurch der Anblick dieser himmlischen Schönheit und Glorie uns vermittelt wird. Und auch darüber belehrt uns der Apostel. „Wir Alle, die wir mit aufgedecktem (unverhülltem) Antlitz die Glorie des Herrn im Spiegel beschauen, werden zur Aehnlichkeit mit demselben Bilde umgestaltet von einer Klarheit zur andern" *), d. h. so, daß die im Spiegel betrachtete Glorie des Herrn auf uns zurückfällt, und unsere eigene geistige Umstaltung und Klarheit bewirkt.

Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, daß für das volle Verständniß dieser Lehre noch eines und das andere der Erklärung bedarf. Daß es nur Solchen verliehen sei, die Herrlichkeit Christi zu schauen, die mit unverhülltem Antlitz hinzu treten, wird im Gegensatz zu Jenen erinnert, über deren Aug' und Herz noch die Decke der Verblendung gezogen ist. **) Es tritt uns jedoch diese Glorie keineswegs so, wie sie im jenseitigen Gottesreiche erscheinen wird, hienieden in ihrer vollen Wirklichkeit entgegen, oder mit anderen Worten: nicht der verklärte Christus selbst ist hier schon der Gegenstand unseres Schauens, sondern das Gesammtbild seiner herrlichen Weisheit, Heiligkeit und Güte, wie es im Evangelium

*) 2. Cor. 3, 18.
**) 2. Cor. 3, 15.

sich abspiegelt, so daß eben dieses letztere der Spiegel ist, in welchem, oder mittelst dessen wir den Abglanz seiner Glorie betrachten, um durch Erkenntniß und Nachfolge, und zwar fürs erste im geistig sittlichen Wandel, mehr und mehr Ihm ähnlich zu werden. Denn von dieser sittlichen Erneuerung und Umstaltung hängt es ab, daß wir auch durch die Wiedererweckung und Verklärung des Leibes in die Aehnlichkeit mit Ihm erhoben werden, damit auch an Uns das Ziel des Mysteriums, die Wiederherstellung in das ganze und unverwelkliche Leben zur Vollendung komme, das eben so wesentlich dem Leibe als dem Geiste bestimmt ist.

Mögen nämlich immerhin die Materialisten nur der Körperwelt, die Spiritualisten nur dem Geiste das Recht der Wirklichkeit zuschreiben, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß Gott der Schöpfer sämmtlicher Wesen ist, der unsichtbaren wie der sichtbaren, und daß Allem was er geschaffen, auch das wirkliche Sein und Dasein zukommt. Die Welt der Geister ist daher eben so real als die Körperwelt; der Mensch aber, als das Mittelglied und die organische Einigung beider, trägt das Gepräge der gesammten Schöpfungswelt in sich. Darum kann seine jenseitige persönliche Fortdauer nicht damit abgeschlossen und vollendet sein, daß er, vom Leibe getrennt und gesondert, auf ein bloßes Geistleben beschränkt bleibt, sondern auch von der Wiederherstellung und Verklärung des Leibes wird die Fülle und Seligkeit seines Lebens bedingt. Und mit dieser erneuerten Schöpfung, als Vollendung der Gottesidee, beginnt dann jene glückselige Wirklichkeit, die keinem Wandel und Wechsel mehr unter-

worfen, und von der Macht des Todes nimmer verdüstert wird.

Von diesem künftigen Stande der Dinge, der mit seiner zweiten Ankunft oder Parusie eintreten wird, verkündet der Herr: „Diejenigen, die würdig befunden werden, des künftigen Weltalters theilhaftig zu sein und der Auferstehung von den Todten, werden weder verehelicht, noch zur Ehe nehmen, indem sie nimmermehr sterben können, denn sie sind den Engeln gleich und Kinder Gottes, weil sie Kinder der Auferstehung sind.*) Wir wollen in diesen inhaltschweren Worten nicht übersehen, daß in selben, und wahrlich nicht umsonst, ein dreimaliges „weil" oder „denn" sich findet, indem jeder vorhergehende Satz durch den nächstfolgenden begründet wird. Die Auferstandenen werden nimmer sich verehelichen, denn nur das Dahinsterben der Einzelnen (der Individuen) macht für den Fortbestand des Ganzen oder der Gattung die Ehe nothwendig, die daher die Erinnerung an den Tod in sich trägt, und mit dem Eintritt der neuen Weltordnung für immer aufgehoben ist. Die Auferstandenen werden keine geschlechtliche Verbindung mehr eingehen, weil sie als Unsterbliche nimmer dem Tode unterworfen.

Was wird aber als der Grund angegeben, der es bewirkt, daß der Tod keine Macht mehr über sie ausübt? Der Herr sagt: „weil sie den Engeln ähnlich sein und gleich diesen Kinder Gottes sein werden." Entsteht nun neuerdings die Frage: wie und wodurch sie zu dieser

*) Luc. 20, 34.

Gotteskindschaft und Engelgleichheit erhoben werden? so erklärt er ferner: „dadurch, daß sie Kinder der Auferstehung geworden.“ Im jetzigen Weltlauf werden wir noch Kinder des Todes genannt, weil wir, als Nachkommen des irdischen Urmenschen, einem sterblichen, von den Folgen der Schuld beherrschten Geschlecht entsprossen sind, und unser Geist noch mit befangen ist unter die Abhängigkeit von der Natur. Die Auferstandenen hingegen, von dieser Knechtschaft befreit, werden im verklärten Leibe ein vorwaltend geistiges Leben führen, das sie den himmlischen Geistern oder den Engeln ähnlich macht. „Gesäet (in die Erde hinterlegt) wird ein animalischer (psychischer) Leib; ein geistiger (pneumatischer) Leib wird auferstehen.*)

Nichts kommt gewöhnlicher vor als das Geständniß, daß dieser Glaubenssatz schwer zu begreifen sei. Und in der That ist dagegen wenig einzuwenden. Da es keine sinnliche Vorstellung gibt, die als Gleichniß benützt uns völlig genügen könnte, so wird es hauptsächlich der ideelle Gedanke sein, an den wir uns halten müssen. Um aber zu diesem den Weg zu bahnen, wollen wir uns an den Unterschied erinnern, den wir zwischen körperlicher und geistig sittlicher Schönheit zu machen gewohnt sind. Wir loben es nicht, wenn Jemand mit seiner körperlichen Erscheinung allzu selbstgefällig hervor tritt; wir fühlen uns von solcher Eitelkeit angewidert.

Den Frauen wird da noch Nachsicht gegönnt; wer aber als ein schöner Mann bewundert sein will, der wird zum

*) 1. Cor. 15, 44.

Spotte der Männer sowohl als der Frauen. Die sittliche Schönheit des Charakters hingegen wird stets eine höhere Geltung behaupten. So hat es gelegentlich sich bewährt, als ein aus Schottland gebürtiger katholischer Missionär, Johannes Oghilby (Ohgbil), durch die Straßen Londons zur Hinrichtung geführt wurde. Eine Dame von nicht geringem Stande, die in der Reihe der Zuschauer sich eingefunden, hielt es nicht unter ihrer Würde, ihn laut zu verhöhnen; von fanatischem Zorn verleitet, schalt sie ihn sogar wegen seiner Häßlichkeit, und daß er nur Ein Auge habe. Oghilby sah mit diesem Auge sie überaus freundlich an und erwiderte: „Um so schöner, edle Frau, seid Ihr, und ich bete zu Gott, er möge die Schönheit Eures Angesichtes blühend erhalten.“ Von dieser Rede gerührt und betroffen, ging die Dame in sich und erkannte ihr Unrecht. Vielleicht kam sie auch zur Einsicht darüber, wieso es geschehe, daß manch eine hochbetagte, aber feingebildete und tugendhafte Matrone weit mehr Anmuth besitzt, als eine übermüthige und eitle Thörin im vollen Glanze jugendlicher Schönheit. Das Angesicht ist der Spiegel der Persönlichkeit, der Ausdruck des geistigen Lebens; und darum ist es nicht sowohl der Leib, der mit seiner Zierde den Geist schmückt, sondern der Geist vielmehr ist es, der dem leiblichen Menschen zum Schmucke gereicht, und seinen Gesichtszügen nicht selten schon hienieden das Siegel der Verklärung aufprägt.

Es liegt aber noch ein anderer Weg vor uns, auf welchem wir dem Verständnisse von dem, was die Vergeistigung des Leibes genannt wird, einigermaßen uns nähern können. Die Beobachtung der sichtbaren Welt

belehrt uns, daß es drei Hauptformen des Daseins gibt, in welche die körperlichen Wesen sich reihen.*) Die erste ist die unorganische, die man auch die leblose zu nennen pflegt, und zu der die sogenannten einfachen Elemente oder Grundstoffe, dann das Wasser, die Luft, die krystallinischen und erdigen Gesteine gehören. Die zweite Ordnung ist die vegetabilische, oder die der Pflanzen, in welcher Wachsthum und Gestaltung vorherrschen; die dritte endlich bilden die animalischen oder thierischen Geschöpfe, denen in verschiedenem Grade die durch Sinnesorgane vermittelte Empfindung und die Ortsbewegung zukommt. Da jede dieser Formen, obwohl auf einer und derselben materiellen Grundlage ruhend, doch eine andere und höchst verschiedene Gesetzmäßigkeit darzeigt, warum sollte nicht noch eine vierte Ordnung oder Daseinsform der Natur denkbar sein, und zwar für das leibliche Leben des Menschen? Schon ursprünglich war dem menschlichen Leibe diese Ausnahmstellung eigen, daß er einzig für den Geist erschaffen ward, und für sein Dasein und Bestehen durch die Lebenseinheit mit diesem bedingt ist; wie sollte er also nicht kraft dieser Einigung zu einer höhern Lebensstufe erhoben sein?

„Ein anderer ist der animalische, ein anderer der geistige Leib,"**) nicht aber nach der Wesenheit oder Substanz, welche dieselbe bleibt, sondern nach der Beschaffenheit oder Zuständlichkeit, wie das schon Augustinus in der Erklärung andeutet: „Gleich wie der Geist, wenn

*) Prof. Ehrlich a. a. O. S. 193.
**) 1. Cor. 15, 44.

er dem Fleische dienstbar, fleischlich genannt wird, eben so wird das Fleisch (das Naturleben im Menschen), wenn es dem Geiste dienstbar, geistig genannt werden, und dieß nicht etwa durch eine Umwandlung in den Geist (was als etwas Widersinniges gar nicht denkbar ist), sondern weil es mit wunderbarer Lenkbarkeit dem Geiste unterworfen sein, und daher auch in der unzertrennlichen Theilnahme an seiner Unsterblichkeit beharren wird." Die echte Gesundheit des Menschen kann nur die sein, die nimmer vom Tode bedroht wird. Darum, als die Mutter des heil. Blutzeugen Aspion in ihrem Grame nach der Region sich erkundigte, wohin ihr Sohn gegangen, gab ihr der Bischof Vigilantius mit Recht die Antwort: „in die Heimat der Gesunden." Denn in der Gerechtigkeit und Lauterkeit des Geistes ist auch die Bürgschaft für die ungetrübte künftige Gesundheit und Lebensfreude des Leibes, vielmehr des ganzen Menschen begründet.

Dieß demnach ist der Inhalt einer zuversichtlichen Erwartung, die mit dem Glauben an Gott in unzertrennlichem Zusammenhange steht. Die Spiritualisten nämlich, die nur eine rein geistige Fortdauer annehmen, haben keine Kenntniß von der menschlichen Natur und Bestimmung, und betrachten überdieß den Menschen als einen Gottesfunken, der in den göttlichen Flammenherd wieder heimkehrt. Die Materialisten hingegen, die einzig nur die Erscheinungswelt oder das Diesseits als Wirklichkeit betrachten und an eine jenseitige Zukunft nicht glauben, wissen von keinem persönlichen, heiligen Gott, noch kennen sie eine Sehnsucht nach den Quellen des

ewigen Lebens. Dieser Zusammenhang zwischen dem Auferstehungs- und Gottesglauben ist es daher auch, den der Apostel bei einem besondern Anlasse so nachdrücklich hervor hebt, der ihn bestimmte, die Läugner der Auferstehung mit Strenge zurecht zu weisen. „Werdet wach," ruft er ihnen zu: „werdet nüchtern auf die rechte Weise, und sündiget nicht; denn Manche unter euch wissen nichts von Gott; zu eurer Beschämung sage ich es." *)

Wenn der Apostel in diesen Ausdrücken das rechte Wachen oder Nüchternsein dem Leben in der Sünde entgegen setzt, so will er damit offenbar die Hingabe an diese, welche die Ursache der Läugnung ist, als einen Zustand des Schlummers und der Träumerei bezeichnen. Diejenigen, die das Mysterium der leiblichen Auferstehung läugnen — und ihre Zahl ist groß — müssen entweder zusehen, wie sie die Beschämung hinnehmen, die der Apostel ihnen zugedacht, oder sich reiflich besinnen, ob sie nicht mit Vorliebe in den Träumereien ihrer Hypothesen und im praktischen Unglauben dahin leben, und höchstens darauf rechnen, nach dem Tode in irgend ein Nirvana zu verschwimmen. „Wach werden und nicht sündigen", im ideellen Lichte der Glaubenswahrheit sich erhalten, und ihr sittlich treu bleiben: darauf vor allem kommt es an, sofern wir das Verlangen haben, daß wir „würdig befunden werden, des künftigen Weltalters

*) 1. Cor. 15, 34. Die Lesart: „wachet auf ihr Gerechten" (Evigilate justi), die ohnehin keinen Sinn hat, ist irrthümlich; der wahre Wortlaut (wie im Griechischen) ist: wachet recht auf (evigilate juste), d. h. wie es sich geziemt, in rechter Weise.

theilhaft zu sein und der Auferstehung von den Todten." Damit wir aber diese Würdigkeit erwerben, ist das Zeitleben als der Tag des Wachens und Wirkens uns zugemessen, und darin eben hat es seinen unschätzbaren Werth, da von der Herrlichkeit des Zieles auch die Bedeutung des Weges bestimmt wird. Je mehr aber die Wichtigkeit des Augenblickes aus dieser Glaubensansicht hervor leuchtet, desto weniger darf man der letztern den Vorwurf machen, daß sie zur Verachtung und Verwahrlosung der Aufgaben und Geschäfte verleite, zu welchen das diesseitige Leben so vielfältig drängt und verpflichtet.

Während eines Feldzugs in Flandern, und als eben ein Zusammentreffen mit dem feindlichen Heere bevorstand, verweilte der Herzog von Bourgogne, der den Oberbefehl führte, so lange in einer nahen Kirche, bis die Truppen in Schlachtordnung aufgestellt waren. Da nahm sich einer der höheren Officiere heraus, ihm zu sagen: „Ob Ihr das Reich des Himmels schon besitzet, das weiß ich nicht; was jedoch die Angelegenheiten des Reichs dieser Erde betrifft, so verstehen sich darauf Prinz Eugen und Marlborough viel besser als Ihr." — Wie gerecht diese Rüge war, das bedarf wohl keiner Erklärung. Es lehrt ja auch der Apostel, daß wer für die Angehörigen seines Hauses nicht sorgt, schlimmer sei als ein Ungläubiger.*) So wenig man die Pflichten des Erdenlebens aus dem Grunde vernachlässigen darf, weil es flüchtig und vergänglich, eben so wenig darf

*) 1. Timoth. 5, 8.

man das Irdische aus demselben Grunde als Nichtigkeit und bloßen Schein betrachten. Ein Mann, der als Gefährte des heiligen Franz von Assisi der Liebe zum Weltleben gewiß nicht verdächtig ist, der heil. Aegidius, hat darüber die schöne Bemerkung geäußert: „Derselbe, der die jenseitige Welt gegründet, hat auch die diesseitige geschaffen, und von den Gütern, die er in der jenseitigen Welt verleiht, will er auch in dieser einen bescheidenen Antheil uns geben.“ Jedenfalls aber soll alles, was wir auf Erden empfangen, wirken und dulden, hauptsächlich nur Einem wesentlichsten Zwecke zugewendet sein, nämlich unserer sittlichen Veredlung, die uns Christo verähnlicht, und die uns befähigt, daß einst das Bild des himmlischen Menschen auch an uns sich auspräge. Unser wahrhaftes Leben, wie es durch die Auferstehung in der Fülle der ewigen Gesundheit erblühen wird, ist für jetzt noch verborgen mit Christo in Gott *); es kann hienieden nicht zum Vorschein kommen; wenn aber Christus, der euer Leben ist, offenbar geworden, dann werdet auch ihr mit Ihm offenbar werden in der Herrlichkeit.“ —

*) Coloss. 3, 4.

Dritter Vortrag.

„Kämpfe den schönen Kampf des Glaubens; erfasse das ewige Leben, zu dem du berufen worden.“
(1. Timoth. 6, 12.)

Eingang.

In seiner festen Burg Montecchio, zur Zeit der erbitterten Fehden zwischen den Guelfen und Ghibelinen, saß ein überaus streitbarer Herr, Giovanni Augut genannt, der ein halbes Jahrhundert hindurch sein Schwert nicht ruhen ließ, und durch Plünderung oder Brandschatzung vieler Landschaften und Städte zum Besitze großer Reichthümer gelangt war. Diesem weithin gefürchteten Manne stellten sich einmal zwei demüthige mindere Brüder vor Augen, in der Absicht, eine milde Gabe zu erbitten. Nach der Vorschrift ihres seraphischen Meisters schickten sie ihrer Anrede den Gruß voraus: „Gott gebe Euch den Frieden!“ Darüber ward Augut höchlich entrüstet, so daß er zürnend ihnen zurief: „Gott nehme Euch das Almosen!“ Bestürzt und verwundert fragten sie: „Herr, warum redet Ihr so?“ — „Und Ihr,“ erwiderte der Ritter, „wie könnt Ihr Mir gegenüber etwas so Albernes aussprechen?“ — Die beiden Religiosen suchten sich damit zu entschuldigen, daß sie

nur so geredet, wie es ihres Dafürhaltens geziemend und in ihrer Ordensregel gebräuchlich sei. Der Ritter hingegen belehrte sie eines andern. „Wenn ihr euch recht besinnen wollt," sprach er, „so muß es euch selber einleuchten, daß ihr in eurem Gruße den Wunsch geäußert habt, ich möge in Mangel und Noth verkümmern und verderben. Wisset ihr denn nicht, daß der Krieg mein Handwerk ist, und daß der Frieden mich zu Grunde richtet? Wie ihr von Almosen lebt, so gewinne ich meinen Unterhalt von den Waffen, und darum habe ich in meinem Gegengruß euch etwas ähnliches gewünscht, wie ihr es Mir entboten."

Was an diesem gewaltthätigen Manne zu rühmen, ist jedenfalls die Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses, und daß er nicht, während er von seinem Adlerhorst auf Raub lauerte, für einen Fürsten des Friedens sich ausgab. Was jedoch uns anbelangt, so werden wir, um die christliche Lebensaufgabe nicht zu verläugnen, etwas Aehnliches bekennen und aussagen müssen. Wer seines Glaubens leben will, wird es als Grundsatz festhalten, und sich selbst mit diesem Spruch ermuntern: „nicht vom Frieden lebe ich, sondern vom Kriege." Mit meinen Nächsten, soviel an mir ist, soll ich den Frieden bewahren, gegen Mich selbst aber soll ich in der steten Fehde verharren, die zur Selbstüberwindung erfordert wird. Nicht durch Schlaffheit und träges mich gehen lassen, sondern einzig nur durch diesen Streit kann ich das wahre Leben gewinnen.

Dieß nun ist es, wozu der Apostel seinen Jünger Timotheus in den Worten ermahnt: „Kämpfe den

schönen Kampf des Glaubens, erfasse das ewige Leben, zu dem du berufen worden." *) Ohne den Muth und die Mühe daran zu setzen, die dieser Kampf erheischt, erfassen wir das wahre Leben nicht. Die Trägheit der sittlichen Willenskraft, oder vielmehr das Ueberwiegen des blinden Naturwillens ist sonach eine jener Todbringenden Mächte, die nur die Macht des Kreuzes zu bezwingen vermag.

Was die Naturtriebe, sofern die sittliche Willensfreiheit sich von ihnen knechten läßt, zu einer so verderblichen Gewalt steigert, ist die Thatsache, daß sie jenem Feinde der Menschheit, den der Herr den Starken und Gewaffneten nennt, die Waffen in die Hand liefern, mittelst deren er zu allen Zeiten die Verblendeten zu bewältigen vermochte. Und obwohl der Herr sich als den Stärkern ankündet, der den Starken bezwungen und gebunden, und die Waffen, auf die derselbe vertraut, ihm abgenommen hat, so wollte er doch damit gewiß nicht sagen, daß durch seinen Sieg uns Anderen der Kampf erspart oder unnöthig gemacht worden sei. Um so gewisser wird es also darum sich handeln, von der Beschaffenheit und den Früchten dieses Sieges das rechte gläubige Verständniß zu gewinnen. Wieso erkennen wir in Christo den Stärkeren und Sieggekrönten, ob-

*) In der Vulgata: certa b o n u m certamen fidei. Genauer dem Griechischen folgt die obige Uebersetzung von Prof. M. J. M a c k (Commentar über die Pastoralbriefe 2. Auflage, Tübingen 1841), der jedoch die ähnliche Stelle 1. Timoth. 1, 18., nach der Vulgata übersetzt. — Gut, schön, edel sind hier gleichbedeutende Ausdrücke.

wohl er doch augenscheinlich auf dem Schlachtfelde dem Feinde unterlag? Wir haben demnach eben sowohl an die Lebensaufgabe des Erlösers, als an jene, die Uns gesetzt ist, zu denken. Der Feind, gegen den wir kämpfen, die Waffen, mit welchen wir kämpfen, endlich die Art des Kampfes selbst: dieß sollen die besonderten Gegenstände unserer Erwägung sein. —

I.

Am Hofe des Kaisers Constantin des Großen lebte ein gewisser Ablavius, den man als einen Emporkömmling und Bevorzugten den Spielball des Glückes zu nennen pflegte. Er war aber auch so hochfahrenden Sinnes, daß selbst die vornehmsten Reichswürden, zu denen er erhoben ward, seine Ehrsucht nicht zu ersättigen vermochten. Constantinus, dem das nicht verborgen geblieben, nahm einst, während eines Spazierganges im Freien, einem Trabanten den Speer aus der Hand, zeichnete damit ein etwa sechs Schuh langes Viereck im Sande, und sprach dann zu Ablavius: weder Mir noch Dir wird auf Erden ein größerer Raum übrig bleiben! Die Warnung war deutlich genug; sie fruchtete jedoch so wenig, daß der Hochmüthige nach dem Tode des Cäsars nichts geringeres im Sinne trug, als sich selber auf den Thron zu schwingen. Als die Ränke, die er in dieser Absicht angezettelt, entdeckt wurden, war sein Untergang beschlossen. Constantin der Zweite sendete ihm die Schergen ins Haus, welchen er aber die vornehmsten Würdenträger des Hofes mit dem Auftrage voran gehen ließ, sich zuerst allein dem

Ablavius vorzustellen, und gleich Unterwürfigen vor ihm die Knie zu beugen. Der Thor ging unbedenklich in die böswillige Täuschung ein; überzeugt, daß sie gekommen seien, um ihm die Kaiserwürde anzubieten, rief er sofort, ohne auf ihre Rede zu warten: wo ist der Purpur? Darauf erwiderten die Großen: diejenigen, die ihn bringen, harren draußen im Vorhof. Ablavius befahl, sie ohne Verzug herein zu führen; und sie säumten nicht länger. Es waren jedoch die Schergen, die mit scharfen Schwertern und Lanzen auf ihn eindrangen. Den Purpur, nach dem er so sehnlich verlangt hatte, mußte er selber hergeben; es war das Blut, das seinen Todeswunden entströmte.

Wollen wir in die fernste Zeit zurück sehen, so werden wir in dieser Begebenheit ein Bild der Urgeschichte des Menschen erkennen. Zum höchsten Range, zum Haupt der Erdenwelt berufen, sofern er in freiem Gehorsam der Idee Gottes treu blieb, im Gegenfalle mit dem Tode bedroht, ließ er durch die Lüge: „ihr werdet wie die Götter sein" sich verlocken, die ihm gesetzten Schranken zu überschreiten. Indem er so, der Majestät Gottes gegenüber, in der Unabhängigkeit einer absoluten Selbstmacht sich behaupten, aus eigener Kraft die Fülle der Weisheit und Seligkeit erringen wollte, riß er von Gottes Huld und Gnade sich los; aber statt des königlichen Purpurs, statt der ihm zugedachten Herrschaft über alles Irdische, ward ihm die Schmach der Ohnmacht und Knechtschaft zu Theil unter dem Joche der äußern Naturgewalten und des Todes.

Die Zahl Derjenigen, die in diesem Vorgange, wie er in der schlichten Weise der Schrift erzählt wird, keine eigentliche Thatsache, sondern lediglich einen Mythus sehen, hat allerdings im Verlaufe der Neuzeit sehr bedeutend zugenommen. Haben sie zugleich den Glauben an einen persönlichen Gott und Weltschöpfer aufgegeben, so mag ihnen jene Erzählung als ein Versuch gelten, den Ursprung des Uebels zu erklären. Glauben sie jedoch, was wohl billig voraus zu setzen, an einen persönlichen, allmächtigen Schöpfer, so werden sie mit ihrer mythischen Ausflucht zu der widersinnigen Annahme hingedrängt, der Mensch sei schon ursprünglich so beschaffen gewesen, wie er im jetzigen Zustande sich zeigt, wodurch dann, in letzter Instanz, Gott selber als der Urheber des Irrthums, des Elends und des sittlich Bösen erklärt würde, das in solchem Uebermaß auf Erden wuchert.

Die alten Zendvölker von Iran unterschieden doch wenigstens einen Gott des Lichtes, Ahura-Mazda oder Ormuzd, der nur Gutes und Heilsames geschaffen, von einem Gotte der Finsterniß, Angra-Mainyus oder Ahriman, der ihnen als Urheber alles Bösen, Abscheulichen und Unheimlichen galt, wobei sie freilich zwischen dem physisch Schädlichen und dem sittlich Bösen keinen deutlichen Unterschied setzten. Die Manichäer haben diesen angeblich ursprünglichen Dualismus wieder aufgenommen, um auf demselben ihr sittenloses Lehr- oder Lügensystem zu erbauen. Der Christ hingegen, der durch Vernunft und Offenbarung belehrt wird, daß Gott als der Unendliche nicht blos der einzige, sondern auch der absolut heilige und gütige Schöpfer der Welt ist, weiß weder von einem

bösen Prinzip, welches als ein ursprünglich Böses von Gott geschaffen, noch von einem solchen, das sich als gleich ewig Gott zur Seite stellen könnte. Wohl aber weiß er aus der Offenbarung und Tradition, daß schon vor dem Beginne der Menschenwelt unter den erschaffenen Geistern einer sich erhob, der mißmuthig und zürnend darüber, sich als ein bloßes Geschöpf zu wissen, im Streben nach Selbstverherrlichung und Unabhängigkeit vom Gehorsam Gottes abfiel, so daß in seinem Willen die Liebe sich in Haß verkehrte.

Von diesem abtrünnigen Geiste bezeugt der Herr, daß er in der Wahrheit und Treue nicht Stand gehalten; er bezeichnet denselben als den Vater oder Urheber der Lüge, weil die Urlüge, die in der sittlichen Welt die Quelle des Unheils geworden, in der Läugnung der Abhängigkeit des Geschöpfes von der göttlichen Macht und Liebe besteht. Auch der Mörder von Anfang wird er genannt, weil er nicht allein sich selbst und alle jene Geistwesen, die seinem Beispiel folgten, in den Zustand des ewigen Todes gestürzt, sondern im Grimme gegen Gott und Gottes Ehre auch die Menschen in sein eigenes Geschick zu verstricken gesucht hat, was ihm auch, durch die Schuld der letzteren, in solchem Maße gelungen, daß er in Bezug auf die unselige Herrschaft, die er über sie errungen, als die Macht der Finsterniß, als der starke Gewaffnete und der Fürst dieser Welt geschildert wird.

Immerhin könnte es den Anschein gewinnen, daß diese Beinamen auf einen allzu großen Umfang seiner Wirksamkeit schließen lassen, und als ob durch selbe ein Verhältniß zu dem Allmächtigen angedeutet würde, wie

es die alten Arier zwischen dem Ahriman und dem Lichtgott Ormuzd sich vorstellten. Eine solche gleichsam ebenbürtige Stellung, Gott gegenüber, wagt selbst der Urlügner sich nicht anzumaßen. Der bekannte Gewalthaber von Haiti, der Neger Christoph, konnte in seiner Aufgeblasenheit doch mit einiger Berechtigung an den ersten Napoleon schreiben: „der Größte unter den Schwarzen an den Größten unter den Weißen." Einer solchen Entgegenstellung ist der Geist des Bösen nicht fähig; er weiß den Allmächtigen, den er nicht liebt, als seinen Schöpfer, sich selbst als bloßes Geschöpf, und eben dieß Bewußtsein ist es, das seinen Grimm unterhält und nährt. Hingegen hat er jene Titel, die seine furchtbare Macht in der Menschenwelt andeuten, lediglich nur dadurch errungen, daß diese in zunehmender persönlicher Verschuldung und Gottesentfremdung immer mehr seinem Einflusse sich hingab. In der Verwilderung eines von zügellosen Leidenschaften bewegten Lebens ging der Gedanke an die Heiligkeit Gottes und an die Würde der sittlichen Freiheit unter, und wir brauchen nicht erst an die Australneger und die Dayak's zu denken, um den Ausspruch des heil. Chrysostomus zu verstehen: daß der Satan sich bemühe, die Menschen zu brutalen Geschöpfen oder Thieren zu erniedrigen.

Nicht bloß jene unglücklichen Stämme, die zu beinahe thierischer Rohheit herab gesunken, geben Zeugniß davon; auch unter den heidnischen Culturvölkern finden sich die häßlichsten Gräuel und Laster, die statt Abscheu zu erregen, vielmehr als nothwendig angesehen oder vollends in Ehren gehalten, und unter die Gunst oder Obhut eigener Gott-

heiten gestellt wurden. Die Schamanen Sibiriens dienen ausdrücklich den bösen Geistern; die Azteken des Hochlandes von Mexico oder Anahuac wußten ihren grausamen Gott Huitzilo-Pochtli nicht anders als durch Tausende von rauchenden Kinderherzen zu versöhnen; die Würger oder Thag's (Phansigar) in Hindostan erdrosseln und plündern ihre Opfer unter dem Schutze der Göttin Bhavâni; und nicht viel besser als die Fidschi-Insulaner haben selbst die gepriesenen Hellenen ihre Götter als üppige, schwelgerische, neidische und streitsüchtige Wesen geschildert.

Wenn demungeachtet in neuerer Zeit die Ansicht beliebt geworden, die heidnischen Religionen als Vorstufen des Christenthums zu betrachten, so wollen wir doch nicht bei den Voraussetzungen verweilen, die zu einer an sich so widersinnigen Annahme führen konnten, sondern einfach des Johanneischen Wortes gedenken: daß der Sohn Gottes dazu erschienen sei, damit er die Werke des Satans zerstöre*). Es stimmt dasselbe mit der bildlichen Rede des Herrn überein, daß der Stärkere den Starken besiegt, und die Waffen sammt der Beute ihm abnimmt. Durch welche Macht jedoch und mit welchen Waffen gewann er diesen Sieg, warf er die Zwingherrschaft der Lüge und der Sünde zu Boden? Wir könnten vielleicht darauf mit dem Paulinischen Lehrwort erwidern: „Einer ist der Mittler Gottes und der Menschen, der Mensch Christus Jesus"**). Als Gottessohn trug er die göttliche

*) 1. Joh. 3, 8.
**) 1. Timoth. 2, 5.

Wesenheit und Allmacht des Logos in sich; als Menschensohn war er der einzig Gerechte und Heilige; wie sollte er nicht stark genug gewesen sein, um mit einem einzigen Machtgebot den Feind und Ankläger aus der Menschenwelt zu scheuchen?

Allein mit dieser Erwiederung langen wir deßhalb nicht aus, weil sie nur nach Einer Beziehung genügen kann, ohne die ganze Frage zu erschöpfen. Als nämlich der Herr, das Werk seiner Sendung vorbereitend, einsam in der Oede verweilte, und der Widersacher, um den Geheimnißvollen und Erhabenen zu erforschen, mit den alten Lügenkünsten an Ihn heran trat, da war die schlichte Hinweisung auf die Gebote Gottes und das einfache Wort: gehe von hinnen, völlig hinreichend, um die Machtlosigkeit des Feindes diesem selber fühlbar zu machen. Den Grund davon hat der Herr selbst erklärt, indem er von sich bezeugte: „der Fürst dieser Welt kommt zu mir, und findet nichts in mir,“ nämlich keinen Antheil oder Berührungspunkt, keine Handhabe; nichts von allem dem, was ihm eine Art von Recht oder Gewalt vermitteln und einräumen könnte. Denn wiewohl der Herr als Menschensohn in Allem seinen Brüdern ähnlich geworden, so geschah dieß doch mit Ausnahme der Sünde. Darum war er in seiner eigenen Person weder einer Versuchung zur Sünde zugänglich, noch, da der Tod nur der Sünde Sold ist, dem Gesetze des Todes unterworfen, sofern er sich demselben nicht freiwillig hingab.

Dieß Opfer jedoch brachte er, weil er für die Schuld der ganzen Menschheit einstand; und hier ist es eben, wo der Sieg des Stärkern über den Starken sich

ganz anders gestalten mußte. An Ihm selbst hatte der Ankläger keinen Theil, um so mehr hingegen an dem gottwidrigen und sündhaften Zustande der Menschenwelt, so daß Gregor der Große mit Recht sagen kann: „die ganze Willensrichtung und Gesinnung des Satans sei ungerecht, und dennoch seine Gewalt eine gerechte" — insofern er nämlich mit Grund alle Diejenigen als todeswürdig anklagen kann, die er in seine eigene Lüge verstrickt hat. Wie sollten sie auch eines bessern Geschickes würdig sein als er? Wo es daher auf die Befreiung der Menschheit ankam, da konnte, um ihren Bewältiger aus dem Felde zu schlagen, kein bloßer Befehl, kein Machtwort mehr ausreichen, sondern es wurde ein Kampf gegen das Böse erfordert, dem der Gerechte für die Ungerechten sich unterzog, wie das Augustinus in dem bündigen Lehrsatz ausspricht: „Nicht durch die Uebermacht ist der Satan besiegt worden, sondern durch die Gerechtigkeit".

So trat nun dem dämonischen Hochmuth die Demuth des Herrn entgegen, dem widerspenstigen Trotze der Gehorsam, der schwelgerischen Ueppigkeit die Armuth, der unmenschlichen Grausamkeit die Kraft der Liebe. Es stand bei Ihm, die Feinde zu vertilgen, die Legionen der Himmlischen hätten ihm Hilfe geleistet; allein er war nicht gekommen, um zu verderben, sondern um zu erlösen. Darum hat er alles auf sich heran dringen lassen, was vereinigte menschliche und teuflische Bosheit zu ersinnen und zu vollführen vermag; in glühenden Todesqualen, in äußerster Noth und Verlassenheit hielt er in seinem treuen Herzen festiglich an Gott und an der Menschenwelt; die Gewalten des Hasses erschöpften sich, die

Liebe und Gottestreue behielt den Sieg. Und so geschah es, daß durch eine so überreiche Genugthuung für Alle der Fürst des Unheils sein Recht verlor, und aus den bisherigen Gebieten seiner heillosen Herrschaft hinaus gestoßen wurde. Ob er jedoch durch dieses erste große Gericht völlig machtlos geworden, ob der Kampf gegen ihn uns erspart oder vielmehr fortwährend geboten, und welche Lebensaufgabe uns vorgeschrieben sei, das bleibt uns jetzt noch zu erwägen übrig.

II.

Ein viel genannter Fürst aus dem Hause Orleans, der vor ungefähr anderthalb Jahrhunderten mit dem Amte eines Regenten dem französischen Reiche vorstand, machte sich durch einen Lebenswandel berüchtigt, in welchem Weisheit und Tollheit, Tugend und Laster, Ruchlosigkeit und Edelmuth eine so bunte Mischung bildeten, daß es seiner eigenen Mutter gerathen schien, mehr als einmal eine Fabel zu erzählen, welche sie ersonnen hatte, um diese grellen Widersprüche zu erklären und wo möglich zu entschuldigen. An der Wiege des Neugebornen, versicherte sie, hätten himmlische Besucher sich eingefunden, die ihm die besten und schönsten Gaben zum Angebinde brachten. Ganz zuletzt aber sei, von Niemanden eingeladen, eine boshafte Elfe gekommen, um auch ihrerseits etwas zur Festlichkeit beizutragen, und da sie jene himmlischen Gaben nicht hinweg zu nehmen vermochte, habe sie jeglichem Guten etwas Schlechtes und Gemeines beigemischt, und in jedes Segengeschenk einen Fluch verwebt.

Was diese Fürstin in der Form eines Mythus oder eines Märchens erzählte, das ist in Bezug auf den Zustand des verlorenen Sohnes, d. h. des von Gott abgefallenen Menschen eine vollgiltige Thatsache, die nicht allein, wenn auch vielfältig entstellt, in der Ueberlieferung aller Urvölker als solche berichtet und aufbehalten, sondern auch von unserm eigenen Bewußtsein bezeugt wird. Sofern wir nämlich die Selbsterforschung nicht scheuen, was finden wir anderes in uns als eine Mischung von sehr widersprechenden Stimmungen und Eigenschaften, von niedrigen und erhabenen Gesinnungen, von geistig sittlichen und brutalen, von vernünftigen und aberwitzigen Gedanken, von Mahnungen an Pflicht und Recht, und leidenschaftlichen Regungen, die zu Unrecht und Unsitte drängen? Müssen wir nicht selber eingestehen, daß jegliches Gute und Löbliche, das unser inneres Leben adelt, mit irgend einem Einschlag vom Argen verwebt sei? Mischt sich nicht die Eitelkeit, Gefallsucht, Neid, oder sonst eine selbstsüchtige Triebfeder in die meisten unserer Handlungen und Reden?

Die herrlichen Gaben des Geistes, mit welchen die Schöpferhuld den Menschen geschmückt: die sittliche Freiheit und Vernunft, das erfinderische Vermögen der technischen und der bildenden Künste, und die Fähigkeit des Glaubens sind dem Menschen so wesentlich, daß sie durch den Abfall von Gott nicht getilgt wurden; wohl aber sind seine geistigen und sinnlichen Kräfte aus der ursprünglichen Ordnung und Harmonie gewichen. Und obwohl der Segen des Erbverdienstes Christi dem

Fluche der Erbschuld sühnend und heilend entgegen wirkt, machen doch, weil das eine so thatsächlich ist wie das andere, die fortwirkenden Anlagen oder Keime der Unordnung unablässig sich bemerklich, so daß dem sittlichen 'Gesetze des Geistes jenes andere Gesetz der blinden Triebe (wie der Apostel es nennt) immerfort entgegen streitet. Dieser stete und gewaltsame Widerstand der Leidenschaften gegen jede sittliche Pflicht, die Entsagung und Selbstbeherrschung fordert, wird noch gefahrvoller dadurch, daß hinter den Tentationen der Sinnenlust, der Eitelkeit und Habsucht der finstere Geist der Lüge und des Unheils lauert, gegen welchen, wie der Apostel erinnert, der Kampf mit desto größerer Wachsamkeit zu führen, je schwerer es ist, diesen unsichtbaren Feind an seinen Ränken zu erkennen.

Bei allem dem wäre es unweise, über diese Lebensaufgabe feigherzige Klage zu erheben. Möge der Kampf, wie Augustinus bemerkt, noch so mühevoll sein: besser ist es jedenfalls, gegen die Laster zu streiten, als ohne Widerstand sich ihrer Herrschaft überlassen. Besser der Krieg, begleitet von der Hoffnung auf den ewigen Frieden, als eine Gefangenschaft ohne Streben nach Befreiung. Gar Viele denken nicht einmal daran, einen solchen Versuch zu machen; Andere wieder suchen sich durch Beweisgründe davon loszusagen, die sie aus den Tiefen der Natur, nicht aber aus jenen des Geistes herauf holen. Indem sie einzig auf die Vorgänge der Körperwelt sich berufen, scheint es ihnen leicht, nicht bloß die wahre Bedeutung und die ewigen Folgen der Sünde, sondern wie die Geistwesen insgesammt, so auch

den bösen Geist aus dem Verzeichniß der wirklichen Dinge zu streichen. Schon der edle Johannes Gerson redet von solchen Leuten, mit der Bemerkung, daß dieselben, indem sie die Lehre von den Dämonen als lächerlich verhöhnen, mit dieser ihrer Weisheit sich selber das Zeugniß der Geistesarmuth geben. *) Denn die wesenhafte und persönliche Wirklichkeit des creatürlichen Geistes läugnen, und gerade durch diese Läugnung als geistreich gelten wollen, ist jedenfalls ein Widerspruch, dessen sie in ihrer Eitelkeit sich nicht bewußt werden.

Je weniger beliebt aber die Arbeit des geistigen Denkens, desto größer ist auch die Zahl derjenigen, die sich gedankenlos durch das Leben schlagen, und den Vorwürfen des Gewissens den empirischen Gemeinplatz als Schild entgegen halten, daß die Anderen eben um nichts besser sind. Es ist bekanntlich noch nicht lange her, daß seit der Entdeckung der berühmten Goldlager Californiens die Niederlassung von San Francisco schnell zu einer volkreichen Hauptstadt heranwuchs, in welcher jedoch, in Folge des Zusammenströmens so vieler Abenteurer und Fremdlinge, während der ersten Jahre statt der bürgerlichen Ordnung nur Völlerei, Betrug und Gewaltthätigkeit vorherrschten. Eine Zeit lang, so erzählt man, war die Handhabung der Gerechtigkeit einem Alkalden oder Richter anvertraut, der über jeden Delinquenten, den man ihm vorführte, ohne die Sache zu untersuchen, ohne weiters das Todesurtheil aussprach. Einmal jedoch

*) Dr. J. B. Schwab: Johannes Gerson, eine Monographie. Würzburg 1858. S. 711. Dazu S. 718 f.

geschah es ausnahmsweise, daß man nicht geneigt war, den barbarischen Vorgang ungerügt zu lassen. Man machte die Einwendung, daß ein solches Urtheil ohne Zeugenverhör und Vertheidigung allem Rechte zuwider laufe, und daß man von der Schuldlosigkeit des Angeklagten überzeugt sei. Allein der Alkalde, der gewöhnlich im Zustande halber Trunkenheit sich befand, erwiderte mit einem gewissen Anstrich von Würde: „Bürger Californiens, ihr wisset ganz genau, und es ist eine ausgemachte Sache, daß es unter uns keinen Unschuldigen gibt!"

Ob dieser Mann nun Recht oder Unrecht hatte, indem er auf eine so wenig ehrenhafte Thatsache sich berief, immerhin steht das Zeugniß des Apostels fest, das in Bezug auf die Urschuld und ihre Folgen aussagt, daß Alle gesündigt haben, und des Ruhmes vor Gott entbehren, d. h. daß sie vor Gott sich ihrer eigenen Gerechtigkeit nicht rühmen können, als ob sie Gerechte wären, oder durch eigenes Verdienst sich zu rechtfertigen vermöchten. Die Quelle unserer Rechtfertigung, sowie jeder Befähigung, etwas Verdienstliches und Gottgefälliges zu wirken, ist nirgends anders zu suchen, als in der Gnade, die der Erlöser uns erworben. Und gerade darin liegt das Gewicht der Warnung, daß wir mit dem Laster kein Einverständniß unterhalten, mit der Gesetzlosigkeit keinen faulen Frieden abschließen sollen, wie das bei den Sensualisten üblich, die jede sittliche Unordnung aus dem Temperament, dem Naturell und anderen physischen Ursachen herleiten und damit zu entschuldigen wähnen. Ehedem, wie es wenigstens Guilelmus, Bischof von Paris, von seiner Zeit berichtet, herrschte

unter dem Volke der Aberglaube, daß die Bilder der Heiligen nicht gleich Anfangs, nachdem sie die Staffelei des Malers verlassen, sich wunderthätig erweisen, sondern erst ungefähr sechzig Jahre später. Keinerlei Aberglaube verdient, daß man ihm das Wort rede, auch wenn er noch so harmlos auftritt; doch ohne Vergleich schädlicher ist jene Lebensansicht, welche nach dem gemeinen und verwerflichen Grundsatz: Jugend habe keine Tugend, die gemüthlich praktische Maxime aufstellt, daß man die Jugend sich austoben lasse, und ihren Leidenschaften Nachsicht gönne, bis bei zunehmendem Alter die Raschheit der Blutwellen sich vermindert, wo dann schon Erfahrung und Besonnenheit auf den rechten Weg leiten werden.

Ob man das Ungerechte und sittlich Böse auf Rechnung der physischen Einflüsse setzt, ob man es einzig dem bösen Geiste zuschreibt, wie das bei ungebildeten Christen nicht minder als bei den Heiden gebräuchlich: das eine ist so falsch und verderblich als das andere. Wenn ein berühmter Denker der Neuzeit die ganze Wahrheit in den bündigen Satz gefaßt hat: „Kein Mensch muß müssen," so stimmt das mit der Lehre des heil. Augustinus überein: „Alles Böse kommt aus dem bösen Willen; eine Ursache hingegen, die den bösen Willen hervorbrächte, ist nicht vorhanden." Es gibt keine Ursache, die den freien Willen böse macht, oder was dasselbe ist, ihn mit Nothwendigkeit und zwingender Gewalt zum Bösen bestimmt und hindrängt. Denn würde er nicht einzig aus sich selber oder aus eigener Macht sich wenden, so wäre er nicht frei, und in diesem Falle weder ein Verdienst zu erwerben

befähigt, noch für seine Wahl einer Verantwortung ausgesetzt.

Mit vollem Rechte daher schreibt Chrysostomus auch diesen Irrthum, der jede Willensentscheidung als eine nothwendig bestimmte (determinirte) Wirkung innerer und äußerer Ursachen ansieht, dem Vater der Lüge zu. Und zwar, so bemerkt er ferner, setzt dieser jederzeit alle Mühe daran, um gedankenlose und schwachmüthige Menschen zu der Meinung zu verleiten, daß die Werke der Tugend oder der Bosheit nicht in ihrer eigenen Macht stehen, und daß sie mit der Ehre der Willensfreiheit und freien Wahl, welche doch die vorzüglichste Gabe ist, nicht geschmückt seien. Eine ähnliche Bemerkung finden wir bei Tertullianus. „Wenn auch der Wille des Bösen dahin zielt, daß du wollest, was Gott nicht will, so kann er es doch nicht bewirken oder erzwingen, daß du es wollest.“ Bleibt also für die Lauheit und Halbheit nichts, was ihr zur Ausflucht dienen könnte, so behält die Mahnung ihr ganzes Gewicht: „Kämpfe den schönen Kampf des Glaubens,“ nicht gegen Andere, sondern gegen dich selbst und das Böse in dir; nicht mit frommen Worten, Empfindungen, äußerlichen Gebräuchen, sondern mit denjenigen Waffen, die in Wahrheit diesen Namen verdienen.

Wollen wir nun näher darauf eingehen, wie es mit diesen Waffen sich verhalte, und welcher Art sie seien, so denken wir an die letzten Unterredungen des Herrn, die er vor seinem Hingange mit den Jüngern geführt, und zwar an eine besondere Wendung derselben. Bis zur jetzigen Stunde (so war es der Inhalt seiner Rede) und so lange ihr unter meiner persönlichen Obhut

euch besandet, habt ihr weder Mangel erduldet, noch hat euch Verfolgung getroffen. Von jetzt an jedoch, da ich (der sichtbaren Gegenwart nach) von euch scheide, wird eure Lage eine andere; es beginnt für euch die Zeit des Kampfes, der Drangsal und Verfolgung, und deßhalb wer nichts anderes besitzt, der verkaufe sein Gewand und kaufe ein Schwert. Da sprach Petrus: „Herr, es sind zwei Schwerter da.“ Und er erwiederte: es ist genug.*)

Wenn wir mit der bildlichen Ausdrucksweise des Herrn nur einigermaßen vertraut sind, wird uns der Gedanke fern bleiben, als könne er hier im buchstäblichen Sinne ein Schwert von Stahl gemeint haben. Denn obwohl man aus der voreiligen Antwort des Jüngers auf das Vorhandensein zweier solcher Waffen schließen könnte, so waren doch, wie Chrysostomus bemerkt, diese sogenannten Schwerter eigentlich nur Messer, die zur Bereitung und Zertheilung des Osterlammes gedient hatten. Und was noch maßgebender ist, so hat ja Petrus in Gethsemani mit dieser Waffe den Angriff auf den Diener des Kaiphas gewagt, und der Herr hat nicht allein diese Gewaltthat ihm streng verwiesen, sondern noch einmal seine wunderbare Macht gezeigt, um die dem Malchus beigebrachte Verletzung zu heilen; und zwar aus einem Beweggrunde, den Tertullian mit den sinnigen Worten zeichnet: „in Malchus ward die Geduld Christi verwundet.“

Es ist also unverkennbar, daß er in die Mahnung an die Jünger, sich mit einem Schwerte zu rüsten, den-

*) Luc. 22, 35. f.

selben Sinn gelegt habe, wie in den früheren Ausspruch: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Wenn er der Meldung des Jüngers, daß zwei Schwerter vorhanden, einfach entgegnete: es ist genug, so war dieß eben nur ein ablehnendes Wort, um mit milder Schonung eine Rede abzubrechen, deren Sinn zu fassen sie jetzt noch wenig befähigt sich zeigten. Was sie jetzt nicht verstanden, das ward ihnen, nachdem sie die Weihe des göttlichen Geistes empfangen, in vollem Maße klar, als sie, das Evangelium des Friedens verkündend, unter ihren Volksgenossen wie unter den heidnischen Völkern überall dem feindseligsten und grimmigsten Widerstande begegneten, und mit den Waffen des Geistes gerüstet den Kampf bestehen mußten, nicht gegen die Menschen bloß, sondern auch gegen die unsichtbaren, weltbeherrschenden Gewalten der Bosheit und der Lüge.

Da jedoch zu diesem Kampfe gegen das Böse nicht die Sendboten Christi allein, sondern nach Maßgabe ihrer Stellung alle Gläubigen, die ihr Heil suchen, verpflichtet sind, so ist auch von Allen ohne Unterschied die Mahnung des Apostels zu beherzigen, worin er sowohl die gefährlichsten unter den Feinden, als auch die Mittel der Abwehr bezeichnet, die er gleichfalls unter dem Bilde einer vollständigen kriegerischen Ausrüstung schildert. *) Wir haben, so lehrt er, keinen Streit zu führen gegen

*) Ephes. 6, 11. f. Dr. H. A. W. Meyer krit. exeget. Handbuch über den Brief an die Epheser. 3. Auflage. Göttingen 1859. S. 265 f.

Fleisch und Blut, d. h. gegen sterbliche Menschen, sondern gegen dämonische Mächte, gegen unsichtbare und überirdische Feinde, gegen Weltbeherrscher (Kosmokratoren), die in der jetzigen Finsterniß walten; gegen die Geisterrotte der Schlechtigkeit in den Himmelsräumen, d. h. in den oberen Luftregionen, welche die Erde umgeben. Versehet euch also mit der Armatur Gottes, d. h. mit der geistigen Rüstung und den Waffen, die Gott euch gegeben, damit ihr zu widerstehen vermöget am bösen Tage. Stehet zum Kampfe bereitet, an euren Lenden umgürtet mit der Wahrheit, bekleidet mit dem Brustpanzer der Gerechtigkeit, und eure Füße beschuht mit der Bereitschaft des Evangeliums des Friedens — nämlich des Friedens mit Gott, auf welchen das Evangelium abzielt, und der von der Wahrheit des Glaubens und der Erkenntniß, so wie von der Rechtschaffenheit des Wandels wesentlich bedingt wird.*)

Nachdem nun der Apostel in diesen bildlichen Ausdrücken von solchen Stücken der Rüstung geredet, die zunächst an den Leib des Kriegers sich anschließen, faßt

*) Das Umgürten der Lenden war in der Rüstung des römischen Kriegers das erste Erforderniß, der festeren Haltung wegen, und um dann über diesen Gürtel den Brustharnisch anzulegen. Wahrheit und Gerechtigkeit sind hier im intelluctuellen und ethischen Sinne zu fassen, als inneres Durchdrungensein von der rechten Erkenntniß, und als Uebereinstimmung derselben mit dem Werk und Wandel, auf den auch die „Beschuhung" hindeutet. — Daß in den oberen Regionen der Atmosphäre (oder des Aethers) der Aufenthalt dämonischer Mächte sei, wird vom heil. Hieronymus als die Meinung aller christlichen Lehrer erklärt.

er nun noch jene ins Auge, die derselbe entweder zuletzt hinzufügt, oder als Schutz- und Angriffswaffe in die Hände nimmt: Helm, Schild und Schwert. Und so fährt er fort: „zu allem noch hinzu*) ergreift den Schild des Glaubens, mittelst dessen ihr die feurigen Pfeile des Ruchlosen auslöschen könnet, den Helm des Heils und das Schwert des Geistes (das vom heil. Geiste euch dargeboten wird), nämlich das Wort Gottes; zugleich aber allezeit betend, und wachsam im Geiste." — Wir könnten allerdings diese Bilder noch in mancherlei Weise erklären. Wie z. B. Irrthum und Lüge einem weitfaltigen, und schlottrigen Gewande vergleichbar, so ist strenge Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe gleichsam ein Waffenrock mit straffer Umgürtung. Wie der Panzer die Brust beschützt, so bewirkt die Gerechtigkeit, die aus Gott ist, die Kraft und Sicherheit des Bewußtseins. Die Wege der Pflicht sind hart, aber das Evangelium des Friedens, die Gottes- und Nächstenliebe befestigen und fördern die Schritte.

Wie ferner ehedem die Pfeile mit Brennstoffen umwickelt und angezündet abgeschossen wurden, so werden mit ihnen die bösartigen Tentationen und Anreizungen verglichen, die das Herz verwunden und entzünden, wenn sie nicht abgehalten und unschädlich gemacht werden durch den festen Widerstand des Glaubens. Das Vertrauen auf den Erlöser, der unser Haupt und der Bürge unseres

---

*) Die Vulgata übersetzt „in omnibus" Ulenberg: „vor allem." Offenbar jedoch ist hier die Beziehung auf das, was zur vollständigen Rüstung noch ferner erfordert wird.

ewigen Lebens, ist der Helm des Heils. Die wichtigste Waffe des Kämpfers jedoch bleibt das Schwert des Geistes, dasselbe, dessen Erwerb und Besitz der Herr vor allem andern seinen Jüngern anbefohlen. Denn nicht umsonst wird vom Worte Gottes gesagt, das es schärfer ist als jedes zweischneidige Schwert, und hindurch dringend bis zur Scheidung von Seele und Geist, und richtend des Herzens Gesinnungen und Gedanken.*) Die göttliche Weisheit allein lehrt das Natürliche vom Uebernatürlichen, die animalischen Antriebe von den Forderungen des sittlichen Gesetzes scheiden und trennen, und dadurch alle sophistischen Gewebe der Lüge durchschneiden. Darum gebeut auch der Apostel: „Wandelt nach dem Geiste, und des Fleisches Begehrungen vollziehet nicht.“**)

Wie mannigfach aber diese Begehrungen und Gelüste, und wie leicht sie mit dem Anschein edlerer Regungen täuschen, das wird uns erst dann ersichtlich, wenn wir unter dem Ausdrucke „Fleisch und Blut“ nicht etwa nur den animalischen Leib, auch nicht den sündhaften Zustand an sich, sondern vielmehr das gesammte menschliche, also geistig leibliche Leben in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit verstehen, in welcher die natürliche oder sinnliche Richtung die vorwaltende geworden. Daraus erklärt es sich, daß abgesehen von den gemeinen Leidenschaften und Unordnungen der Sinnlichkeit, auch der Hochmuth, die Herrschsucht, der Neid, die Feindschaft, die Spaltung in

---

*) Hebr. 4, 12. Vergl. Ps. 149, 6. und Isai. 49, 2.

**) Galat. 5, 16. Vergl. Eph. 2, 3.

Parteien und der Götzendienst (die Naturvergötterung) unter die Gelüste und Werke des Fleisches gerechnet werden. Gegen alle diese gottwidrigen Gesinnungen hat der Gläubige fortwährend den Kampf zu führen mit den Waffen des Geistes, unter der Signatur des Kreuzes. Wie aber das gemeint sei, auch darüber ist eine klare Verständigung vonnöthen.

„Die Christo angehören," sagt der Apostel, „haben ihr Fleisch gekreuzigt sammt den Lastern und Begierden." *) Da Kreuzigen in der symbolischen Sprache so viel als Abtödten ist, so erklärt sich dieser Ausspruch schon durch den andern: daß, nachdem Christus einmal für die Sünde gestorben, und nun für Gott lebt, nunmehr auch wir uns so betrachten sollen, als seien wir todt für die Sünde, aber lebendig (in der Gerechtigkeit) für Gott in Christo unsern Herrn.**) Der Sinn ist also der: daß Alle die (durch die Taufe) in die persönliche Theilnahme am Verdienst und Leben des Erlösers eingetreten, dadurch schon von der vorwaltend sinnlichen Richtung des Lebens und von der Sünde sich losgesagt, und zum Kampfe gegen diese verpflichtet haben. In diesem Sinne erinnert der Apostel auch: „Wenn ihr im Geiste (durch die Macht des Geistes) die Werke des Fleisches abtödtet, werdet ihr leben." ***) Es ist also keineswegs nach buchstäblichem Sinne von jenen Peinigungen des Fleisches die Rede, wie selbe auch bei den Götzendienern, den ostindischen

*) Galat. 5, 24.

**) Röm. 6, 11.

***) Röm 8, 13.

Fakirs und den theurgischen Schwärmern aller Völker üblich sind, welche die furchtbarsten Entbehrungen und Qualen sich auferlegen, das Wesentlichste jedoch, nämlich die Bändigung ihrer rohen und wüthenden Leidenschaften gänzlich verabsäumen. Immerhin bleibt die Selbstverläugnung, die sittliche Selbstbeherrschung ein ungleich härteres Werk als eigenmächtig gewähltes körperliches Erdulden; bei allem dem aber wird Niemand die geistige Herrschaft über sich selbst gewinnen, der nicht zugleich durch strenge Mäßigkeit, Nüchternheit und Entsagung auch sein leibliches Leben in Zucht und Ordnung hält.

Eine Parabel der Araber erzählt, wie es drei Pilgern erging, die gemeinschaftlich eine Reise durch die Wüste unternahmen. Der erste rüstete und belud sein Maulthier, unterließ jedoch, es vor dem Ritte zu füttern, so daß es erschöpft in der Mitte des Weges niederfiel und nicht weiter konnte. Der zweite hatte seinem Thier zu reichliches Futter gegeben, und es erlag in der Mittagshitze, vom Blutschlag getroffen. Der dritte, der nur mäßige Nahrung gereicht, nahm einen langen Stab mit, an dessen Ende er ein Büschel würzigen Futters gebunden, und den er vor sich hertrug, so daß sein Maulthier, um das lockende Bündel zu erreichen, die Schritte beeiligte. Dieser allein erreichte glücklich, bevor die Finsterniß einbrach, seiner Reise Ziel. —

Auch die geistige Pilgerfahrt unseres Zeitlebens ist von den Kräften und Sinnen des organischen Leibes abhängig, das sonach der Kraft und Rüstigkeit bedarf. Wer diese durch mißverstandene, unechte Askese

zerstört, oder in entgegengesetzter Weise durch Ueppigkeit zerrüttet und vergeudet, wird seine Lebensaufgabe nicht erfüllen. Wer in der Sorgfalt für die Erhaltung und Kräftigung der leiblichen Gesundheit das rechte Maß beobachtet, die Leidenschaften und sinnlichen Neigungen mit der Strenge des sittlichen Geistes zügelt, dabei aber auch der Fülle aller Güter, die für das jenseitige Leben ihm verheißen sind, eingedenk bleibt, und dieselben in gläubiger Hoffnung stets vor Augen behält, der wird unter dem Beistande der Gnade, die ihm die Ausdauer verleiht, das ihm gesetzte selige Ziel erreichen.

Vierter Vortrag.

„Alle Dinge sind euer, ihr aber Christi, Christus aber Gottes.“ (1. Cor. 3, 23.)

Eingang.

In der altberühmten Stadt Athen machte sich einst durch sein seltsames Benehmen ein gewisser Thrasyllus bemerklich, indem seine Fantasie eine geraume Zeit lang von einer eigenthümlichen Täuschung beherrscht wurde, die jedoch, bei der Sanftmuth des Mannes, nur als milder und unschädlicher Wahnsinn sich äußerte. Die zahlreichen Schiffe nämlich, die im Hafen Athens anlangten oder dort die Anker lichteten, hielt er sammt und sonders für sein Eigenthum. Darum war es ihm ein unverbrüchliches Gesetz, täglich in den Piräus hinaus zu gehen, um über den lebhaften Handelsverkehr daselbst die Aufsicht zu führen. Er musterte mit Wonne die kostbaren Waaren, die hier ausgeladen wurden; er überblickte nicht ohne Sorge die schwer befrachteten Schiffe, die eben zur Abfahrt sich bereiteten, und denen er mit Inbrunst Glück zur Reise wünschte, weil es ja Niemand anderer als er selber war, dem alle diese Schätze gehörten. Da geschah es aber, daß sein Bruder Krito, der aus Sicilien heim-

gekehrt, ihn einer ärztlichen Behandlung übergab, unter welcher der arme Thrasyllus, nachdem die erforderlichen Gaben von Helleborus oder Nießwurz ihre Wirkung gethan, den Unterschied von Mein und Dein wieder begreifen lernte. Er hatte jedoch dieses nüchterne Verständniß kaum gewonnen, als auch seine träumerische Glückseligkeit schon zu Ende war, weßhalb er nachher oftmals sich äußerte, er habe niemals süßere Tage verlebt, als da noch der Wahn, alles gehöre sein, ihn befangen hielt.

Immerhin handelt es sich um die Frage, ob eine solche Anschauung der Dinge, die jedoch vom Streben nach fremdem Besitze sich fern hält, durchaus und schlechthin als ein Wahn zu betrachten sei, der vielleicht durch ärztliche Hülfe sich beseitigen lasse? Schon vor Alters hat man zwischen dem Rechte des Eigenthums und des Gebrauchs zu unterscheiden gewußt, und das Vergnügen, das der Anblick eines schönen Kunstwerkes, einer reizenden Gartenanlage gewährt, ist ja nicht dem Eigenthümer allein vorbehalten. Soll die Freude an dem, was Andere besitzen, nicht vollkommen berechtigt sein, als eine vernünftige zu gelten? Anders urtheilen die Selbstsucht und der Eigennutz, von welchen die gemeine Weltgesinnung beherrscht wird, anders die unbefangene neidlose Liebe, die einzige Tugend und Weisheit, die in der sittlichen Ordnung der Dinge, im Reiche Gottes einen wahren Werth behauptet. Hier gilt es als Grundgesetz, nicht bloß daß der Einzelne an all dem Guten und Schönen sich erfreue, das er im Besitze des Andern gewahrt, sondern auch daß alles wahrhafte Gute ein Gemeingut

ist, welches jeden Einzelnen nicht minder als der Gesammtheit angehört.

So lehrt es der Apostel ausdrücklich, nachdem er gewisse Parteibestrebungen unter den Gläubigen gerügt, die so eitel waren, mit den Vorzügen ihrer Lehrmeister zu prunken, und auf Grund derselben sich über die anderen zu erheben. „Alles ist euer; ob Paulus, ob Apollos, ob Kephas (Petrus), ob die Welt, das Leben oder der Tod, das eben Geschehende (im Eintritt begriffene) oder das Zukünftige: alle Dinge sind euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes.“ Wem immer nämlich das Amt eines Apostels und Lehrers verliehen, der ist bestimmt, dem Heile aller Menschen zu dienen, und darum auch Allen angehörig. Von der Welt (dem Kosmos) wird das Gleiche ausgesagt, insofern sie, wie es der Herr verheißen, nach der Auferstehung und Wiederherstellung der Menschheit den Verklärten unterworfen sein wird. So sind auch Leben und Tod sammt allen Ereignissen im Gange der Welt zu dem gemeinsamen Zwecke geordnet, das Heil der Gläubigen zu fördern, während diese selber Christo angehören, der wiederum sowohl nach seiner göttlichen Wesensgleichheit als nach seiner menschlichen Wesenheit der Sohn Gottes ist. *)

Das Grundgesetz im Reiche Gottes ist also die Gemeinsamkeit der Theilnahme an den Gütern des geistigen Lebens, von welcher jede selbstsüchtige Gesinnung, jedes entschieden eigennützige Streben ausgeschlossen wird,

*) Dr. H. A. W. Meyer krit. exeget. Handbuch über den ersten Brief an die Korinther. 3. Auflage. 1856. S. 80.

oder vielmehr sich selber ausschließt. Wie das menschliche Leben wesentlich ein geselliges, so ist das echte Prinzip der Gesellschaft die gesellige Liebe; während das egoistische Bedürfniß, das den Einen je an den Beistand des Andern anweiset, das Band nicht bildet, das die Menschen gegenseitig und zugleich mit Gott zu einigen vermag.*) Erscheint daher, wie es an der Speisung der Tausende in der Wüste sich darstellt, das Gottesreich als ein Gastmahl in übernatürlicher Ordnung, das die göttliche Liebe bereit hält, und zu dessen Theilnahme nur die Liebe berechtigt, so gleicht dagegen das Reich dieser Welt einer offenen Wirthstafel, an der ein Jeglicher, und sollte es auch durch Beeinträchtigung der Uebrigen geschehen, einzig nur für sich und die Seinigen Sorge trägt. Auf diesen Gegensatz wollen wir nun unser Augenmerk wenden, indem wir die feindselige Macht der starren Selbstliebe, die den irdischen Gütern nachjagt, und die Segensmacht der geselligen Liebe, welche die himmlischen Güter aufsucht, in ihren Verhältnissen und Wirkungen betrachten.

I.

Unter den arabischen Erzählungen und Mährchen, die ihren Schauplatz gewöhnlich nach Bagdad verlegen, findet sich die Geschichte eines armen einfältigen Mannes, der in allen Geschäften und Arbeiten des Haushalts so

---

*) Ausführlich ist dieser Gedanke behandelt von Professor Dr. J. N. Ehrlich: über das christliche Prinzip der Gesellschaft, in 14 Vorlesungen. Prag 1856.

gedankenlos und unbeholfen sich anließ, und was er zur Hand nahm, so kläglich verdarb, daß seine Frau endlich die Geduld verlor und ihn mit der Weisung aus dem Hause warf, nicht eher wieder zu kommen, als bis er „ein anderer Mensch" geworden. Der arme Zeilun (so hieß der verwahrloste Mann) unternahm nun, seinem eigenen Erfindungsgeiste oder vielmehr seinem Hunger überlassen, vielerlei Dinge, die ihm der Zufall in den Weg legte, ohne jedoch damit der erhaltenen Aufgabe näher zu kommen. Unter anderem diente er, bis man ihn fortjagte, als Gehülfe in einer Garküche, worin er möglichst viele Leckerbissen verschlang, und nachher bei einem Bäcker, wo er sich beeiferte, recht viel weißes Brot zu verzehren, beides in der Absicht und Erwartung, durch diese materiellen Mittel ein anderer Mensch zu werden. Und obwohl dieser Instinct oder dunkle Gedanke, zumal in einer Zeit, der die Lehre vom Stoffwechsel noch fremd war, immerhin ihm Ehre machte, sollten ihm seine Versuche dennoch mißlingen, weil der Phosphor-Wasserstoff auch durch reichliche Zufuhr doch der geistigen Vernunft nicht aufhilft, und aus der üppigsten Nahrung keine edlere Gesinnung und keine höhere Willenskraft sich entwickelt.

Nach mancherlei verunglückten Versuchen der Art, und nachdem er viel Ungemach erduldet, wanderte der Hilflose einmal auf gut Glück zwischen altem verfallenen Gemäuer und eingestürzten Grabmälern umher, und fand da in einer Höhle einen Topf, dessen glänzender Inhalt ihm so merkwürdig schien, daß er etwas davon mitnahm und sich seiner Frau damit vorzustellen wagte, die es

sogleich als echtes gemünztes Gold erkannte. Sie ließ sich von ihm Ort und Stelle zeigen; dort hoben sie in aller Stille und Vorsicht den reichen Schatz, den die Frau weislich zu verbergen und ohne alles Aufsehen behutsam anzuwenden wußte. Sie verschönerte allmälig ihre Wohnung, vergrößerte den Haushalt, lud nicht selten Gäste zu einer mäßigen, doch wohlbesetzten Tafel, und bald nachher versicherte die gesammte Nachbarschaft: der gute Zeilun benehme sich jetzt sehr anständig, er rede nicht eben gar zu viel, zeige sich jedoch nicht minder verständig als bescheiden, und sei, mit Einem Wort, ein völlig anderer Mensch geworden.

Wer möchte die Anwendung verkennen, die im Abendlande nicht minder als in Bagdad oder Ispahan von dieser kleinen Begebenheit zu machen wäre? So zufrieden auch die Leute gemeinhin mit ihrer Vernunft und Einsicht zu sein pflegen, „ein anderer Mensch“ möchte doch fast Jedermann werden; er möchte nicht allein, da das Bürgerthum (die Bourgeoisie) Niemanden mehr genügt, auf eine höhere Stufe der gesellschaftlichen Stellung sich erhoben sehen, sondern auch zu dem Besitz der Mittel gelangen, die ihm einen bequemen und vielseitigen Lebensgenuß verbürgen. Nun weiß oder fühlt wohl ein Jeglicher, daß sehr viel Talent oder natürliche Begabung, sodann viel Studium und Uebung, Fleiß und Ausdauer, und bei allem dem noch eine besondere Gunst des Glückes dazu erfordert werden, um auf beschwerlichen Umwegen die Erreichung jenes Zieles zu ermöglichen, während es doch Ein Mittel gibt, das alle diese mühevollen und unsicheren Vorbedingungen vollkommen zu ersetzen und aufzuwiegen

geeignet scheint, wie es ja ohnedieß den Werth aller Dinge darzulegen bestimmt ist.

Dieser Talisman des weltlichen Glückes, dieses Aequivalent aller erdenklichen irdischen Dinge, das den Gipfel der Wünsche bildet, ist Geld und Gut. Dem Gelde, sagt die Schrift, gehorchet alles, *) und eigentlich nur einem Ausspruch des Apostels **) nachgebildet, doch etwas volksthümlicher ist der altdeutsche Reimspruch: „Hast du Geld, so tritt herfür, hast du keines, steh' bei der Thür." Wir können unserer Zeit nicht nachrühmen, daß sie in dieser Beziehung besser geartet sei, als irgend eine frühere. Sie hat es vielmehr mit ihrer fieberhaft aufgeregten Habgier beinahe so weit gebracht, daß man ohne Rücksicht auf sonstige Verschiedenheiten die Menschen insgesammt in zwei Hauptklassen, nämlich in reiche und nicht reiche oder dürftige eintheilt, woraus dann in der Mehrzahl der Nichtbesitzenden der Wahn entstanden ist, keine Lebensaufgabe, keine Bestrebung könne höher und wichtiger sein als die, in die gesegnete und bevorzugte Klasse der Reichen sich empor zu schwingen.***) Das soll nun so rasch als nur immer möglich bewerkstelligt werden, und was auf rechtlich geordnetem Wege nur spät oder gar nicht erreichbar, das verheißt „der Schwindel."

Allein gerade die vielberüchtigte Erwerbsart des Schwindels ist es, die der Herr ganz bestimmt und ausdrücklich verboten hat. Denn so lautet seine Mahnung:

*) Eccles. 10, 19.

**) Jacob 2, 2—3.

***) Dr. Woysch l. c. S. 60 f.

„Seid auf der Hut vor jeder Art von Habsucht; denn nicht aus dem Ueberfluß, den Jemand besitzt, kommt sein Leben" — d. h. nicht Ueberfluß wird dazu erfordert, um von dem, was man besitzt, sein Leben zu unterhalten. „Fraget also nicht, was ihr essen und trinken werdet, und erhebet euch nicht," *) oder, wie diese Stelle sonst noch übersetzt wird: schwebet nicht in die Höhe, fahret nicht hoch einher, versteiget euch nicht zu Ansprüchen, die über euren Stand und Bedarf hoch hinaus gehen, „bauet keine Schlösser in die Luft" **) — was alles so viel bedeutet, als die Warnung: ergebt euch nicht dem Schwindel. Dieß aber ist der wesentlichste Grund: „denn ihr könnet nicht zugleich Gott dienen und dem Mamon." ***)

Der Mamon im Allgemeinen bedeutet so viel als den Ueberfluß an irdischen Gütern oder den Reichthum, und es wird ihm vom Herrn gewöhnlich, als bleibende Eigenschaft, die Unbilligkeit, Härte und Ungerechtigkeit zugeschrieben. Worin liegt die Ursache, daß der Reichthum als der Mamon des Unrechts oder als der ungerechte bezeichnet wird? Man pflegt darauf zu antworten: weil er entweder ungerecht, widerrechtlich erworben ist, oder weil er Uebermuth, Stolz und Härte des Herzens mit

*) Luc. 12, 15—29. Dr. H. A. W. Meyer krit. exeget. Handbuch über die Evang. Marcus und Lucas. 3. Auflage. 1855. Seite 364.

**) Nach Allioli..

***) Nach rechter Schreibart, nicht aber Mammon. M. s. Prof. Schegg Evang. nach Matthäus I. Bd. 1856. S. 270 und Meyer Commentar zu Matthäus. 4. Aufl. 1858. S. 176.

sich bringt, weil er die Habsucht nicht stillt, sondern steigert, und für die Befriedigung lasterhafter Wünsche die Mittel bietet; oder endlich, wie es hie und da verlautet, weil er durch die große Ungleichheit des Besitzes die gesellschaftliche Ordnung stört. Alles das kann zwar in einzelnen Fällen seine Geltung haben, im Ganzen aber wird es sich als ungegründet und haltlos erweisen lassen.

Was nämlich für's erste die Quellen des Erwerbes betrifft, so wird ja kein Vernünftiger so weit gehen, einen nach den Gesetzen des Erbrechtes erlangten oder durch Talent und Fleiß rechtmäßig erworbenen Besitz als ein Uebel zu schmähen, das er doch, sobald es seine eigene Person angeht, auf's eifrigste vertheidigen wird! Scheint es ferner dem Reichthum eigen, schlimme Leidenschaften zu fördern oder zu nähren, so ist der eigentliche Grund davon doch nicht sowohl im äußern Besitze als in dem innern Zustande des Herzens zu suchen, das von jenen Leidenschaften schon in Besitz genommen; daher es auch niemals an Wohlhabenden und Reichen gemangelt hat, denen man, weil sie innerlich von solcher Knechtschaft frei geblieben, weder Hochmuth, noch Geiz und lieblose Härte zum Vorwurf machen konnte. Und gerade diese sind es, durch welche die verrufene Ungleichheit des Besitzes versöhnt und ausgeglichen, die gesellige Ordnung aufrecht erhalten wird. Wie ein Land ohne Gebirg und Wald an Quellen und Bächen arm bleibt, und in Dürre und Unfruchtbarkeit verödet, so ist ohne größern Güterbesitz in den Händen Einzelner, die das gemeinsame Wohl zu würdigen wissen, keine ersprießliche Unternehmung,

kein Aufblühen der Kunst und Wissenschaft, keine Vertheilung des Wohlstandes möglich. *)

Wenn nun dennoch dem Reichthum der Name des unrechten (unrechtschaffenen) Mamons beigelegt wird: wo ist der Erklärungsgrund zu suchen? Am sichersten wohl im Lehrworte Christi selbst. „Wer im Geringsten getreu, ist es auch im Größern, und wer im Geringen ungerecht, ist es auch im Vielen. Wenn ihr also im unrechten (falschen) Mamon nicht getreu seid, wer wird das, was wahrhaft ist, euch anvertrauen? Und wenn ihr nicht getreu seid im Fremden, wer wird euch dasjenige geben, was Euer ist? **) Offenbar ist es in diesen Worten die zuerst aufgestellte, ganz allgemeine Bemerkung, aus welcher das Verständniß des Folgenden sich ergeben muß. Dem Gegensatz vom Kleinen und Großen, vom Geringen und Vielen wird jener andere vom Unrechten (Unechten) und Rechten oder Wahrhaften, vom Fremden und Eigenen entsprechen. Unrecht oder ungerecht ist der Mamon, weil Niemand dem Dienste desselben sich ganz hingeben und widmen kann, ohne den Dienst Gottes aufzugeben. Er ist auch nur ein unechtes, vermeintliches Gut gegenüber dem wahrhaften und wirklichen, dessen Besitz den Getreuen im Gottesreiche theils hienieden schon verliehen, theils für die Zukunft gesichert und verbürgt wird.

In anderer, doch ähnlicher Beziehung wird alles zeitliche Gut fremd genannt, zunächst wohl, weil es dem

*) C. Bauer Symbolik. S. 103.

**) Luc. 16. 10—12.

Besitzer nur äußerlich, nicht aber wesentlich, innerlich und unverlierbar angehört. Daran hat der Bischof Amandus den griechischen Imperator Anastasius, der die Eutychische Irrlehre begünstigte, zu erinnern gewagt, indem er, den Saum des kaiserlichen Purpurmantels berührend, sprach: „Dieß Gewand wird nach dem Tode dir nicht folgen, einzig nur die Tugend und Frömmigkeit werden dich begleiten können!“ Sehen wir der Sache tiefer auf den Grund, so ist der Mensch, so lange er nicht, seiner Bestimmung gemäß, die Herrschaft über die Natur wiedergewonnen, keineswegs der eigentliche Besitzer der materiellen Güter, sondern es sind diese dem Kosmos oder der Natur zugehörig, von deren Macht sie getragen werden. Wenn er nun mit allen seinen Geisteskräften dieser kosmischen Macht sich hingibt, um die Fülle ihrer Schätze auszubeuten, so ist dieser Reichthum im Allgemeinen, er heiße nun Mamon oder Plutus, nicht sowohl sein Eigenthum, über das er unbedingt gebietet, als vielmehr der Abgott oder Götze, dem er dient und huldigt. Was hingegen dem Menschen im Stande der Verklärung als ewiges Erbe verheißen ist, das wird vollkommen sein eigen sein und bleiben.

Indem nun der Herr die Güter, die der Mamon zu geben vermag, als solche schildert, die nicht wahrhaft sondern uneigentlich, nicht persönlich, innerlich, sondern fremd, und daher dem Gottesreiche gegenüber nur geringen Werthes sind, kömmt er auf die Mahnung zurück, in diesem Geringen treu zu sein, um auch des Größern fähig zu werden. Dieß aber geschieht durch eine

getreue, dem göttlichen Willen entsprechende Verwendung der irdischen Güter. „Machet euch Freunde vom ungerechten Mamon, damit, wenn er endet, *) sie euch selbst aufnehmen in die ewigen Wohnungen.“ Allerdings sind diese Worte nicht in solchem Maße selbstverständlich, daß sie keiner Erklärung bedürften. Was nämlich den Mamon betrifft, durch dessen wohlthätige Verwendung wir Wohlthäter einer höhern Ordnung gewinnen, so bedeutet er hier die zeitlichen Güter, die der Mamon gibt, und welche, sofern sie als Gegenstände und Anlässe des Trugs oder Geizes behandelt werden, durch diesen Mißbrauch als ungerecht und nichtswürdig sich erweisen. Wenn es aber mit dem irdischen Menschen zu Ende geht, wenn er von hinnen scheidet, dann sieht er sich nicht allein von seinen Reichthümern, sondern auch, sofern der Mamon sein Götze gewesen, von diesem selbst verlassen, und einer trostlosen Dürftigkeit anheim gegeben. Darum gebietet die echte Lebensweisheit, daß

*) Meyer l. c. S. 415. Die übliche Uebersetzung: „Wenn es mit euch zu Ende geht, wenn ihr von hinnen scheidet,“ oder auch: „wenn ihr darbet“ hat ohne Zweifel gleichfalls ihr gutes Recht; doch ist nicht zu vergessen, daß überhaupt vom Messianischen Gottesreiche die Rede ist, das ja schon hienieden seine Wirklichkeit hat. Die Beziehung des Ausdruckes „Freunde“ auf die Dürftigen selbst, denen die Wohlthat gespendet wird, ist scharfsinnig durchgeführt in Prof. Steinmayer's Beiträgen zum Schriftverständniß III. S. 170 f. Uebrigens ist die hier zu Grunde liegende Parabel vom ungerechten Haushälter für die Erklärung bekanntlich eine der schwierigsten; und da die Ansichten darüber so vielfältig divergiren, so ist immer wieder auf die geistreiche Auffassung des heil. Petrus Chrysologus hinzuweisen, die an Scharfsinn alle übertrifft.

wir dem Mamon, als einem Abgott, schon hienieden, und bevor er uns im Stiche läßt, den Dienst aufsagen. Denn nur denjenigen, über welche seine moralische Herrschaft zu Ende geht, ist die Aufnahme in das Gottesreich gesichert, die auch, in Beziehung auf die jenseitige Zukunft, die Empornahme in die ewigen Hütten oder Wohnungen genannt wird.

Wer sind nun die Freunde, welche, durch mittheilende und mildthätige Liebe gewonnen, bereit stehen, die Wohlthäter in das Reich des Lichtes aufzunehmen? Von den Hülfsbedürftigen selbst, welche die Wohlthat empfingen, läßt sich das im unmittelbaren Sinne nicht annehmen, da sie ja diese überirdische Macht keineswegs besitzen, und der Mehrzahl nach in jenen Wohnungen selber noch nicht heimisch sind. Wie schon der heil. Ambrosius es gelehrt hat, sind unter jenen Freunden die himmlischen Geister zu verstehen, die der Herr zu dem Dienste für das Heil der Menschen aussendet*) die Engel Gottes. Diesen allein, wie es aus der Parabel von der Ernte und vom Fischzug sich ergibt, ist das Werk der Sonderung und Aufnahme der Gerechten zugewiesen, und eben so, wie diese Himmlischen in seliger selbstloser Liebe dem Dienste Gottes und der Menschen sich widmen, werden sie auch nur denjenigen, die im Geiste solcher Liebe handeln, ihr ungetrübtes Wohlwollen zuwenden.

Da jedoch die heilige Liebe das Band ist, welches die geistigen Geschöpfe, also Engel und Menschen gesellig

*) Hebr. 1, 14. Vergl. Luc. 16. 22. 15, 10.

umschlingen soll, so bezieht sich die Weisung: „machet euch Freunde" mittelbar auch auf die Bedürftigen selbst, welche die Wohlthat empfangen; ja die Bedeutung des Gebotes ist noch im weitern Umfange aufzufassen, indem es, den starren Egoismus abwehrend, an das Lebensgesetz der Geselligkeit mahnt. Nur in dem Maße als die Selbstsucht überwunden wird, kann die gesellige Liebe ihre Lebensmacht entfalten. In diesem Sinne hat auch der Herr es gemeint, als er gelegentlich einen der Vornehmen belehrte: wenn du ein Gastmahl veranstaltest, so lade dazu nicht die angesehenen und reichen Nachbarn, in der Absicht, von ihnen wieder mit gleicher Gunst und Auszeichnung belohnt zu werden, sondern rufe vielmehr die Dürftigen, Gebrechlichen, Lahmen und Blinden, die es dir zu vergelten nicht im Stande sind; denn es wird dir vergolten werden in der Auferstehung der Gerechten.*) Das eigentliche Gewicht dieser Mahnung liegt hier nicht so sehr auf dem Gedanken des künftigen Lohnes, welcher wiederum als Beweggrund einer höhern Art von Egoismus bekrittelt werden könnte, als vielmehr darauf, daß der Reiche und Mächtige in weiser Selbsterkenntniß beherzige, wie er selber als ein sterblicher und sündhafter Mensch gleichfalls unter die Gebrechlichen und Dürftigen sich zählen müsse, was ihn dann bestimmt, sich den Uebrigen gleich zu achten, und sie in geselliger Liebe an den eigenen Gütern Theil nehmen zu lassen.

So ist die echte Demuth, die nur im Lichte eines klaren Selbstbewußtseins gedeiht, die Grundbedingung,

---

*) Luc. 14, 12. — 1. Timoth. 6, 17

auf welcher die gesellige Gemeinschaft sich erbaut, sowie auf dieser wiederum alle Freude des jetzigen und künftigen Lebens. Denn nicht umsonst ergeht an uns die Mahnung: „machet euch Freunde.“ Einsam kann und soll, in absoluter Weise, der Mensch nicht sein; ohne Gesellschaft verfällt er der Verwilderung und dem Stumpfsinn; so daß von diesem Bedürfniß selbst der starrste Egoist sich nicht loszusagen vermag. Was hilft dem Eitlen sein Prunk, wenn Niemand etwas davon sieht? Die Sucht zu herrschen, zu genießen, zu glänzen, wie vermag der Einsame sie zu befriedigen? Wie schon in der Urzeit der Erste, der gegen Gott sich erhob, alle Künste der Lüge aufbot, um nicht einsam zu bleiben, sondern noch viele andere Geister mit sich in den Abgrund zu ziehen, so fühlt auch der hochfahrendste Sterbliche sich elend, wenn es ihm an einer Umgebung mangelt, die ihn rühmt und bewundert; und der Hartherzigste und Grausamste muß endlich doch irgend Jemanden um sich dulden, dessen Dienste er nicht entbehren kann.

Unter allen Ungeheuern der Thierwelt ist ohne Zweifel das afrikanische Krokodill das ungemüthlichste und abscheulichste; höchstens kann der gefräßige Hai mit ihm wetteifern. Dennoch darf ihm ein merkwürdiger Vogel, der wegen seiner Metallstimme das Hammereisen genannt wird, ohne Gefahr in den furchtbaren gähnenden Rachen fliegen. Denn indem dieses Thier ihm die Reste des Raubes, die zwischen den Zähnen haften geblieben, mit dem Schnabel heraus holt, leistet es ihm die Dienste eines Zahnstochers, welche das Ungeheuer nach dem Grundsatze: leben und leben lassen, sich gern gefallen läßt. In

ähnlicher Gesinnung kann der Herzlose die üppigsten Gastgelage halten, ohne dabei etwas anderes als sein eigenes Behagen und die Befriedigung seines Hochmuths zu suchen. Wer hat nicht irgend einmal von dem Schwelger Apicius gehört, den das alte Rom in der heidnischen Zeit als den größten Meister der Kochkunst rühmte? Nachdem er fünfundzwanzig Millionen Lire für seine Tafel verschwendet hatte, und nun zu seinem Schrecken entdeckte, daß ihm nur noch dritthalb Millionen übrig geblieben, hielt er es für unmöglich, mit einem solchen Bettel noch fernerhin zu leben, und machte seiner gastronomischen Laufbahn durch Gift ein Ende. Bösartiger jedoch als jedes materielle Gift ist der Egoismus, der das Leben des Geistes ertödtet. Wer einzig nur sein eigenes Selbst liebt, der schließt sich aus von dem Gastmahle der göttlichen Gaben und Güter, das von den Stolzen, den Selbstgerechten und Lüstlingen verschmäht wird, und an welchem Niemand Theil nehmen kann, es sei dann in der Gesinnung der über das eigene Selbst hinaus reichenden, wohlwollenden Liebe. —

II.

Wie eine uralte Sage aus dem fünften christlichen Jahrhundert erzählt, gerieth einst der berühmte Apostel der Irländer, der heilige Patricius, während er das Volk belehrte, in einen Zustand von Befangenheit, weil er unschlüssig war, wie er seinen rohen Zuhörern das Mysterium der göttlichen Trias, oder der Dreiheit in der Einheit erklären könnte. In dieser Rathlosigkeit erblickte er auf dem Grasboden des Hügels, wo er stand,

ein Pflänzchen des kleinen weißen Klee's oder ein Shamrok, wie dieß Gewächs bei den Iren genannt wird. Dieses Dreiblatt (Trifolium) das doch nur Ein Blatt ist, zeigte er den Irländern als ein Symbol, welches bei ihnen so großen Beifall fand, daß sie nicht allein das Mysterium gläubig annahmen, sondern seit jener Zeit auch das Shamrok zum Sinnbild, Wappen oder Emblem ihrer geliebten grünen Insel erhoben. Eben dorther stammt auch die Vorliebe für den vierblättrigen Klee, welchen der Volksglaube bekanntlich als glückverheißend ansieht. Man rechnet nämlich, um diese Symbolik zu vervollständigen, zur göttlichen Trinität noch die unzertrennlich mit ihr geeinigte Menschheit Christi, durch welche die Gotteskenntniß und alle Güter des Heils uns vermittelt worden, oder auch die allerseligste Jungfrau, die als die Gesegnete unter den Frauen den Heiland geboren, und mit ihm der Menschenwelt alles Glück und Heil gebracht hat.

So wenig jedoch den Symbolen dieser Art, so lange nicht das Bild mit der Sache verwechselt wird, ein gewißer Nutzen abzustreiten, so dringend ist es doch geboten, immer von neuem daran zu erinnern daß es sich für gebildete Christen keineswegs gezieme, bei solchen mehrentheils kümmerlichen Behelfen und Bildern stehen zu bleiben, die dem Geiste des Gläubigen nicht genügen können. Schon Augustinus hat sich zur Klage veranlaßt gesehen, daß die Trinitas oder die Dreieinigkeit dem Wortlaut nach von Vielen, der Sache nach von Wenigen gekannt sei; und die Erfahrung lehrt, daß es noch immer so sich verhalte. Und doch bleibt ja auch diese

Wahrheit unverändert, daß es ohne Glauben unmöglich sei, die Huld und das Wohlgefallen Gottes zu erwerben. Wem aber jene höchste aller Glaubenslehren fremd geblieben, welche Idee von Gott kann er fassen? Nicht umsonst wird der wahrhafte Gott im Schriftgebrauch als der Lebendige bezeichnet, um damit anzudeuten, daß er die Fülle des unendlichen Lebens und Wissens in Sich trägt, und daß er, um Sich selber offenbar zu werden, nicht erst nöthig hat, eine Welt zu schaffen, da er selbst der Gegenstand (das Object) seines Schauens ist, und deßhalb auch der ewige Logos der Abglanz seiner Glorie, das Ebenbild seiner Wesenheit genannt wird. *) Wo die Anerkennung dieses Mysteriums fehlt, da ist kein christlicher Glaube denkbar; denn „wer den Sohn läugnet, hat auch den Vater nicht; wer den Sohn bekennt, hat auch den Vater." **) Und eben dasselbe wird auch vom göttlichen Geiste ausgesagt, der die persönliche (formale) Verschiedenheit und wesenhafte Gleichheit beider bezeugt.

Was wir nun in Bezug auf die Aufgabe unserer Betrachtung zunächst festhalten, ist der Gedanke an diese höchste und ewige Thatsache, daß Gott zwar nur der Eine und Einzige sein könne, da neben dem Unendlichen kein anderer Unendlicher denkbar ist, daß er aber nicht ein Einsamer, d. h. in einer vereinzelten Persönlichkeit abgeschlossen sei. Die Dreipersönlichkeit Gottes ist eine unendliche, unwandelbare, sich selber vollkommen ge-

*) Hebr. 1, 3.

**) 1. Joh. 2, 2—3.

nügende Geselligkeit, in einer seligen Fülle des Lebens und Lichtes, wie kein erschaffenes Wesen sie zu erfassen vermag. Hat nun Gott eine unermeßliche Welt ins Sein und Dasein gerufen, die nicht eine Ausstrahlung (Emanation) aus seiner Wesenheit, sondern ein Werk seiner schöpferischen Weisheit und Allmacht ist, so konnte der Beweggrund und Endzweck dieses Werkes kein anderer sein, als der seiner heiligen, keines Eigennutzes fähigen Liebe, die allen Geschöpfen, jedem nach seinem Bedarf, Leben und Freude spenden will. Und da namentlich allen geistigen (freithätigen und vernunftbegabten) Wesen dieß Eine gemeinsame Ziel gesetzt ist, an der göttlichen Seligkeit Antheil zu gewinnen, so folgt daraus von selbst, daß sie in ein allumfassendes geselliges Verhältniß geordnet sind, in welchem der Mensch noch die besondere Bestimmung hat, die Einigung der Natur oder Körperwelt mit der Welt der Geister, und durch diese mit Gott zu vermitteln.

Darin also besteht das Grundgesetz im großen Gottesreiche, das nämlich in unmittelbarer Weise nicht die Gesammtheit der Geschöpfe, sondern diejenigen, welche die Kinder Gottes genannt werden, also die Engel und die Menschen umfaßt. Denn es werden, wie Augustinus lehrt, nicht zwei Gesellschaften: jene der Engel und der Menschen, gesondert bestehen, sondern nur Eine, indem die Einigung mit Gott die gemeinsame Seligkeit Aller begründet. Diese selige Gemeinsamkeit ist es, die der Apostel, „den Jesus liebte,“ am Werke der Erlösung vorzugsweise hervorhebt. „Was vom Anfang gewesen, was wir gehört, vor Augen gesehen, mit

unseren Händen berührt haben: das ewige Leben, das beim Vater war und uns erschienen, das verkünden wir euch, damit auch ihr Gemeinschaft haben möget mit uns. Unsere Gemeinschaft aber ist die mit dem Vater und seinem Sohne Jesu Christo." *) Diese Gemeinschaft nun, die wir als höchstes Ziel erstreben sollen, ist eine zweifache: eine geistig sittliche, in Gesinnung und Wandel, welche durch die Heilsmittel der Gnade und die eigene Bemühung zu erringen, dann aber auch eine leibhafte des Fleisches und Blutes, oder des natürlichen Menschen, durch die wesenhafte (substantiale) Einigung mit dem verklärten Leibe des Herrn, zur Bürgschaft der Wiederkehr des leiblichen Lebens, welches, zur Aehnlichkeit mit dem himmlischen Menschen umgestaltet, in unverwelklicher Gesundheit erblühen soll. Allein gerade dieses herrliche Mysterium der erlösenden Liebe, dieß geheimnißvolle Unterpfand des unsterblichen Lebens: mit welchem hartnäckigen Widerstreben ward es jederzeit von der Welt zurück gewiesen, die über das Sinnfällige und Gewöhnliche sich nicht erheben will! —

Unter den Priestern, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von dem Jacobinerclubb verurtheilt und nach Corsica verbannt wurden, wo man sie in engem Gewahrsam hielt, befand sich auch ein hochgestellter römischer Geschäftsträger, Monsignor Testa. In der Umgegend der mächtigen Festung, in welcher die Gefangenen sich befanden, fehlte es an gutherzigen Leuten nicht, die das Geschick derselben zu lindern suchten; doch

*) 1. Joh. 1, 1—3.

mußten sie dabei sehr behutsam zu Werke gehen. Sie suchten, um nahe genug an die Mauern der Feste zu gelangen, eine solche Stelle auf, wo diese am wenigsten bewacht schienen; hier füllten sie im günstigen Augenblicke einen Korb mit Lebensmitteln, welchen die Gefangenen mittelst eines Strickes vom Fenster herab gleiten ließen. An einer Schießscharte stehend gab Testa dazu das Signal mit den Worten: „sursum corda“ (empor die Herzen), worauf der beladene Korb schnell in die Höhe schwebte.

Empor die Herzen, empor Gedanken und Einsicht! — Das ist allerdings der Aufruf oder das Mahnwort, worauf es ankommt, wenn das Mysterium der Restauration und Verklärung des Menschenlebens gewürdigt werden soll. In der sichtbaren Welt können wir überall drei Gestaltungen der Natur, nämlich die der unorganischen, der vegetabilischen und der thierischen Gebilde beobachten, die über einander sich erbauen, indem von den unorganischen Stoffen die Pflanzenwelt, und von dieser, es sei unmittelbar oder mittelbar, die Thierwelt ernährt wird. Nach dieser Analogie sind wir berechtigt, auch noch eine vierte, nicht widernatürliche, wohl aber übernatürliche Ordnung anzuerkennen, und zwar um so gewisser, da dieselbe in der Leiblichkeit des Menschen und in der Bestimmung derselben zum Organe des Geistlebens schon ursprünglich begründet ward. Diese Ordnung scheint zwar im jetzigen Lebenszustande des Menschen gestört und aus der Harmonie gewichen; allein im neuen und himmlischen Menschen, der den Tod überwunden, ist sie vollkommen wieder hergestellt. Und wie von dem irdischen Menschen das Geschick des zeitlichen Todes auf alle Geschlechter sich

fortvererbt, so ist es wiederum dem Himmlischen gegeben, Allen, die zu ihm kommen, das unsterbliche Leben einzupflanzen. Schon die gewöhnliche Speise, womit der Mensch auf Erden sich nährt, wird in eine über die Natur hinausreichende Sphäre erhoben, indem sie durch Aneignung in ein leibliches Leben eingeht, das mit einem geistigen und übernatürlichen so geheimnißvoll und innig verkettet ist. Die überirdische Speise hingegen, die der Auferstandene darreicht, hat die Kraft und die Bestimmung, den irdischen Menschen in die Lebensgemeinschaft des Himmlischen empor zu heben und nach dem Bilde desselben umzuwandeln.

Weil jedoch Leben nur an Leben sich anschließt, so wird diese leibliche Verähnlichung und Einigung von der geistigen des Willens und der Gesinnung bedingt, die in Werk und That sich erproben muß. Und auch diese thatsächliche Treue in der Erfüllung des göttlichen Willens wird vom Herrn als eine Speise bezeichnet; offenbar weil sie eine Befriedigung der sittlichen Bedürfnisse des Geistes ist und zugleich die Kräftigung desselben fördert; daher auch der Glaube ohne Werke ein todter, und die Liebe, die bloß in Wort und Rede sich äußert, werthlos und eitel bleibt. Ein merkwürdiges Beispiel davon enthält die alte Legende von einem Abte, der einst, da er für die Heiligung und die treue Ausdauer seiner Jünger betete, den Auftrag vernahm, an einem bestimmten Tage, da in einer entfernten Gemeinde eine kirchliche Feier stattfinden sollte, sich mit seinen Jüngern dorthin zu begeben, diese jedoch voraus zu senden und ihnen erst nach einer geraumen Weile zu folgen.

Der Abt versäumte nicht, diese Anordnung zu treffen. Als er jedoch in eine öde und einsame Gegend gelangte, durch die sein Weg ihn führte, fand er einen siechen und kraftlosen Menschen ächzend am Boden liegen, der ihm klagte: das Maulthier, das ihn bis hieher getragen, sei störrisch geworden, habe ihn herab geworfen und mitsammt dem Gepäcke in wilder Hast das Weite gesucht. So liege ich nun, seufzte er, hilflos da, und wenn Niemand sich meiner erbarmt und mich zu einer menschlichen Wohnung bringt, so muß ich elend verschmachten. Wie denn, fragte der Abt: es kann noch nicht lange sein, daß mehrere Religiosen hier vorüber gegangen; haben sie dich etwa nicht gesehen, noch sonst deine Gegenwart bemerkt? Allerdings, erwiederte der Kranke; sie blieben auch bei mir stehen, erkundigten sich nach der Ursache meines Unglücks, bedauerten höchlich, daß sie als Fußgänger mir nicht helfen könnten, versprachen übrigens für mich zu beten und gingen ihres Weges. Betrübt darüber fragte der greise Abt: Vermagst du nicht auf deine Füße dich aufzurichten, damit ich dich stützen und führen könne? Und da der Kranke versicherte, daß er das nicht vermöge, hob der Abt ihn mühsam auf seine Schultern, um ihn die weite Strecke lang zu tragen. Die Legende sagt: diese Last, anfangs überaus schwer, sei immer leichter geworden und endlich ganz verschwunden; er habe dann eine Stimme vernommen, die zu ihm sprach: Du hast oft und viel für deine Schüler gebetet, daß sie im Leben und Sterben dir vereint bleiben und mit dir der himmlischen Glorie sich erfreuen; siehe nun, wie weit ihre und deine Bestrebungen aus-

einander gehen, und führe ihnen zu Herzen, daß einem Jeglichen vergolten werde nach seinen Verdiensten und Werken!

Was diese Legende lehrt, ist in der Mahnung des Apostels beschlossen: „Lasset uns nicht lieben bloß mit dem Wort und der Rede, sondern im Werk und der That.“ Zum innern Besitz und Eigenthum wird uns nur das Gute, das wir vollbracht, und wie einem gesunden Leibe die Speise, so gereicht es dem Geiste zur Ernährung und Stärkung. Der Wille Gottes selbst aber, dessen Erfüllung der Herr seine Speise genannt hat, ist die Heiligung unseres Wandels durch den Geist der Liebe, die nicht bloß über niedrige und selbstische Leidenschaften uns erhebt, sondern auch zur Nachahmung der göttlichen Güte ermuntert. Denn es gehört dieß, wie Thomas von Aquin lehrt, zum Wesen des Guten, daß es sich Anderen mittheilt, und es geziemt sich daher, daß alle Geschöpfe, die (mit Bewußtsein) an der göttlichen Güte Theil nehmen, das Gute, das sie besitzen, auch den Anderen zuwenden. Darum ist es die Gemeinsamkeit der himmlischen Gaben und Güter, welche unter dem Namen der Gemeinschaft der Heiligen das innerste Band der kirchlichen Gesellschaft bildet.

Dieser Einigkeit und Segensmacht der geselligen Liebe strebt der Egoismus seiner Natur nach feindlich entgegen, und da er in der Person des lieblosen Geistes, welcher zum Fürsten dieser Welt sich erhoben, seinen ersten und ältesten Träger besitzt, so kann es nicht befremden, daß er so vielfache Behelfe und Scheingründe zu erfinden weiß, die anschaulich genug sind, um die

Schwachgläubigen zu täuschen. Den wirksamsten Beitrag dazu liefern gewisse einseitige Physiologen, indem sie die verschiedenen Menschenracen, welche durch Hautfarbe, Schädelbildung und andere Unterschiede auffallend genug sich kennzeichnen, für ursprünglich verschiedene, von je anderen Urvätern abstammende Gattungen erklären, und somit die Einheit des Menschengeschlechtes als bloßes Vorurtheil verwerfen. Die sogenannten erdgebornen Völker (Autochthonen), deren jedes einem andern Himmelsstrich und Klima entsprossen, hätten sonach keine sittliche Pflicht gegen einander; und die Lehren von einer Erbschuld und einem Erbverdienst, unter deren Einfluß die gesammte Menschheit sich befindet, würden dann von selbst hinwegfallen.

Glücklicherweise ist dieß ein Gegenstand, über welchen zwar (wissenschaftlich) der Streit noch nicht ausgetragen ist, der jedoch, durch die Bemühungen der angesehensten Natur- und Sprachforscher, volle Aussicht gewährt, zu Gunsten der Offenbarungslehre entschieden zu werden. Auch liegt ja das Wesen des Menschen nicht in irgend einer bestimmten Ausbreitung der obersten Rückenwirbel, die sich zum Aufbau des Schädels wölben, sondern in der organischen und persönlichen Einigung eines animalischen und eines geistigen Lebens. Allein die Gegner des Evangeliums begnügen sich nicht damit, die wechselseitige Abneigung der Racen, die allerdings eine nur allzu natürliche (fleischliche) und daher auch wesentlich heidnische ist, zu rechtfertigen; sie setzen auch jedes egoistische Mittel der Eitelkeit, des Stolzes, der Rachsucht in Bewegung, um selbst die Völker, die einem und demselben (z. B. dem

indogermanischen) Stamme angehören, gegen einander aufzuregen. Dieß geschieht durch das Hervorheben der sogenannten Nationalität, die ebenfalls zu einem Mittel heidnischer Ansicht entartet, wenn sie über die Schranken ihrer billigen Ansprüche hinaus geht, und sich einen Rang zuschreibt, welcher die Menschen- und Christenwürde noch um eine Stufe überragen will. *)

Solchen Bestrebungen gegenüber sollte man letztlich doch erwarten und fordern dürfen, daß mindestens die Gläubigen, die in den höchsten Angelegenheiten ihres Lebens Ein Bekenntniß, eine und dieselbe Hoffnung bewahren, und als Glieder der Kirche zu Einer Heerde sich zählen, dieser heiligen Geselligkeit eingedenk seien, und von der selbstsüchtigen Gesinnung, die mit der echten Frömmigkeit so wenig gemein hat, entschieden sich lossagen. Allein dieses engherzige harte Selbst, das alles und jedes nur auf das eigene Wohl und Weh zu beziehen gewohnt ist, läßt sich aus seiner sorgfältig verschanzten Stellung so leicht nicht vertreiben. Es verhält sich damit gar oft nicht besser, als bei den arabischen oder maurischen Bewohnern Algeriens, deren Sitten und fromme Redensarten ein feiner Beobachter geschildert hat. Man meldet einem Araber: die Pest ist in's Land gekommen. Und angstvoll ruft er aus: „Allah (o Gott) gib, daß sie meinen Stamm verschone!" — Sie ist in deinen Stamm gedrungen. — „O Gott, gib, daß sie meinen Duar

*) „L'homme, la chrétien, le français" lautete ein berüchtigter Climax aus dem Jahre 1830, der vielerlei Nachahmung gefunden.

verschone!" — Sie ist schon in deinem Duar. (Zeltgruppe einer gewissen Zahl von Familien.) — „O Herr, gib, daß sie mein Zelt verschone!" — Sie ist schon in deinem Zelte. — „O Gott, gib, daß sie meinen Kopf verschone!" —

So steht unter dem Mantel der Andacht der Egoismus geharnischt da, und leider nicht bloß bei den fanatischen Anhängern des Islam. Er kleidet sich in das Gewand der Frömmigkeit, entweder um sich selbst oder um Andere zu täuschen, zumal wenn die Andächtelei gerade in der Mode ist, oder einen irdischen Nutzen verspricht. Wiederum wird auch die Frömmigkeit nicht selten egoistisch, und tritt dadurch mit sich selber in Widerspruch, so oft sie in den berüchtigten geistlichen Stolz, in herbe Mißachtung Anderer, und in das (separatistische) Bestreben ausartet, im Reiche Gottes eine ganz absonderliche und bevorzugte Stellung einzunehmen. Und so geschieht es, daß der Fürst dieser Welt, als Weltgeist und unsichtbares Haupt der Egoisten, auch in den Gemeinden der Gläubigen, im Klerus und in den geistlichen Familien der Religiosen, die gehässigste Zwietracht aussäet.

Dieß ist der große, der kirchlichen Geselligkeit und Einheit so verderbliche Uebelstand, vor welchem der Apostel (wie wir im Eingang gesehen) die Gemeinde von Corinth so nachdrücklich zu warnen genöthigt war. Fern sei es euch, ermahnte er sie, mit euren Meistern zu prahlen, und in den Vorzügen derselben euren Glanz und Ruhm zu suchen; da ihr nicht auf Menschen eure Zuversicht setzen dürft, sondern auf Gott allein. Ob ihr Petrus, ob Apollos oder Paulus als eure Lehrer und Führer

rühmt, sie alle sind doch nur Diener und Amtwalter Christi, und um eures Heiles willen mit dieser Sendung betraut. So ist zu eurem Frommen auch alles Uebrige geordnet; es sei die Außenwelt (der Kosmos) als das Gebiet eurer Thätigkeit und Gotteskenntniß, oder das Erdenleben, das euch verliehen, um das ewige zu erwerben, oder der Tod, der euch den Eingang vermittelt ins selige Leben; eben so auch das Gegenwärtige nicht minder als das Kommende, weil für die Gottliebenden alle Dinge gemeinsam wirken zum Guten. Ihr selbst aber seid Christi, der euch erkauft hat um einen unendlichen Preis; Christus hingegen ist Gottes, weil in seiner ewigen Wesenheit Licht vom Lichte, in seiner menschlichen Gott unterthan und Gott vereint. Für Alle aber ist Christus gestorben, damit die Lebenden nicht Sich selber, ihrer eigenen Willkür, ihrer Ehre, ihrem Vortheil leben, sondern Ihm, der für sie gestorben und auferstanden, der ihnen das unsterbliche Leben giebt, der Alle liebt, umfaßt und trägt in seinem göttlichen Herzen. —

Fünfter Vortrag.

„Heil dem, der auf den Leidenden und Armen sich versteht; am bösen Tage wird der Herr ihn erretten."
(Ps. 40, 1.)

Eingang.

Der berühmte Dichter Petrarca hat einen Menschen gekannt, der sich sonst durch nichts auszeichnete, als durch seine Abneigung oder Antipathie gegen die Nachtigallen, deren Gesang er durchaus nicht vertragen mochte. Einmal während einer milden Frühlingsnacht erregte das Schmettern und Flöten ihrer Stimmen seinen Groll in solchem Maße, daß er hinaus lief und die schuldlosen Sänger mit Steinwürfen zu tödten versuchte. Weil er sich aber bald überzeugte, daß es ihm durch dieses Gewaltmittel nicht gelingen würde, das verhaßte Orchester zu verscheuchen, ließ er am nächsten Morgen von allen Bäumen, die sein Haus umgaben, die Aeste weghauen, und das Laub, das hie und da noch zurück blieb, abstreifen, wodurch die befiederten Meister des Natur- und Waldgesanges gezwungen wurden, entferntere Wohnplätze aufzusuchen. Ihr grimmiger Verfolger hingegen, der dennoch für musikalische Unterhaltung nicht unempfänglich

war, wußte sich sehr einfach zu behelfen; er blieb halbe Tage lang am Rande eines Teiches oder Sumpfes sitzen, wo er mit Entzücken den eintönigen Symphonien der Frösche und der Unken horchte.

So unzählbar die Menge der Thorheiten und albernen Launen, wird doch dieses Beispiel eines verschrobenen Geschmackes unter die Seltenheiten zu rechnen sein. Wohl aber gibt es eine verkehrte Richtung des geistigen Sinnes und Gefühls, die nichts weniger als selten vorkommt. Das Höchste und Köstlichste nämlich, was dem Menschen auf seiner Erdenbahn verliehen und was ihn zur geselligen Gemeinschaft der himmlischen Geister erhebt, ist Gottes Verherrlichung, Lob und Preis. Mit diesem Lobe des Herrn beschäftigt sich zum großen Theile das Buch der Psalmen; es bildet auch den Inhalt jener schwungvollen Lieder des Grafen Friedrich Spee, denen er den sinnigen Titel „Trutz-Nachtigall" gegeben, um gleichsam den Wetteifer mit den bald jubelnden, bald sehnsuchtsvollen Stimmen dieser ungeschulten Sänger anzudeuten. Zu solchem Lob- und Dankgesang ermuntert der Syracide in den Worten: „Bringet dem Namen des Herrn Ruhm und Preis, danket ihm mit Gesängen und Harfenklang, und bekennet: überaus gut sind alle seine Werke!" Aehnlich ermahnt der Apostel: „Singet und psalliret in euren Herzen, jederzeit und für Alles danksagend Gott dem Vater im Namen Jesu Christi." *)

Allein dieser himmlischen Poesie, diesem Gesange der Herzen, diesen Harfenklängen, wie etwa ein Palestrina sie

*) Eccli. 39, 20. — Ephes. 5, 19.

anzustimmen versteht, können ganz verweltlichte Gemüther keinen Geschmack abgewinnen. Ein solcher Philomelengesang langweilt sie oder reizt ihren Widerwillen bis zur Entrüstung. Sie möchten die heiligen Haine und Palmenwälder, in welchen diese Lieder ertönen, umhauen und ausrotten, damit die frommen Sänger in die Ferne ziehen. Hingegen lauschen sie mit Behagen und Wonne dem Gesange der Amphibien, die bald in dem schlammigen Gewässer niedriger Lüste, bald wieder auf dem Sande des Unglaubens sich bewegen; ihr Beifall gilt den Ausbrüchen des Uebermuthes und der zügellosen Sinnenlust, in welche zuweilen, wie Unkentöne im Unisono der Frösche, die Klagen des Mißmuthes, der Trostlosigkeit und Verzweiflung sich mischen dürfen, doch unter der Bedingung, daß alles dieß in klangvolle und zierliche Verse sich zusammen fügt.

Kein Vernünftiger wird es je in Abrede stellen, daß für die sittliche Fortbildung der Menschheit Kunst und Wissenschaft nicht minder wesentliche Momente sind als der lebendige religiöse Glaube. Der oberste Rang jedoch im Gebiete der Kunst gebührt der Poesie. Wenn diese nun, sich selbst entwürdigend, über die Grenzen des sittlich Guten und Schönen hinaus geht, in Gemeinheit sich verirrt, den Glauben anfeindet, die Vorsehung läugnet, die Hoffnung vernichtet und die heiligsten Güter des Geistes in den Staub der Atome verflüchtigt: welche Beweggründe können diesen Ausschreitungen, die man ehedem als Blasphemien verabscheut hat, zur Rechtfertigung dienen? Die oberflächliche Weltbetrachtung ist um das Auffinden solcher Gründe nicht verlegen. Man

beruft sich auf das augenscheinliche Vorherrschen der blinden Nothwendigkeit und des Zufalls, auf die unzähligen Drangsale, Widersprüche und Wirren, welche das Völker- und Familienleben zerrütten, auf die unvermeidlichen, in ihrem Fortwirken unabsehbaren Uebel, die aus dem angebornen bösen Naturell, aus dem Kampfe wilder Leidenschaften sich entwickeln und auf alle körperlichen und geistigen Qualen, denen der Mensch zum Spielball anheim gegeben, bis endlich der Tod das Räthsel des Lebens abschließt und als ein unlösbares besiegelt.

Nun sind es eben diese, zu Mißmuth und Ungeduld aufregenden Leidenschaften und Leiden, und ihnen gegenüber das Dulden und die Geduld des Herrn, von welchen der Passionssonntag den Namen trägt, und deren wechselseitiges Verhältniß, sofern es gehörig erkannt und beherzigt wird, das einzige Mittel an die Hand gibt, um die Lösung jenes Räthsels zu finden. Wo ist der Weise und Besonnene, der sich, den Glauben und die Gottestreue bewahrend, über all die Wirbel und Fluthen des Lebens zu erhalten weiß, ohne sittlich zu Grunde zu gehen? Wer ist der Beglückte, dem in diesen Mühen und Gefahren der göttliche Beistand verbürgt wird? Darüber belehrt uns der Psalmenvers: „Heil demjenigen, der auf den Leidenden und Armen sich versteht; am bösen Tage wird der Herr ihn erretten; der Herr wird ihn behüten und lebend erhalten, und wenn er erkrankt, sein ganzes Lager wenden." — Wer dieser Leidende und Dürftige sei, dessen rechte Kenntniß und Würdigung das Heil bringt; was der böse Tag bedeute, und worin die Rettung bestehe, damit soll nun unsere Betrachtung sich beschäftigen. —

I.

Als ein mächtiger und zuweilen auch gewaltthätiger Fürst war in den Zeiten des Mittelalters Gaston Phebus berühmt, der als Markgraf von Bearn die Landschaften am Westabhange der Pyrenäen beherrschte. Seine Gemahlin, von ihm geschieden, hatte sich nach Pampelona zurück gezogen, wo sie am Hofe ihres Bruders, des Königs von Navarra verweilte. Sein einziger Sohn, noch ein Knabe, erreichte einmal durch dringendes Bitten die Erlaubniß, die Mutter zu besuchen. Da nun dieser junge Fürst nichts inniger wünschte, als die Eltern wieder zu versöhnen, so daß er oft darüber sich aussprach, so ward ihm, als er zur Heimkehr sich anschickte, ein sogenannt magisches Pulver mitgegeben, mit der Anweisung, es heimlich auf die Speise seines Vaters zu streuen. Dieß sollte, nach der abergläubigen Meinung der Vorzeit, das wirksame Mittel sein, um die Liebe und die Eintracht der Getrennten wieder herzustellen. Als er jedoch den Versuch machen wollte, die erhaltene Weisung auszuführen, benahm er sich dabei nicht anstellig genug, die Furcht ergriff ihn, und seine Hand zitterte so heftig, daß sein Vater den Vorgang bemerkte, und sogleich den Verdacht faßte, es sei auf seine Vergiftung abgesehen. Unverzüglich befahl er, den Knaben in einen dunkeln Kerker zu werfen; dort sollte der Arme verschlossen bleiben und verkümmern.

Diese voreilige und grausame Strafe konnte nicht verfehlen, ein großes Aufsehen zu erregen. Die Bearner, bei denen der Knabe sehr beliebt war, hielten denselben

eines solchen Frevels nicht fähig; von seiner Unschuld überzeugt, bestürmten sie den Fürsten, die Sache genauer zu untersuchen, und inzwischen den Sohn nicht in Hunger und Elend verderben zu lassen. Gaston, der bereits angefangen, sich eines bessern zu besinnen, befahl für die Pflege des Verstoßenen Sorge zu tragen. Bald aber wurde ihm gemeldet, daß der Arme unaufhörlich weinend und schluchzend auf seinem Strohlager weile, und durchaus keine Nahrung zu sich nehmen wolle. Nun stieg Gaston selber in den Kerker hinab, um den Eigensinn des zu Tode betrübten Sohnes zu brechen. Er hatte für das arme Kind kein mildes väterliches Wort; in rauhem und barschem Tone gebot er ihm zu essen. Der Knabe weigerte sich und weinte fort. Da zog Gaston mit zürnendem Blicke seinen Dolch, umfaßte den Knaben, und bemühte sich, indem er ihm den Dolch zwischen die Zähne klemmte, den Mund mit Gewalt zu öffnen, und ihn so zum Essen zu zwingen. Allein durch die Hast der Bewegung war der Dolch zu tief eingedrungen, und hatte den Schlund und die Kehle so gefährlich verletzt, daß der Knabe an den Folgen dieser Verwundung sterben mußte.

Wir erkennen an dieser traurigen Begebenheit die feindselige Macht jener zürnenden herrischen Ungeduld und Härte, die nicht das Herz bewegt, und den Willen zum Guten geneigt macht, sondern statt das Leben zu fördern nur zu tödten vermag. Auf welchen Wegen die rechte lebenbringende Macht zu suchen, das lernen wir an einem Ereigniß entgegengesetzter Art, in welchem nicht ein lebender Knabe getödtet, sondern ein todter Knabe,

der früh verblichene Sohn der Sunamitin, wieder belebt ward. Der Seher, von dem die Hilfe erhofft wurde, hatte seinen Diener Giezi voran gesendet, der das Kind mit dem Stabe des Propheten berührte, was jedoch ohne Erfolg blieb. Nach ihm kam Eliseus selbst, neigte sich über den Todten und hauchte ihn an, und siehe, da kehrte die Lebenswärme zurück, der Knabe öffnete die Augen. Der Knecht mit dem Stabe, der voran ging, ist das Bild des alten Gesetzes, das mit Strenge befahl, mit Härte bedrohte und strafte, aber kein Leben mitzutheilen vermochte. „Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig." Eliseus hingegen war ein Vorbild des Erlösers, der in seiner Menschenfreundlichkeit, Huld und Gnade das Menschengeschlecht aus dem geistigen Tode geweckt hat, und zwar nicht durch Stab und Schwert, sondern durch jene Sanftmuth und Milde, die in den prophetischen Worten geschildert wird: den geknickten Halm wird er nicht brechen, den glimmenden Docht nicht auslöschen; wahrhaft bringt er das Gericht,*) nämlich die Ausscheidung des Bösen, die Wiederkehr der wahren Gerechtigkeit.

In diesen Ausdrücken erkennen wir jene göttliche Schonung und Langmuth, von welcher Tertullianus in seiner etwas schroffen Weise bemerkt, daß Gott durch seine Geduld sich selbst herabsetzt, oder sich selber etwas an seiner Ehre benimmt, indem Viele deßhalb an Ihn nicht glauben, weil er die Undankbaren duldet, ohne sie sofort zu strafen. In welchem Grade vollends ward dieß

*) Jesai. 42, 3.

an dem Gottessohne anschaulich, der sich selbst erniedrigt und die Knechtsgestalt an sich genommen hat! Und wie könnte es daher auch befremdlich sein, wenn die gemeine und oberflächliche Denkart, die innere Hoheit des Erlösers mit der Dürftigkeit seines Erscheinens nicht zu vereinbaren weiß, und an diesem vermeintlichen Mißverhältniß Anstoß nimmt? Als er, ein Bild der Schmerzen, der aufgeregten Volksmenge vorgeführt wurde mit der auf bloßes Mitleid berechneten Anrede: sehet den Menschen, sehet da euren König; haben da nicht Alle ihr Geschrei gegen Ihn erhoben? In dieser unsinnigen Aufregung einer Menge, die in fleischlicher Sinnesart von den Eingebungen des Augenblickes sich beherrschen ließ, war schon der Widerspruch ausgeprägt, der dem Fürsten des Friedens in allen folgenden Zeiten entgegen trat. Sein (menschlicher) Gottesgehorsam mißfällt den Eigenmächtigen, die von den Schranken des Sittengesetzes nicht beengt sein wollen; seine himmlische Sanftmuth und Demuth erregt die Entrüstung und den Widerwillen der Stolzen; seine Vollendung oder sein Hingang durch herbe Qualen und den Kreuztod ist vollends abschreckend für alle jene vermeintlich Gefühlvollen, die ähnlich den Schalthieren oder Conchylien steinhart sind nach außen, gegen Gott und ihre Nächsten, sehr weich hingegen nach innen in der Liebe und Schonung ihrer selbst.

Alles das voraussehend hat der Herr schon in der ersten Zeit seines öffentlichen Wirkens verkündet: selig wer an mir keinen Anstoß nimmt, wer sich an mir nicht ärgert. In diesem Ausspruch aber ist uns zugleich der Schlüssel zum Verständniß des Psalmenverses gegeben:

„Selig derjenige, der auf den Leidenden und Dürftigen sich versteht; am bösen Tage wird der Herr ihn erretten". Oberflächlich angesehen könnten diese Worte auf das Mitleid mit dem Zustande des Bedrängten, und insbesondere auf die zarte und rücksichtsvolle Theilnahme bezogen werden, die dem Hilfsbedürftigen ihre Dienste anbietet und erweiset, ohne ihn dadurch zu erniedrigen oder zu beschämen. Allein mit dieser Art der Auffassung stimmt weder der Wortlaut noch der fernere Inhalt des Psalmes überein. Denn vor allem ist hier nicht von Werken der Mildthätigkeit die Rede, sondern von einer Erkenntniß und Einsicht, die sowohl die Person des Leidenden als seine Leiden und Geschicke gehörig zu würdigen weiß, indem sie diese letzteren nicht ihm selbst zur Last legt, ihn also nicht falsch beurtheilt, oder an ihm nicht irre wird.

Blicken wir auf den weitern Verlauf unseres Psalmes, so schildert der Sänger darin den grimmigen Hohn und die Schadenfreude seiner Verfolger, die schmachvollen Urtheile, die sie über ihn fällen, die böswilligen Erwartungen, die sie von seinem Untergange hegen, indem sie versichern, daß er einmal erliegend nimmer aufstehen werde, und endlich, als das Bitterste und Schmerzlichste von allem, den heimtückischen Verrath, den sein Freund und Vertrauter (Achitophel) an ihm begangen. Er schließt mit der freudigen Zuversicht, daß Jehova ihn, als den Erkornen auf dem sein Wohlgefallen ruht, wieder aufrichten und in ewiger Herrlichkeit befestigen werde.

In diesem Schlusse sowohl als in dem vielverheißenden Anfange läßt sich der Hinweis auf jenen unendlich Höheren nicht verkennen, zu welchem der königs-

liche Prophet, der sein Ahnherr geworden, in mehrfacher vorbildlicher Beziehung stand; und eben diese prophetische Bedeutung ist es, die der Herr selbst besiegelt hat, indem er an die Worte erinnerte: „Sogar mein Freund (der Mann meines Friedens), auf den ich vertraute, mit dem ich mein Brod theilte, hat die Ferse wider mich erhoben.“ Wie Achitophel an David, so ward der abtrünnige Apostel der Verräther an Christus, und Beide verfielen dem gleichen Geschicke. Welch einen herben Schmerz aber mußte dieser Abfall dem Herzen des Erlösers bereiten, da er dessen so oft mit tiefem Kummer erwähnte! Selbst in dem feierlichen Gebete zum Vater, mit dem er die letzte Rede an seine Jünger beschloß, kam er darauf zurück, indem er sprach: „Die du mir gegeben hast, habe ich bewahrt, und es ist Niemand von ihnen verloren gegangen, bis auf den Sohn des Verderbens, damit die Schrift (die Weissagung) erfüllet würde.“ *) Das Gleiche hatte er früher den Jüngern eröffnet: „Ihr seid rein, aber nicht Alle. Ich weiß, welche ich auserwählt habe; allein die Schrift muß erfüllt werden: der das Brod mit mir isset, erhebt wider mich seine Ferse. Ich sage es euch aber jetzt schon, damit ihr, wenn es geschehen, glaubet, daß ich es bin“, d. h. daß ich der verheißene Erlöser bin, dem nichts begegnet, was nicht nach göttlichem Rathschluß voraus gesehen und geweissagt worden. **) Und noch genauer bestimmte

*) Joh. 17, 12.

**) Joh. 13, 18—19. — Ausführlichere Erläuterungen zu dem 40. Psalme in den Commentaren von Schegg, I. S. 522 f. und Delitzsch I. S. 321.

er jenes vorbildliche Wort, indem er seinem Lieblingsjünger insgeheim das Zeichen gab: „Dem ich das Brot reichen werde, der ist es.“

Aus diesen Erörterungen wird es nun völlig klar, wer jener Dürftige und Leidende sei, dessen Beachtung und Würdigung um so gewisser das Heil verbürgt, je sorgfältiger diese Erkenntniß gesucht, je inniger sie beherzigt wird. Es ist der Hohe und Herrliche, der, da er reich war, um unserer willen arm geworden, damit wir durch seine Dürftigkeit bereichert würden.*) Und wenn er selber den beiden entmuthigten Jüngern die Frage entgegen hielt: ob Christus (der Messias als Erlöser) nicht leiden, und so, d. h. durch diese Leiden in seine Glorie eingehen mußte, so möchte es wenig geziemen, wenn wir unsererseits immer neuerdings fragen: warum dieß so und nicht anders habe geschehen müssen? —

Der griechische Geschichtschreiber Nicephorus erwähnt eines Arztes, Namens Probranus, der in seinem Fache am Hofe des Kaisers Constantin bedienstet war. Wie es allen irdischen Aerzten geschieht, so erging es auch ihm; er wurde selbst Patient, und da die Krankheit eine so gefährliche Wendung nahm, daß er sein Leben bedroht sah, traf er selber die Fürsorge, daß in der Kirche des heiligen Erzengels Michael für ihn die Gebete der Gemeinde dargebracht wurden. Und als er bald nachher sich wieder erholte und vollständig genas, so hatte er Ursache, in diesem Erfolge die Frucht des Gebetes anzuerkennen. Weil er jedoch in der Schule Christi weit

*) 2. Cor. 8, 9.

weniger bewandert war als in jener des Galenus, so wollte es ihm nicht einleuchten, daß im Kreuze des Erlösers die Quelle alles Heiles zu verehren sei; er mochte das weder glauben noch bekennen. Diesem Skeptiker ward (sofern wir das Zeugniß des Nicephorus gelten lassen), in einer Weise geholfen, die man mit gleichem Rechte für übernatürlich halten, als psychologisch erklären kann. In einer Traumvision erschien ihm der Erzengel mit dem Kreuze, das in der demselben gewidmeten Kirche aufgestellt war, und bewirkte somit, daß der Arzt neuerdings, und zwar dießmal von seinem Irrthum geheilt wurde.

Wie man nun immerhin diesen Hergang beurtheilen mag, so viel ist jedenfalls durch die Schrift bezeugt und gewiß, daß der Führer oder Herzog der himmlischen Heerschaaren, der auch der Schirmer, Fürst und Fahnenträger der Kirche genannt wird, am großen Tage des Gerichtes der ganzen Menschenwelt dieses Zeichen des Menschensohnes vor Augen halten wird, welches den stellvertretenden Gottesgehorsam desselben auf der Höhe der Vollendung darstellt. Wollte man jedoch verlangen, daß dieser himmlische Fürst im gewöhnlichen Weltlauf jeden Einzelnen heimsuche, ermahne und belehre, der an der irdischen Erniedrigung seines Erlösers Anstoß nimmt, und dem das Kreuz ein Aergerniß oder eine Thorheit ist: wie albern und unziemlich wäre nicht eine solche Forderung zu nennen! Der Weg zur richtigen Einsicht ist wohl für Jeden, der sie aufrichtig sucht, hinlänglich angebahnt, jedoch mit der billigen Bedingung, daß er diesen Gedankenweg nicht scheue und selber ihn betrete.

Um darauf hinzuleiten, werden dem Gutwilligen schon einige Fingerzeige genügen.

Für's erste lassen wir uns darüber von den großen Vätern Augustinus und Leo belehren. Wie schon vor dem Anfang der Menschenwelt jener unselige Geist gehandelt, der seine Selbstmacht überschätzend, durch Anmaßung und Trotz von der Gerechtigkeit und Wahrheit abtrünnig ward, und im Hasse gegen Gott erstarrte, eben so verhält es sich mit Allen, die ihm darin nachfolgen, daß sie die Gerechtigkeit (das Gesetz Gottes) verachten oder vollends anfeinden, um in eigenmächtiger Willkür zu schalten, oder unbeirrt vom sittlichen Gebote ihrer Genußsucht zu fröhnen. Aus diesem Grunde gefiel es der göttlichen Weisheit, da sie den Menschen aus der Zwingherrschaft des Bösen zu retten beschloß, daß dieser nicht durch die Gewalt, sondern durch die Gerechtigkeit überwunden würde; damit auch die Menschen nicht durch die Gewalt oder Uebermacht, die ihnen mangelt, sondern durch die Gerechtigkeit ihn besiegen, und zwar als Nachfolger Christi, in welchem, wie der Apostel lehrt, der ewige Vater nicht bloß seine Gerechtigkeit dargewiesen, sondern durch Sühnung der Schuld auch uns gerecht gemacht hat.*)

Um diesen wunderbaren Umtausch zu schildern, durch welchen der Gerechte für die Ungerechten sich dargegeben, und ihr Geschick auf sich genommen, um sie in das Licht seiner Gerechtigkeit zu erheben, bedient sich der Apostel der gewichtigen und fast befremdlichen Worte:

*) Röm. 3, 26.

„Ihn, welcher Sünde nicht kannte, hat Gott für uns zur Sünde gemacht, damit wir in Ihm (in seinem versöhnenden Opfer) von Gott Gerechtfertigte werden." *) Alles was Sünde ist, war Christo fremd und unbekannt, weil er als ein Sündloser und der Sünde Unfähiger, in seinem eigenen Innern keinen Vorgang der Art je erleben oder erfahren konnte. Hingegen hat Gott ihn für uns zur Sünde gemacht, indem er ihn als Sünder und Ausbund der Sünde erscheinen ließ, der nicht bloß die Knechtsgestalt an sich nahm, sondern auch die knechtische Strafe erduldete. Von uns hingegen werden wir, sofern wir auf das Zeugniß des Gewissens achten und der Wahrheit huldigen, aussagen müssen, daß wir die Sünde allerdings durch eigene Erfahrung kennen. Und so sollte beim Andenken an den leidenden Heiland, oder beim Anblick des Kreuzes ein Jeglicher zu sich sagen: der eigentlich Strafbare bist du. Nicht du bist der Gerechte, sondern Christus allein, und deine Rechtfertigung ist einzig in Ihm, der für dich den Tod erduldet und durch die Auferstehung überwunden hat. Was wir in der That gewesen, sagt Theodoret, davon hat Er den Namen angenommen; was Er war, davon hat Er Uns

*) 2. Cor. 5, 21. Das abstracte Wort „Sünde" ist hier, als stärkerer Ausdruck für die concrete Bezeichnung (der Sünder) gesetzt, zur Bezeichnung Dessen, an dem die Gestalt oder das Geschick der Sünde zur Erscheinung gekommen. Häufig wird diese Stelle auch dadurch zu erklären gesucht, daß Sünde hier soviel als Sündopfer oder Sühnopfer bedeute; was jedoch mit der Construction des Gegensatzes nicht leicht vereinbar ist.

den Namen (und die Thatsache) gegeben, indem Er die Reichthümer seiner Gerechtigkeit uns mittheilte.

Wir ersehen daraus des Weitern, wie wahr der Ausspruch des heil. Anselmus: daß in dem Kreuze des Herrn keine geringe Wissenschaft verborgen, sondern überaus Vieles daran zu lernen sei. Der unverbrüchliche Gehorsam des Gerechten, der allein den Ungehorsam zu sühnen vermochte, das Verdienst eines durch Tod und Auferstehung vollendeten Opfers, welches unsere Rechtfertigung wirkt, der Sieg des Lebens über den Tod, für die ganze Menschheit errungen, und endlich das Vorbild und der leuchtende Spiegel jeder makellosen sittlichen Tugend und Schönheit — alles das wird an dem leidenden Heiland uns gezeigt, „welcher uns Weisheit geworden ist von Gott, Gerechtigkeit und Heiligkeit und Erlösung."*) Darum selig ein Jeglicher, der von dem Leidenden und Dürftigen die rechte Erkenntniß und Einsicht hat, der seines Erlösers Geduld und Demuth eingehend und ehrfürchtig zu betrachten liebt, und der in den Zeiten eigener Leiden und Drangsale zu Ihm empor sieht, an Ihm sich tröstet, belehrt und weise wird. Wer so zu thun gewohnt, dem wird das Heil zugesichert, und er darf auf die Verheißung bauen, daß der Herr ihn beschirmen und erretten werde am bösen Tage. —

II.

In der Stadt Pharsalus in Thessalien, die Pompejus dem Großen zum Hauptquartier diente, war der berühmte

---

*) 1. Cor. 1, 30.

römische Senator Cato (von Utica) angelangt, und nachdem er der zügellosen Schwelgerei, der hier der Feldherr sammt seinen Räthen, Führern und Soldaten sich hingaben, eine Zeit lang mit Entrüstung und Abscheu zugesehen, sprach er endlich seinen Gram in den Worten aus: „O wie groß ist die Dunkelheit, die über den göttlichen Dingen liegt!" Ohne Zweifel wollte er damit sagen, daß gegenüber der Thorheit, dem Frevel und der Verwirrung, welche die Gegenwart dem kurzsichtigen Auge vorüberführt, die göttliche Weltregierung ein ungelöstes Räthsel bleibe. Und in der That, wenn in jedem Gebiete des geselligen Menschenlebens, das wir zu überblicken vermögen, so viele Nothstände und Trübsale, so vielfach verwirrte und zerrüttete Verhältnisse uns begegnen, wenn wir Unrecht, Falschheit und arge Gewaltthat vom Glücke begünstigt, und redliche Bestrebungen zu Boden getreten sehen: wie sollen wir es beginnen, um das Vertrauen zur göttlichen Huld und Weisheit fest zu halten, von der uns der Glaube sagt, daß sie, alles zum Guten lenkend, über diese Unordnungen schaltet?

Unverständige Menschen, in welchen der Glaube an göttliche Mächte zwar nicht erloschen, jedoch in irgend eine Form des Aberglaubens entartet ist, werden durch solche Fragen und Zweifel zu einem Mißmuth aufgereizt, der nicht selten alles Maß überschreitet. So hat es an dem berüchtigten Run Bahadur sich gezeigt, der seit dem letzten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts Maha-Radscha oder König und Despot des Reiches Nepaul (Nipahl) geworden. Er hatte, um einer höhern indischen Kaste sich anzuschließen, eine Brahminentochter

geraubt und zur Gemalin genommen. Zu seinem Schrecken wurde diese von dem Pocken- oder Blatternfieber ergriffen, und so viele Aerzte (Hakims) er zur Hilfe herbei rief, blieben ihre Bemühungen doch eben so fruchtlos als die zahlreichen Opfer, die er seinen Göttern brachte. Denn zwar genas die Königin wieder, allein ihr Angesicht, dessen Schönheit bisher von Allen bewundert und gepriesen worden, erschien durch die tiefen Narben und Risse so häßlich entstellt, daß sie, nachdem sie im Spiegel sich betrachtet, aus Verzweiflung Gift nahm. „Schön sein oder nicht sein," das war der Wahlspruch, dem sie folgte. Als nun der König sie als Leiche fand, gerieth er in eine solche Wuth, daß er die gefeierten Aerzte, die er aus Benares berufen, grausam peitschen und ihnen die Nase und ein Ohr abschneiden ließ. Doch auch die Götter, denen er zwölftausend Ziegen, zweitausend Gallonen Milch und eine große Menge von Früchten zur Opferspende gegeben, und die dennoch so undankbar und treulos sich erwiesen, sollten seiner Rache nicht entgehen. Er ließ seine schwersten Geschütze herbei führen, und das vornehmste Heiligthum des Landes, den Tempel Pas Pat Nath sammt allen darin aufgestellten Götzenbildern in Trümmer schießen; dabei verschwor er sich hoch und theuer, daß, so lange ihm die Verstorbene nicht zurück gegeben werde, kein Gott wieder einen Tempel haben solle.

Allerdings ist dieses Beispiel aus einer Landschaft am Fuße des Himalaya, also jedenfalls weit her genommen; und es kann auch nur ein Götzendiener so handeln, der nach der Ansicht des Heidenthums die Opfer als Gaben

betrachtet, womit er seinen Gottheiten Erquickung und Nahrung bringt. Ungleich näher liegen, in der nichtheidnischen Welt, die Beispiele Derjenigen, die ihrem Mißgeschicke grollend an einem persönlichen Gott und seiner Vorsehung zweifeln, oder mindestens, wenn nicht alles nach ihrem Wunsche geht, ihm zürnen, und in die kindische Klage sich verirren: daß ihr Gehorsam, ihre Entsagung fruchtlos geblieben, und ihre Sorgfalt im Dienste Gottes eine verlorne Mühe sei. Als an den Propheten, der seines Schattendaches beraubt solcher Verstimmung sich hingab, die Frage erging: meinst du wohl mit Recht zu zürnen über das Verdorren der Staude? — da erwiderte er in dreister Zuversicht: allerdings mit Recht bin ich erzürnt bis zum Tode. Daß ihm, während er auf den Untergang Ninive's wartete, die Sonnengluth auf dem Scheitel brannte, und die Staude, deren breites Laub ihn geschirmt, welk am Boden lag, darüber erseufzte er mit Ingrimm; daß jedoch hundert Tausenden von Menschen, die bisher in heidnischem Wahne und Frevel dahin gelebt, und darunter auch den (persönlich) schuldlosen Unmündigen das Verderben angedroht war, das schien ihm keinen Kummer zu machen, da er sich vielmehr darüber grämte, daß seine Weissagung unerfüllt bleiben sollte.

Wie eigensinnig sind doch wir Sterblichen, und wie unvereinbar ist die Anmaßung und unbedingte Form unserer Urtheile mit der Beschränktheit unseres Ausblicks! Wie thöricht das Wagniß, die vielfach verwickelten Ereignisse in der Natur und Geschichte im Lichte unserer eigenen Einsicht ergründen zu wollen! Wie die Alten darüber

dachten, kann uns an einer seltsamen Erzählung oder Parabel anschaulich werden, die den Anachoreten der Wüste von Skete angehört. Ein reicher Grundbesitzer, so erzählten sie, benahm sich in seinen Befehlen so streng und herrisch, in seinen Anordnungen so wortkarg und auffallend widersinnig, daß keiner der Arbeiter, die in seine Dienste traten, lange bei ihm aushalten wollte. Endlich fand sich doch einer, der die Sache ganz anders anfing. Kaum war er vom Gebieter auf- und angenommen, als dieser schon befahl: die Zeit ist da, die Gartenbeete zu begießen, gehe hin zum Brunnen, und schöpfe die Tonne voll Wasser. Es war jedoch eben sehr nasses Wetter, und der Regen ergoß sich in Strömen. Der Diener ließ sich davon nicht beirren. Sehr gut, sagte er: da der Boden an der Oberfläche nimmer verhärtet ist, so wird das Wasser jetzt leichter in die Tiefe dringen. Es kam die Zeit, die Feldfrüchte zu bauen. Da ward ihm geboten: bestelle die erste Furche mit Weizen, die daneben mit Hanf, die dritte mit Gerste, die folgenden mit Mohn und Hirse, und bei der sechsten beginne abermals mit dieser Reihe. Sehr vortrefflich, ließ wiederum der Diener sich verlauten: unsere Felder werden dadurch ein schönes Bild voll Abwechslung darbieten. Die Saaten gingen auf und gediehen, waren aber noch grün und theilweise kaum über die Blüthe. Jetzt hieß es, wollen wir Ernte halten. Wie es dir vortheilhaft dünkt, erwiederte der Knecht: mindestens erhalten wir reichliches Futter für die Thiere. Sense und Sichel hatten ihr Werk gethan, da gebot ihm sein Herr: Bringe nun den Scheffel herbei, damit wir den Ertrag messen. Auch das geschah

ohne Widerrede. Eilig brachte der anstellige Diener den Scheffel herbei, und meinte: obwohl die Halme noch grün, und überdieß noch gar nicht gedroschen, könnte doch eine Menge reifer Körner heraus fallen. Nun aber änderte der räthelhafte Mann sein Benehmen und seine Sprache. Von jetzt an, sagte er gütig, sollst du nimmer mein Knecht heißen, sondern mein angenommener Sohn und Erbe.

Soll diese Erzählung nicht für baren Unsinn gelten, so muß sie eben als das angesehen werden, was sie sein will, nämlich als eine Parabel, deren Verständniß weit über den engen Rahmen des Bildes hinaus reicht. Der reichbegüterte Grundbesitzer ist der ewige, absolute Gebieter des Weltalls. Er erscheint den Irdischen streng und hart, weil sie, was die natürliche und nothwendige Folge ihrer eigenen gesetzwidrigen Willkür und Verschuldung ist, auf Rechnung eines zürnenden Gottes oder eines düstern und räthselhaften Geschickes setzen; auch wohl, weil die Weichlichen und Naturseligen, die das Flittergold ihrer gefühlvollen Schwärmerei für echte Religion ausgeben, gegen die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes einen schwer zu verbergenden Widerwillen hegen, und nicht einsehen wollen, daß er, der Vater der Menschen, seine Kinder in der Schule der Zucht und der Leiden erzieht. Es kann auch wohl den Anschein nehmen, als ob er in seinen Schickungen willkürlich, ungerecht, ja selbst widersinnig und planlos verfahre, jedoch bloß deßhalb, weil wir unfähig sind, seine wunderbaren Absichten und Wege zu errathen oder zu begreifen. Und so geschieht es, daß nur jener Diener treu befunden und der göttlichen Vaterhuld gewürdigt wird, der nicht bloß

seinen Willen im freien Gehorsam ihm unterwirft, sondern auch auf jedes vorlaute Urtheil verzichtet, und in seinem Vertrauen auf Gottes Weisheit und Güte sich nicht erschüttern läßt. Denn „wer hat jemals die Absicht des Herrn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen? Oder wer ist ihm mit einer Gabe zuvor gekommen, für die er nun auf Vergeltung Anspruch hätte?"

So tritt denn auch in dieser Beziehung die Wahrheit des Psalmes hervor: Heil demjenigen, der auf den Leidenden und Dürftigen sich versteht; weil er nämlich an den Wegen und Rathschlüssen Gottes nicht irre wird, und daher auch an dem leidenden Erlöser sich nicht ärgert. Die gewaltsamste und empörendste unter allen Verläugnungen des Rechts und der Wahrheit, die je im Gange der Weltgeschichte vorgekommen: wo ist sie zur „vollzogenen Thatsache" geworden? Wo haben Lüge und Frevel dem Anschein nach ihren entschiedensten Sieg errungen, ihren glänzendsten Triumph gefeiert? Wo hat, wenn auch nur für kurze Zeit, die Vorsehung Gottes sich in das tiefste Dunkel verborgen? Die Antwort darauf finden wir, wenn wir das Kreuz des Erlösers und Ihn am Kreuze, in der Nacht der Verlassenheit und Todesqual betrachten; und doch gewahren wir eben darin wieder die vollkommene Lösung aller Widersprüche und die Fülle eines Lichtes, das alle Finsternisse durchbricht und zerstreut. Unser Elend und Leid, sagt Ambrosius, hat der Herr auf sich genommen, um seine Freude uns mittheilen zu können; unsere Fußstapfen betretend, ist er herab gestiegen bis in die Drangsal des Todes, um auf seinen Wegen uns zum Leben zu erneuern. Gleichwie

Eitelkeit, Hochmuth und Genußsucht von Gott entfernen, eben so ist es nur Glaube, Selbstbeherrschung und Gottesgehorsam, also das Wort vom Kreuze, was zu Gott zurück zu führen vermag.

Selig demnach, wer zu dieser Erkenntniß gelangt ist, denn „am bösen Tage wird der Herr ihn erretten.“ Was ist der böse Tag anders, als die Zeit des Unglücks, der leiblichen und inneren oder geistigen Leiden, der Heimsuchung und Prüfung? Zu solcher Zeit wird es eben sich erproben müssen, ob der Gläubige in dieser Erkenntniß und Einsicht fortgeschritten, ob er zur Geduld seines Erlösers aufzublicken und Ihm sich anzuschließen geübt sei. Dann „wird auch, wie es ferner in unserem Psalme bezeugt wird, der Herr ihn vom Unheil erretten, ihn beleben, beschirmen und dem Willen der Feinde nicht preisgeben; auf seiner Schmerzensstätte wird er ihn unterstützen, und sein ganzes Lager umwenden.“

Offenbar ist dieses ausdrucksvolle Bild von jener Sorgfalt der Krankenpflege hergenommen, die dem Leidenden durch das Aufrütteln und Umwenden des Strohlagers, der Polster und Pfühle Kühlung und Erleichterung zu verschaffen sucht, oder beim Aufrichten und Verändern der Lage ihm nachhilft. Zu einer geistigen und asketischen Deutung des Bildes erhebt sich Augustinus. Unter dem Lager ist, nach seiner Ansicht, was immer für ein irdischer Besitz und Behelf zu verstehen, welchen das kranke oder kraftlose Menschengemüth aufsucht, um darauf seine Ruhe zu gründen, da die stete Richtung des Geistes zu Gott, als Bürgschaft des wahren Friedens eine Mühe fordert, die schwer zu ertragen ist. Zahlreich

sind diejenigen, die im wüsten Sinnengenuß und in der Ueppigkeit diese Befriedigung und Erholung suchen; doch gibt es auch Viele, deren Frieden und Behagen in ganz unschuldigen Dingen beruht, indem sie an dem Kreise ihrer Familien sich erfreuen, an ihrer Landwirthschaft, an dem Hause, das sie neu erbaut, an dem Garten, den sie angelegt. Allein da es Gottes Wille und Absicht ist, unser Verlangen nach den ewigen Gütern zu wecken, so durchkreuzt er solche Annehmlichkeiten mit Trübsalen und Leiden, um dadurch unser ganzes Lager umzuwenden — damit wir nämlich auf jene irdischen Umgebungen und Verhältnisse unsere volle Ruhe und Befriedigung nimmer bauen. Wer dann die Ursache und den Zweck solcher Züchtigung erkennt, der wendet sich sofort zu Gott mit der (im nächstfolgenden Vers enthaltenen) Bitte: „Herr, erbarme dich meiner; heile meine (kranke) Seele, denn Dir habe ich gesündigt"*).

Wie es nun jede Umwendung eines Gegenstandes mit sich bringt, daß nämlich was früher oben war, nunmehr nach unten, und was unten sich befand, nach oben gekehrt wird, so geschieht es auch in dem innerlichen Zustande des Menschen, der von der Heimsuchung Gottes zur sittlichen Umkehr sich erwecken läßt. Was er bisher vernachlässigt oder am mindesten geachtet, das wird ihm jetzt das höchste; nimmer ist es irgend eine Stufe irdischer Wohlfahrt, die ihm als der Gipfel seiner Wünsche, als der Ruheplatz aller Bemühungen vorschwebt. Sein wahres Ziel ist jetzt ein überirdisches und jenseitiges

*) Psalm 40, 5.

geworden; und gleichwie ihn die Gnade zum neuen Lebensanfang in Christo geweckt hat, so gestaltet sich nun auch sein Leiden zum Mittel der freien Nachfolge, des innigen Anschlusses an den leidenden Erlöser; es empfängt seine Weihe und sein Verdienst aus der Theilnahme am Mysterium des Kreuzes. Und hier ist die Quelle des unversieglichen Trostes, durch welchen der heilige Geist, der Paraklet und Tröster uns aufrichtet. „Der (göttliche) Geist selber ist es, der unserm Geiste Zeugniß gibt, daß wir Kinder Gottes sind. Wenn aber Kinder, sind wir auch Erben: Erben Gottes, Miterben Christi, vorausgesetzt, daß wir mit Ihm dulden — in Einigung mit Ihm und nach seinem Vorbild unsere Leiden tragen — um auch mit Ihm verherrlicht zu werden." Wie billig aber diese Bedingung, das weiset der Apostel darin nach, daß die zeitlichen Leiden, es sei nach ihrer Dauer oder Größe, außer allem Verhältniß stehen zu der künftigen Glorie, die an den Gottgetreuen sich enthüllen werde*).

So lehrt uns also der Glaube, wie nicht allein in Leid und Drangsal die Gnade Gottes uns stützen, umwandeln und geistig aufrichten will, sondern daß wir auch in allem, was wir erdulden, ihre liebevolle Heimsuchung erkennen sollen. Allein wie hartnäckig weigern sich diejenigen, die ganz im Sinnenleben befangen, dieser Wahrheit Gehör zu geben! Wie übermüthig und leichtfertig gaukeln sie, von den Sommerlüften des Genusses und der Eitelkeit getragen, gedankenlos umher, und dann

*) Röm. 8, 17—18. Prof. Reithmayr Comment. S. 418 f. Vergl. 2. Cor. 4, 16.

wieder, wenn die Witterung umschlägt, wie tief versinken sie in trostlosen Jammer, ohne Aufblick zu den ewigen Bergen, von wannen die Hülfe kommt! — Der berühmte Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt, Capitän Mac-Clure, dessen Schiff seit vielen Monaten im Eise des furchtbaren Polarmeeres eingekerkert stand, rief eines Tages seine vor Hunger und Elend der Verzweiflung nahen Matrosen auf das Verdeck zusammen, zeigte ihnen den hell beleuchteten Rand einer schweren und düstern Wolke und sprach: Jede Wolke hat ihren Licht- und Silbersaum. Auch die Wolke des Unglücks, die jetzt über uns hängt, wird, ich bin dessen überzeugt, von dieser Regel keine Ausnahme machen. Seid also wacker, und nehmt euren Muth noch einmal zusammen! — Und in der That, noch an demselben Tage fand sich die Mannschaft einer zur Nachforschung ausgesendeten Abtheilung von der „Resolute“ bei ihnen ein, welche frische Nahrungsmittel und gute Nachricht brachte. Am nächsten Morgen versammelte der Capitän seine Matrosen noch einmal, ermahnte sie, in der unerwarteten Hilfe, die ihnen zu Theil geworden, das augenscheinliche Walten der göttlichen Güte anzuerkennen, und beschloß seine Rede mit den Worten: „Ich hatte also Recht, da ich sagte, jede Wolke habe ihren Lichtsaum. Und so seid daher nach der Rückkehr in eure Heimath eingedenk, daß es in England ebenso wohl Kirchen als Gasthäuser gibt!“ *)

---

*) Nach dem Berichte von M. Dougall mitgetheilt im „Ausland“ 1858.

Gewiß war das, zumal für Nordpolfahrer, eine sehr faßliche Predigt, der überdieß schon deßhalb das Lob der Gründlichkeit nicht versagt werden kann, weil sie für jede andere Zone und Zuhörerschaft die volle Anwendung findet, so lange zwischen Kirche und Taberne, oder himmlischem und irdischem Gasthaus, als den Stätten des religiösen und weltlichen Trostes der alte Gegensatz sich behaupten wird. Blicken wir in uralte Zeiten zurück, so wird uns von vier Brunnen erzählt, die der Erzvater Isac nach einander durch seine Knechte in der Landschaft Gerara graben ließ. Wie es noch heute in Arabien und Algerien gebräuchlich, daß jedem Brunnen ein eigener Beiname gegeben wird, so geschah es auch dort. Der erste wurde „Zank und Hader" genannt, weil über dessen Besitz zwischen den einheimischen Hirten und jenen des Isac ein grimmiger Streit sich entspann; der zweite aus gleichem Anlasse „Haß und Feindschaft." Auch diesen verließ Isac aus Liebe zum Frieden, und grub einen dritten, der unbestritten blieb, und deßhalb den Namen „Breite" (freier Besitz) erhielt; dann noch einen vierten bei Bersabee, welchen er „Ueberfluß" nannte *). An diesen Vorgängen, die an und für sich geringfügig und ohne geschichtlichen Werth erscheinen, haben die Väter eine sittliche Bedeutung nachgewiesen, die sich überall erfahrungsgemäß bestätigt.

Wer nämlich in der Landschaft Gerara, worin er nur als Fremder oder Verwiesener weilt, d. h. ausschließlich in der Erdenwelt nach Quellen des Trostes

*) Genes. 26, 19.

und der Freude sucht, der wird alsbald mit Anderen nicht minder als mit sich selbst in Zwiespalt gerathen; indem der Widerstreit eigener und fremder Leidenschaften und Anmaßungen gar bald zu einer Quelle des Neides, der Verläumdung und des Hasses sich gestaltet. Wer hingegen nicht in der Welt und ihren trügerischen Gütern den Frieden sucht, sondern da, wo die echte Heimat seines Geistes ist, dem werden die Quellen der Weite, d. h. der inneren Sicherheit eines reinen unbeengten Gewissens, so wie jene des Ueberflusses der göttlichen Gnade sich aufthun; er wird mit Freuden schöpfen aus den Quellen des Erlösers, da Gott „nicht nach einem Maße" den Geist mittheilt *).

Wie weit wir aber mit unseren sittlichen Bestrebungen von der Gesinnung der Welt uns entfernen, und wohin wir gehen müssen, um den Heiland zu finden, darüber werden wir in höchst ausdrucksvoller Weise vom Apostel belehrt: „Jesus, damit er durch sein eigenes Blut das Volk heiligte, hat außerhalb des Thores gelitten. Darum lasset uns hinaus gehen zu Ihm außerhalb des Lagers, seine Schmach tragend." **) Wir gehen zu ihm hinaus, sofern wir nicht an der Gesinnung Derjenigen Theil nehmen, die Ihn aus ihrer Mitte hinaus stoßen, indem sie den Glauben an Ihn verläugnen. Wir theilen seine Schmach, nicht bloß weil das Evangelium und das Wort vom Kreuze den Weltklugen eine Thorheit, den Genußmenschen ein Aergerniß ist, sondern überdieß noch,

*) Joh. 3, 34.

**) Hebr. 13, 12—13.

weil unser Wandel hinter der sittlichen Vollkommenheit, zu welcher unser Bekenntniß uns verpflichtet, gar sehr zurückbleibt, und uns dadurch dem herben und höhnischen Urtheile bloß stellt, womit die Welt den Frommen gegenüber so freigebig ist. Indem jedoch der Apostel uns mahnt, im Geiste und in der Gesinnung hinaus zu gehen, außerhalb des gemeinen weltlichen Strebens und Treibens, gibt er auch dazu den Beweggrund an: „Denn wir haben hier keine bleibende Stadt (und Wohnstätte), sondern eine zukünftige ist es, die wir aufsuchen.“ Je herrlicher aber dieß Ziel, desto entschiedener folgt daraus, daß auf dem Wege, der dahin führt, und den der göttliche Mittler gebahnt, nicht Mißmuth und Trübsinn uns begleiten dürfen, sondern dankbare und heitere Stimmung. Darum fügt der Apostel noch die Ermahnung hinzu: „Durch Ihn lasset uns allzeit das Opfer des Lobes darbringen, als die Frucht der seinen Namen dankbar bekennenden Lippen.“ Denn „es ist süß, dem Herrn zu danken und des Allerhöchsten Namen zu preisen, um am Morgen seine Barmherzigkeit zu verkünden, und in der Nacht seine Wahrheit und Treue.“

Sechster Vortrag.

„Nachdem Christus für uns im Fleische gelitten hat,
sollet ihr mit demselben Gedanken euch waffnen.“
(1. Petr. 4, 1.)

Eingang.

Es war ungefähr um das Jahr 1280, daß in Palermo, der Hauptstadt Siciliens, ein Jüngling von hoher Abkunft, Carl von Anjou, im engen Gewahrsam gehalten wurde. Der tiefgewurzelte Haß, den die Sicilianer gegen Pedro von Arragon, den damaligen Beherrscher Neapels hegten, bewog sie, so einmüthig und ungestüm den Tod des gefangenen Prinzen zu fordern, daß die Königin Constantia es endlich für nothwendig geboten hielt, dem gehässigen Andringen nachzugeben. So ließ sie denn den jugendlichen Fürsten davon benachrichtigen, daß der nächstkommende Freitag für seine Hinrichtung festgesetzt sei, und er sich darauf vorbereiten möge. Ob er nun diesen Ausgang erwartet habe oder nicht, er verlor keinen Augenblick seine Fassung; ruhig erwiederte er: da es ein Freitag war, an welchem mein Erlöser für mich geduldet, so ist es mir ganz willkommen, ebenfalls an diesem Tage Ihm mein Leben zum Opfer zu bringen. Als man aber

der Königin diese Aeußerung hinterbrachte, ward sie davon so mächtig ergriffen, das sie ihren erzwungenen Beschluß nimmer auszuführen wagte. Zeigt sich der Prinz, so entgegnete sie, dermaßen gefaßt und herzhaft um dieses Tages willen, so gebietet die Ehrfurcht vor Dem, der an diesem Tage gestorben, auch Mir, das Todesurtheil zurück zu nehmen. Sofort wurde Carl von Anjou seiner Haft entlassen, und erhielt freies Geleit und ein Schiff, um die Heimkehr nach Neapel anzutreten.

So sehr nun dieß Verhalten Beiden zum Ruhme gereicht, werden wir doch daran etwas auszusetzen wissen. Der fürstliche Jüngling zeigte sich heitern Muthes zur Hingabe seines Lebens bereit, jedoch vorzüglich deßhalb, weil es ein Freitag war, an welchem dieß Opfer gebracht werden sollte; und auch Constantia benahm sich mit Großmuth, oder ließ von der feigen That sich abschrecken, weil eben derselbe Tag sie vor der Versündigung warnte. Allein mit einer solchen besondern Beziehungsnahme ist nicht alles gethan; auf Tag und Stunde darf die Uebung christlicher Tugend sich nicht beschränken. Nicht umsonst hat der Apostel gesagt: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit.“*) Als Gottmensch in ewiger Herrlichkeit, als Urheber und Vollender des Heils ist er, unwandelbar sich selber gleich, eben sowohl der Gegenstand des Glaubens als der lebendige Quell der Gnade. Ihm also, dem Fürsten des Lebens sollen wir heute wie gestern und immerdar die Treue halten. Denn

*) Hebr. 13, 8. Delitzsch Commentar (Leipzig 1857). Seite 673.

gleichwie an jedem Tage, in jeder Stunde die Gefahr der Sünde und des Todes uns bedroht, so ist auch Christus zu jeder Stunde unser einzige Retter und Erlöser.

Haben wir nun bisher die verschiedenen feindseligen Ansichten und Gesinnungen beachtet, welche das Menschenleben von seiner wesentlichsten Aufgabe und Bestimmung ablenken, so bleibt uns noch jene lügenhafte oder vielmehr negative Doctrin zu prüfen übrig, die unter dem Namen der Nichtigkeitslehre oder des Nihilismus dem Vorgang des Todes alle jenseitige Folge und Bedeutung abspricht, die jedoch, weil ihr nothwendig die Kraft der Ueberzeugung mangelt, Niemanden von den Schrecken, die der Tod mit sich führt, zu heilen vermag. Und da wir heute den Triumphzug des großen Siegers feiern, der für Alle den Tod überwunden, so wollen wir dabei von der Mahnung des Apostels uns leiten lassen: „Nachdem Christus für uns im Fleische gelitten, sollt ihr mit demselben Gedanken euch waffnen.“ Die Todesmacht, die Todesfurcht, der Gedanke oder die Gesinnung, die gegen beide uns waffnet: dieß mögen die Gesichtspunkte sein, um die unsere Betrachtung sich wendet. —

I.

An den Ufern des mächtigen Gangesstromes, etwa sechs Jahrhunderte vor der Geburt des Herrn, wandelte der aus fürstlichem Hause geborne, freiwillig dürftige Prinz und Bettler Buddha Gautama oder Sakyamuni, als er auf der Oberfläche des Wassers eine große Luftblase gewahr wurde, die kaum emporgestiegen wieder

zerplatzte und verschwand. Sehet da, sprach er zu den ihn begleitenden Schülern, das Bild aller irdischen und weltlichen Dinge in ihrer Richtigkeit. Dieß war und blieb der Grundgedanke seiner Weltansicht. Und als er, ein achtzigjähriger Greis, nachdem er eben erst Augenzeuge des schauderhaftesten Gemetzels und Mordens gewesen, in Kummer und Elend sterbend unter einem Baume lag, war dieß auch das letzte Wort, daß sein einziger Begleiter aus seinem Munde vernahm: „Nichts ist von Dauer."

Wer sollte nun, sofern ihn die Geschichte nicht eines Andern belehrt, es für wahrscheinlich halten, daß auf einen so inhaltleeren und trostlosen Gedanken das ganze System einer uneigentlich so genannten Religion erbaut sei, die unter den Völkern Hindostans die gewaltigsten Umwälzungen hervorgerufen, und die, obgleich sie dort durch blutige Kämpfe wieder verdrängt worden, immer noch mit vielem abergläubischen Beiwerk über mehrere hundert Millionen Menschen die Herrschaft übt? Nach der Lehre der Buddhisten gibt es nur zwei Zustände, die einander ausschließen, und die sie mit den Namen Sarsana und Nirvana bezeichnen.*) Sarsana bedeutet die sichtbare oder Erscheinungswelt, die in einem endlosen Kreislauf von Beginnen und Aufhören, von Entstehen und Vergehen sich bewegt, ein bloßes Gaukelspiel täuschender Scheingebilde, die aus dem Nichts hervorgehen und wieder in Nichts verschwinden. Das Nirvana hingegen ist die reine Weltlosigkeit, das Befreitsein von

*) Eigentlich Sarsâna und Nirvâna.

allem was Gestaltung und Besonderung hat, das Aufhören alles vereinzelten Daseins, und mithin auch der Mängel, Leiden und Qualen, die mit demselben verkettet sind. Im Sarsana ist ruhelose Bewegung, Umwandlung und mannigfaltiger Wechsel, Erblühen und Dahinwelken, Geburt, Wachsthum, Greisenalter und Tod; Tugend, Laster, Sünde und Schmerz. Im Nirvana hingegen waltet die Stille, die Ruhe und Leerheit, die Auflösung des Vereinzelten in das Gestalt- und Farbenlose der reinen Wesenheit; das Elend des irdischen Daseins hört auf, weil dieses Dasein selbst zu Ende gegangen; die Erlösung oder die Vergebung der Sünde erfolgt als Werk dieser Vernichtung von selbst, vorausgesetzt, daß der Sterbende als Büßer gelebt, d. h. daß er jede Regung der Selbstigkeit sammt Willen und Gedanken in sich abgetödtet hat. Alles das bedeutet soviel als eine Sündenvergebung ohne Wiedergeburt, einen absoluten Tod ohne persönliche Fortdauer, ein Hinschwinden und Verschwimmen in ein formloses Sein, welches soviel oder so wenig als ein Nichtsein ist.*)

Wie schwermüthig und wie unselig zugleich ist dieses Zerrbild einer Religion, die weder von einem persönlichen Gott etwas weiß, noch von einer Wirklichkeit erschaffener Wesen! Diejenigen Weltweisen und denkenden Geister, die zu keiner andern Weltanschauung vordringen, als zu der altgewohnten, welche Gott ledig-

---

*) Nach Barthélemy Saint-Hilaire u. A. Ein besseres Urtheil über den Buddhismus wird von Julius Mohl vertheidigt.

lich als die in der Natur waltende Vernunft, den Weltgeist, oder das Allgemeine. die Geschöpfe aber als dessen besondere oder vereinzelte Gestaltungen ansehen, sind streng genommen nicht besser als jene Jünger des Buddha berathen, da auch sie für das Einzelwesen nichts anderes als eine Rückkehr in die gestaltlose Allgemeinheit anzunehmen gezwungen sind. Der Unterschied ist nur der, daß sie sich keineswegs, gleich Jenen, nach dem Uebergang in das Nicht-Dasein sehnen, sondern mehrentheils mit einer Furcht davor zurück beben, gegen welche die bloße Negation kein Heilmittel abgeben kann.

Jedermann weiß, daß diese Todesfurcht allen Geschöpfen, die mit Sinn und Empfindung begabt sind, innewohnt, als instinctartige Regung einer Selbstheit (Subjectivität), die sich der Außennatur gegenüber in ihrem Lebenskreise zu behaupten sucht. Wie unvermeidlich und wie gerecht ist vollends diese Furcht im Herzen des Menschen, der nicht bloß vom blinden Triebe gelenkt wird, sondern kraft seines geistigen Bewußtseins das Vergangene beachtet, und in das Zukünftige hinaus blickt! In den fabelhaften altkeltischen Sagen, welche die Thaten der Ritter von der Tafelrunde schildern, wird vom Schwerte Caliburn erzählt, welches der Heldenkönig Arthur führte, und das so furchtbar sich erwies, daß es die Gegner, bevor es sie unmittelbar getroffen, schon von ferne durch seinen Schatten verwundete. Dieses schonungslos trennende zweischneidige Schwert, das schon durch seinen Schatten verletzt, ist der Tod, der Geist und Leib, Irdisches und Jenseitiges scheidet, und der seinen Schlagschatten auf die ganze Strecke unseres Erdenweges

zurück wirft. Denn, wie der Apostel bemerkt: durch die Todesfurcht sind wir unser ganzes Leben hindurch der Knechtschaft ausgesetzt. So zeigt uns auch die oberflächlichste Betrachtung, wie sehr unsere dringendsten Arbeiten und Sorgen auf den Kampf und die Nothwehr gegen den Tod gerichtet seien; wie häufig Hunger und Durst sowohl als Uebersättigung, Bewegungsmangel sowohl als Ermüdung, und unzählbare Schädlichkeiten an unsere Hinfälligkeit uns mahnen, und wie sogar der Schmerz als eine Wohlthat anzuerkennen, indem er uns zum unentbehrlichen Warnungszeichen dient, daß irgend ein Gebiet des organischen Leibes durch eine Störung gefährdet werde.

Dunkler noch ist jener Todesschatten, der über die Grenzen des dießseitigen oder irdischen Daseins hinaus fällt und in das Jenseits hinüber reicht, von welchem keine sinnliche Vorstellung uns Kunde gibt. Und darin hat das Erbangen vor dem Tode seinen tieferen und ideellen Grund, welchen der Nihilismus nicht zu beseitigen vermag. Denn ob auch Jemand sich selbst belügend versichert: ich werde in den Schooß der Natur zurückkehren, ich werde in das All verflüchtigt werden und verfließen, so ist er doch immer gezwungen, von diesem seinem Ich oder von dem Zustande zu reden, in welchem sich dieses Ich befinden werde. Das Gefühl unserer geistigen Wesenheit (als eines Realgrundes der Persönlichkeit) ist unüberwindlich; das sittliche Gewissen reicht über die Naturtriebe hinaus.*) Und so hat auch der größte dramatische

*) Lotze, Anthropologie II. S. 438.

Dichter es verstanden, da er einen gewaltthätigen, von Gewissensangst ergriffenen Frevler schildert. „Ich bin Ich," sind die Worte, die er ihm in den Mund legt. Selbst die Anhänger der sogenannten Buddhareligion vermögen des Gefühls von der Realität dieses Ich's so wenig los zu werden, daß sie mit der träumerischen Vorstellung von der Seelenwanderung sich behelfen, durch welche dasselbe, zur Strafe für selbstsüchtige Bestrebungen und Leidenschaften, in Schlangen, Tiger, Hyänen die Einkehr nehmen müsse, bis es zuletzt durch hinlängliche Buße von aller Selbstheit geläutert, und in das selige Nichtsein des Nirvana aufgenommen wird.

Die abendländischen Weisen haben für solche Fragen ein Auskunftsmittel gefunden, das zwar einen gewissen Grad von Glauben in Anspruch nehmen, jedoch vom Aberglauben sich fern halten soll. Es besteht in der Annahme einer sittlichen Fortbildung und Entwicklung, die endlos fortschreitet. Die Anhänger dieser Meinung scheinen nicht einzusehen, daß ein erschaffener und folglich nicht unendlicher Geist einer unendlichen Entwicklung gar nicht fähig sei. Ebenso wenig will ihnen die thatsächliche Wahrheit einleuchten, daß jedes geistig sittliche Geschöpf, seinem Wesen und seiner Bestimmung nach, in freier Willensthätigkeit und Wahl sich selber entscheiden und vollenden müsse, und dann ein für allemal in diesem Zustande abgeschlossen bleibe. Der sterbliche Mensch allein macht davon eine Ausnahme. In der Eigenthümlichkeit seines zugleich geistigen und organischen Lebens, und in seiner doppelseitigen Stellung zwischen der Todes- und Lebensmacht, zwischen dem alten, irdischen und dem

neuen oder himmlischen Menschen, ist er für jene Wahl und Entscheidung nicht auf den einzigen verhängnißvollen Augenblick angewiesen. Wenn sein Alter das gewöhnliche Maß von siebenzig Jahren erreicht, so umfaßt es eine Anzahl von mehr als fünf und zwanzig tausend Tagen, die, merkwürdig genug, mit der Zahl des großen Platonischen Jahres überein kommt. Es sind ihm also Millionen von aufeinander folgenden Augenblicken gegeben, binnen deren er zwischen den Forderungen des Gewissens und jenen der Leidenschaften, zwischen den Anregungen der Gnade und des Naturwillens die freie Wahl hat. Mit dem letzten dieser Augenblicke jedoch, in welchem sein Geist aus der irdischen Zeit und aus dem Naturverbande der Menschheit scheidet, ist auch seine Wahlfreiheit zu Ende und sein Geschick für immer entschieden. „Wohin dann der Baum fällt, ob gen Mittag, ob gen Mitternacht, wohin er gefallen, dort wird er bleiben.“ *) Wie armselig und wie bedauerlich muß, dem Donner dieses Ausspruchs gegenüber, jede hohle und eitle Declamation sich ausnehmen, die mit der Verachtung des Todes prunkt!

Der Abt Nistero, ein weit verehrter Mann, von dem bekannt war, daß er die Gabe der Herrschaft über die Thierwelt besaß, und weder ein Raubthier, noch ein giftiges Reptil zu fürchten hatte, wanderte einst mit einem Gefährten durch die Wüste, als plötzlich eine riesige Schlange zischend heran schoß. Augenblicklich ergriff Nistero die Flucht. Als die Gefahr vorüber,

---

*) Eccles. 11, 3.

fragte der Begleiter mit nicht geringer Befremdung: „Auch dich, mein Vater, hat die Furcht bemeistert?" „Nicht so, mein Sohn," erwiederte Jener: „weder die Schlange fürchte ich, noch den Tod, sondern die eitle Ehre." Er hätte nämlich dem Ungethüm gebieten können, den Weg zu räumen; er unterließ es, um nicht mit der Wundergabe zu glänzen. Bei den angeblichen Stoikern und Todesverächtern der Neuzeit verhält es sich umgekehrt: sie fürchten den Tod, sie lieben die eitle Glorie. Und selbst derjenige, der wirklich und ohne Prahlerei den Tod nicht scheut, ist darum noch nicht weise zu nennen, sofern dieser Muth aus keinem sittlichen Beweggrunde hervor geht, sondern nur von Leichtsinn oder Stumpfheit getragen wird. Der unabweisbare Grund der Furcht vor dem Tode, das eigentliche Gewicht desselben liegt in der Thatsache: daß es den Menschen festgesetzt ist, einmal zu sterben, danach aber das Gericht oder das richterliche Endurtheil über den gesammten Thatbestand ihres auf Erden geführten Wandels.*) Zu diesem Gerichte bringen wir unser Gewissen, uns selbst als Zeugen mit, und von diesem Gerichtshof gibt es keine

*) Hebr. 9, 27—28. Der vollständige Text ist eine Vergleichung, die auf diesen beiden Thatsachen ruht. „Gleichwie es dem Menschen festgesetzt ist, Einmal zu sterben, danach aber das Gericht, so wird auch Christus Einmal dargebracht, um die Sünden Vieler zu sühnen; zum zweiten Male (wenn er in seiner Herrlichkeit erscheint, um Gericht zu halten) wird er ohne Sünde (nicht mehr die Sünde tragend und büßend) denjenigen sichtbar werden, die auf ihn harren zum Heile."

Appellation oder Berufung an einen andern und höhern; wer sollte demselben sorglos entgegen gehen?

Während eines Feldzuges in den Niederlanden (im Jahre 1740) besuchte der Marschall von Brissac die Laufgräben; in seiner Gesellschaft befand sich der französische Gesandte, Marquis von Fenelon, ein tadelloser und durch gewissenhafte Frömmigkeit ausgezeichneter Mann. Die Geschützkugeln und Bomben der Feinde fielen dicht wie der Hagel nieder. Da sprach der Marschall zu seinem Begleiter: „Hier ist weder Euer Platz, noch der meine. Zwar allerdings, wenn Ihr von einem solchen Geschoß getroffen werdet, hat es damit keine Noth; Ihr seid in bester Bereitschaft, und wisset, wohin Ihr gehet; was aber Mich anbelangt, bei mir ist das so ganz in Ordnung nicht.“ — Diese Bereitschaft aber, diese Sicherheit, die das Zeugniß eines guten Gewissens verleiht, sollte sie nicht über alles uns am Herzen liegen, und darf uns ihr Erwerb nur wie eine Nebenaufgabe gelten?

Eine Sicherheit zwar, Eine unwandelbare Thatsache hat der Apostel in den bekannten Ausdrücken dargelegt: „Ich bin überzeugt, daß weder der Tod noch das Leben, weder die Engel, noch andere Mächte, weder Gegenwärtiges noch Künftiges, weder Höhe noch Tiefe, oder sonst ein Geschöpf von der Liebe Gottes uns loszutrennen vermag, die da ist in Christo Jesu, unserem Herrn.“*) Offenbar kann damit nicht sowohl Unsere Liebe zu Gott gemeint sein, als vielmehr Gottes Liebe

*) Röm. 8, 38.

zu uns,*) die in Christo in ihrer ganzen Fülle sich enthüllt hat. Unendlich, und daher durch keine geschöpfliche Macht gebunden, von Zeit und Raum unbegrenzt, geht sie allen geistigen Wesen mit ihrer fürsorgenden Güte voraus, beschirmt und trägt sie, und lenkt sie zu ihrem seligen Ziele. So ist ihr Rathschluß und Wille an sich zwar unwandelbar, in der Durchführung jedoch von der Willensfreiheit der Einzelnen abhängig, die als solche weder gezwungen noch umgangen werden kann. Der Wille des Menschen aber ist beweglich und wandelbar; er kann entschieden von der Gottesliebe sich abwenden, und da diese Möglichkeit auf jedem Schritte des Erdenwandels sich wiederholt, so führt die Treue in Gesinnung und That nur dann zum gottgesetzten Ziele, wenn sie ausdauert bis zum letzten Augenblick. „Selig die Todten, die da sterben im Herrn (in der Lebenseinheit mit Christo); von nun an werden sie ruhen von ihren Mühen.“

Allein um in diese ewige Sabbatruhe einzugehen, die kein gedankenloses und unthätiges Nirvana ist, dürfen wir die Beschwerden des Weges nicht scheuen; und wollen wir selig sterben im Herrn, so müssen wir auch in Ihm leben; wie dieß der Apostel von sich bezeugt: „Was ich jetzt lebe im Fleische (in der gegenwärtigen Form des leiblichen Daseins), lebe ich im Glauben an

---

*) „Nicht das subjective Gefühl oder Bewußtsein eigener Standhaftigkeit, sondern die (dogmatische) Ueberzeugung von der absoluten Unüberwindlichkeit der Liebe Gottes durch etwas Geschöpfliches.“ Prof. Reithmayr's Comment. S. 466.

den Sohn Gottes, der mich geliebet hat, und Sich selbst für mich dargegeben." *) Das Leben im Glauben muß aber auch als ein solches sich bewähren, das aus der Quelle des Glaubens entspringt, und nach den Vorschriften des Glaubens sich gestaltet. Da wird nun allerdings das Bedenken rege: wie es dann mit Denjenigen sich verhalte, die solche Treue nicht bewahrt, oder die von ihrem Erlöser und Richter nicht einmal gewußt haben? Gibt es nicht zahlreiche Völker auf Erden, die noch gänzlich in der Nacht des Heidenthums befangen? Und leben nicht selbst in der christlichen Welt überaus Viele, die mit unverhehltem Geständniß, oder mindestens durch Werk und Wandel ihren Unglauben verkünden? Sollen diese sammt und sonders rettungslos dem ewigen Verderben anheim fallen? Ohne Zweifel ist das eine der dornigsten und verfänglichsten jener Fragen, die gleich Fußangeln und Schlingen auf dem engen Glaubenspfad gelegt werden, und eben deßhalb kann es nicht genügen, sie unbeachtet zu lassen oder behutsam zu umgehen. Bevor wir jedoch mit dieser Frage uns befassen, wollen wir einer vereinzelten Begebenheit gedenken, die darüber einigen Aufschluß zu geben geeignet scheint.

Zur Zeit, da Constantinopel noch die Hauptstadt des oströmischen oder griechisch-christlichen Kaiserthums war, trieb sich dort ein ausgelassener Jüngling, Namens Basilius umher, der, in allen erdenklichen bösen Streichen und Schandthaten bewandert, an Ruchlosigkeit und Frechheit kaum seines Gleichen fand, was allerdings bei der

---

*) Galat. 2, 20.

sittlichen Verkommenheit seiner Mitbürger nichts Geringes bedeuten will. Da stellte sich einmal ein Winter ein, der einen in jenem Klima fast unerhörten Grad von anhaltender Kälte mit sich brachte; zugleich fiel eine so ungeheure Menge von Schnee, daß die Straßen unwegsam wurden, und die Hemmung jeder Zufuhr eine höchst empfindliche Noth an Lebensmitteln zur Folge hatte. Von Frost und Hunger hervorgerufen, entwickelte sich alsbald eine verheerende Krankheit, die täglich viele Hunderte hinraffte. Gleich sehr vielen Anderen war auch Basilius brotlos geworden, und überdieß ohne Schutz gegen die tödtliche Kälte. Um seinen Hunger stillen zu können, hatte er gleich anfangs sein Obergewand verkauft; an den folgenden Tagen irrte er halbnackt in den Straßen umher, bis er endlich wie erstarrt unter einer Säulenhalle liegen blieb, wobei ihm aus den Fingern und Fußzehen das Blut hervor quoll. Von Nicephorus, einem mitleidigen Bürger, in's Haus genommen und gepflegt, erholte er sich so weit, daß er reden konnte; was er jedoch sprach, bestand mehrentheils in den Worten: Gelobt sei Gott. Diese Worte hatte man schon früher, da er noch Hilfe suchend umher irrte, ihn oft wiederholen gehört; kein Ausruf der Verzweiflung oder Blasphemie war über seine Lippen gekommen. Und da nach wenigen Tagen eine noch kältere Hand als die des Nordsturms ihn ergriff, um seinen Leiden die Grenze zu setzen, rief er entzückt und von Freude strahlend: So erscheinet ihr endlich, ihr schönen und herrlichen Jünglinge, die Gott mir gesendet; ihr seid mir willkommen und lieb; jedoch möge es euch gefallen, noch ein wenig

zu harren, bis ich die zehn Obole, die mir ein Wohlthäter geschenkt, diesem trefflichen Manne gegeben zum Ersatz für seine sorgsame Mühe und Pflege. Und kaum hatte er dieß Geschäft in Ordnung gebracht, als er auch schon sanft und selig dahin schied.

Wer sollte durch diesen Vorgang nicht an die Parabel vom armen Lazarus erinnert werden, den die Engel in Abrahams Schooß empor getragen, oder vielmehr an den zur Seite des Herrn gekreuzigten Räuber, der die seligen Worte vernahm: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein? Wer hätte es für wahrscheinlich gehalten, ein so roher, Allen feindlicher, von Allen angefeindeter Verbrecher werde zuletzt, und zwar mitten in furchtbarer Todesqual, den Wunderbaren, der neben ihm duldete, als seinen Herrn und Erlöser erkennen, der allein Macht habe, seine Seele zu retten? Wir denken vielleicht zu selten an die Thatsache, daß der Gottes- und Menschensohn für Alle sich dargegeben, und daß er, soviel an Ihm ist, Keinen verstoßen will, der von dem Zuge der ewigen Liebe zu Ihm sich leiten läßt. Wir erwägen vielleicht auch zu wenig die Bedeutung der einfachen doch inhaltreichen Worte: „Gott ist größer als unser Herz, und weiß alles.“ *) Wenn auch der Sinn

*) 2. Joh. 3, 20. Der Inhalt der ganzen Stelle ist: Sofern wir in brüderlicher Liebe Gottes Willen erfüllen, so werden wir, wenn unser Herz uns anklagt, dasselbe durch die Erkenntniß beruhigen nnd versichern, daß Gott in der Fülle seiner erbarmenden Güte größer ist als unser Herz, und alles durchschaut und weiß, unsere Fehler und Gebrechen sowohl, als die Wahrhaftigkeit unserer Liebe. — Ausführlicher in Prof. G. K. Mayer's Comm. S. 147.

derselben zunächst auf das Erbarmen sich bezieht, das Gott an den Gläubigen erweisen wird um ihrer Bruderliebe willen, so mahnen sie uns doch zugleich daran, daß wir unsererseits nicht alles wissen, was im unermeßlichen Gottesreiche vorgeht, und daß Gottes liebevolle Weisheit unsere Fassungskraft unendlich übersteigt. Mit vollem Rechte geschieht es, daß die Theologen in ihren Ansichten und Urtheilen von den unfehlbaren Grundlehren oder Dogmen der Kirche sich bestimmen lassen; aber weder einem Gregor von Nyssa, noch einem Bellarmin ist es je eingefallen, dem ewigen Schöpfer und Vater Gesetze vorschreiben zu wollen, nach welchen er bei der Rettung und Belebung der Sünder nothwendig verfahren müsse. Die wunderbaren Wege der Gnade, von denen die Heilsgeschichte so herrliche Beispiele darlegt, sind uns persönlich nur erfahrungsgemäß und theilweise bekannt; auch vermag ja Niemand zu ermessen oder zu begreifen, was für wundersame Veränderungen in einem einzigen Augenblicke in einer Menschenseele eintreten können, welche die geistige Wiedergeburt derselben vermitteln.

So sehr aber diese Frage unsere Wißbegierde beschäftigt, und so löblich es sein mag, um das Heil aller Menschen uns zu kümmern, so ist doch zuletzt jeder Einzelne bemüßigt, die Worte des Herrn: „was geht das dich an? du folge Mir nach," auf sich selber zu beziehen und anzuwenden. So herrlich die Schilderungen der göttlichen Vaterhuld, in welchen der 102. Psalm sich ergeht, sind dieselben doch nur Jene zu trösten bestimmt, die ihr in Ehrfurcht gehorchen; und so gegründet das Vertrauen,

das wir auf die Obhut der Engel, auf die fürbittende Liebe der Seligen legen, so belehrt uns doch der Apostel, daß auch diese nicht immer ausreicht. „Sofern Jemand weiß, daß sein Bruder sündigt, und zwar eine Sünde, die nicht zum Tode, der bitte für denselben, und es wird ihm das Leben (wieder) gegeben. Es gibt aber eine Sünde zum Tode. Nicht wegen dieser sage ich, daß man beten solle. Jede Ungerechtigkeit zwar ist Sünde (aber nicht jede schlechthin zum Tode), Eine jedoch gibt es, die zum Tode ist." *) Genau erwogen kann diese letztere nichts anderes bedeuten als den Rückfall in den Unglauben, die gänzliche Lossagung vom Glauben und Vertrauen an den Erlöser und Mittler, als den Fürsten des Lebens, der ja die einzige Quelle der Sühnung und Rechtfertigung ist, und der daher auch seine Gegner gewarnt hat: „Wenn ihr nicht glaubet, daß Ich es bin (der Retter und Erlöser), werdet ihr dahin sterben in euren Sünden." Den Gläubigen hingegen verkündet er: „Ich bin die Auferstehung und das Leben" — ich selbst bin es, der die Todten erweckt und lebendig macht, und ich erwecke sie zu einem Leben, das zwar erst in der leiblichen Auferstehung vollendet wird, aber auch schon vor derselben als glückseliger Zustand des Geistes sich bewährt. Dieß ist mit Bestimmtheit in den folgenden Worten ausgedrückt: „Wer an Mich glaubt, der wird, auch wenn er (dem Leibe nach) gestorben sein wird, fortleben (des ununterbrochenen seligen Geisteslebens sich erfreuen), und Jeder, der lebt (der noch im leiblich zeit-

*) Joh. 8, 24.

lichen Dasein ist), und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben;" *) er wird, wie es anderwärts heißt, den Tod nicht schauen, die ganze Macht des Todes nicht erfahren, sondern zum vollen und unverwelklichen Leben der Auferstehung gelangen. Und eben in diesem Glaubenswort ruht die Festigkeit der Gesinnung, welche sowohl die Macht als die Schrecken des Todes überwindet. —

II.

Im Zeitalter Gregor des Großen lebte in Rom die heilige Galla, eine vornehme Matrone aus dem Patricierstande, welche, nachdem sie ihren Gemal verloren, dicht neben der Kirche des heiligen Petrus eine bescheidene Wohnung bezog, und viele Jahre hindurch ihre Zeit zwischen Uebungen der Andacht und zahlreichen Werken der Wohlthätigkeit theilte. Als eine Freundin des Lichtes, wie der heil. Gregor sie nennt, und zwar nicht bloß des geistigen oder ideellen, sondern auch des äußerlichen und physischen, war sie auch der nächtlichen Finsterniß abhold, daher sie die Einrichtung traf, daß anstatt einer Lampe, die ein Gemach nur mäßig erhellt, in der Nähe ihres Lagers stets zwei Leuchter mit brennenden Kerzen aufgestellt waren. Während ihrer letzten Krankheit geschah es, daß sie, aus einem leichten Schlummer erwachend, zwischen diesen Leuchtern eine ehrwürdige Gestalt stehen sah, an der sie den hohen Apostelfürsten Petrus erkannte. Sie erschrack bei diesem Anblick nicht, noch fühlte sie eine

*) Joh. 11, 25—26.

Anwandlung von Furcht; beherzt und freudig rief sie: Wie ist es, mein himmlischer Herr? sind meine Sünden mir verziehen? Mit dem Ausdruck des Wohlwollens neigte der Erscheinende das Haupt und erwiederte: sie sind vergeben, komme! Und sie kam. Denn bald genug ergab es sich, daß diese Vision das Zeichen ihrer nahen Abberufung gewesen.

Wir haben keinen Anlaß, über die objective Wahrheit dieser Erscheinung eine kritische Forschung anzustellen, während es uns weit mehr zu beachten frommt, daß dieser echten Lichtfreundin nichts so sehr am Herzen lag, als die Vergebung der Sünde, wodurch sie die freudige Gewißheit erlangte, dem Fürsten des Lebens und Lichtes gänzlich anzugehören. Wer diesen innern Frieden nicht aufrichtig sucht, wer das Halbdunkel eines zwischen Licht und Finsterniß unentschiedenen Zustandes dem vollen Tage vorzieht, wie soll derselbe von der Unruhe und dem Zwiespalt, die er in sich trägt, befreit werden? Nicht Wenige streben nach der Ruhe oder Beschwichtigung ihres Herzens durch die reine Negation, oder in sophistischen Ansichten und Meinungen, an die sie doch eigentlich selbst weder glauben noch glauben können. Andere, die jeder Mühe des Denkens gram sind, suchen durch materielle, meist alkoholische oder narkotische Mittel, wie die Orientalen durch Mohnsaft und Hanfertract (Haschisch) ihr helles Bewußtsein, das ihnen nur Unruhe oder Ueberdruß bringt, in träumerische Betäubung einzulullen, als wäre ihnen ein Zustand der Dämmerung erwünscht, in welchem sie weder leben noch sterben. Wie hilflos aber diese Palliative, das zeigt sich bei dem wirklichen und unab=

weislichen Herannahen des Todes. Je ruhmrediger die Verächter desselben, desto auffallender wird nun ihr Entsetzen und Verzagen, so daß nicht selten ein gewisser Grad von Entschlossenheit erfordert wird, um ihnen von dieser Nähe nur andeutend Kunde zu geben. Die sonst in ihrer Verkehrtheit vor keiner ungerechten oder zuchtlosen That zurück gebebt, die weisen auch jetzt, wie früher, mit Abscheu das einzige Mittel von sich, das von dem Todesschrecken sie frei zu machen vermag; dieß aber ist das Siegel der Versöhnung und sittlichen Erneuerung, durch die Zusicherung, die im Namen und in der Macht des Erlösers von seinen Stellvertretern ausgeht: „Dir sind deine Sünden vergeben."

Groß und furchtbar waren die Drangsale, die den Psalmensänger zu dem flehentlichen Gebete bewegten: „Errette mich aus dem Schlamme, daß ich nicht versinke, und nicht überfluthet werde von dem Schwalle der Gewässer, daß mich der Abgrund nicht verschlinge, noch die Grube ihre Mündung über mir verschließe." *) Eine überaus tiefe Grube, wie Augustinus dazu bemerkt, ist die Ungerechtigkeit; wer dieser sich hingibt, der stürzt in die Tiefe. Wenn jedoch der Gesunkene seine Sünden vor Gott bekennt und bereut, so wird über ihm die Mündung des Abgrunds sich keineswegs verschließen. Wer hingegen dieses Bekentniß versäumt, den Willen und die Zeit dazu für immer verloren hat, der ist wahrhaft todt in der ganzen Bedeutung des Wortes. Und doch wieder, hätte er sein inneres Elend erkennen, seinen Geistesblick

*) Psalm 68, 15.

zur ewigen Liebe erheben wollen, wie sicher wäre ihm die Hilfe geworden! Dieß wußte der Sänger, der die Worte des Stufenpsalmes angestimmt: „Aus den Tiefen o Herr, habe ich zu Dir gerufen; Herr, erhöre meine Stimme. Wolltest Du die Vergehungen zurechnen, wer könnte dann vor Dir bestehen? Aber bei Dir ist Vergebung; auf Dein Wort vertraut meine Seele. Denn bei dem Ewigen ist Barmherzigkeit und reiche Fülle der Erlösung.“ —

In einer Gegend des Jordanthales, dicht am Ufer, waren die Jünger des Eliseus mit dem Umhauen einiger Bäume beschäftigt, deren sie zum Baue eines Hauses bedurften. Da geschah es einem von ihnen, daß während er die Hacke oder das Beil schwang, das Eisen von der Handhabe sich löste und in den Strom fiel. Bestürzt eilte er zu Eliseus, ihm seinen Verlust zu klagen, der ihn um so mehr betrübte, da das Beil nicht sein eigen, sondern von einem Andern geliehen war. Der Mann Gottes ließ sich die Stelle zeigen, wo das Eisen auf den Grund gesunken, schnitt ein Stück Holz ab und warf es dorthin, und sogleich schwamm das Eisen auf der Oberfläche des Stromes, so daß der Jünger nur die Hand auszustrecken brauchte, um es zu holen. *)

Da in diesem Vorgange das Wunder als ein Mittel erscheint, daß zu dem geringen Zwecke in keinem richtigen Verhältnisse steht, so haben die Väter darin stets ein Vorbild gesehen, das auf Höheres deutet. Sie dachten dabei an das Geschick der unsterblichen Seele, welche

*) 4. Kön. 6, 1. f.

(nach dem gleichfalls bildlichen Ausdrucke der Schrift) durch das Gewicht der Sünde hinab gezogen wird in die Tiefen des Verderbens. Wer vermag sie zu retten aus diesem Abgrund der Schuld? Der einzige Helfer, der rechte Eliseus ist der Mittler und Erlöser; das rettende Holz, durch das er aus der Tiefe uns empor hebt, ist das Kreuz, das Mysterium seines Opfers, welches in den drei Vorgängen seiner Hingabe in den Tod, seiner Auferstehung und Auffahrt sich vollendet, und von dem er bezeugt und verheißen hat: „Wenn ich erhöhet sein werde von der Erde, werde ich (durch den heiligen Geist) Alle zu mir selbst empor ziehen.“ *)

In seiner kraftvollen und bündigen Weise redet von dieser erlösenden That der heil. Petrus Chrysologus: „Christus ward geboren, um die zerrüttete Menschennatur wieder herzustellen; er trägt (durch sein Verdienst und sein Leben) den Menschen, damit dieser dem Falle nimmer ausgesetzt sei; er wandelt die Irdischen in Himmlische um, und erhebt sie so ganz und völlig zur Einigung mit Gott, daß er in ihnen von Sünde, Schmerz und Tod keine Spur mehr übrig läßt.“ In diesen Worten aber finden wir die Siegesmacht des Todes Christi, die ganze Bedeutung seines Triumphes geschildert, den wir schon am Palmsonntage feiern. Wäre nämlich bei diesem Tode schlechthin nur von der Hingabe des Lebens die Rede, so ließe sich der Gedanke kaum abweisen, daß ja die Beispiele großmüthiger Menschen, die für ihr Volk und Vaterland ihr Leben

*) Joh. 12, 32.

eingesetzt, in der Geschichte nicht selten sind. Daß es sich um etwas unendlich Größeres handelt, daran kann uns die Einfalt einer Sage erinnern, die von den Indianerstämmen im Norden Amerika's bewahrt wird. Während eines hartnäckigen und blutigen Kampfes, in welchem die Feinde die Ueberhand gewannen, hatte ein tapferer Krieger sich voran gestellt und allen Gefahren preis gegeben, um seinen Stamm zu retten. Es gelang ihm, den Feind in die Flucht zu schlagen; aber von Wunden bedeckt, starb er auf dem Schlachtfelde als Sieger. Einige Zeit nachher, wie die Indianer erzählen, kam er als Geist auf die Erde zurück, um sich zu überzeugen, ob er nicht allzu großmüthig gehandelt, als er für seine Waffengefährten sich opferte, die nur zu sehr geneigt waren, seiner gar schnell zu vergessen.*)

Die Großmuth des Herrn, der als der einzig Gerechte an die Spitze der verkommenen Menschenwelt trat, um für Alle den Kampf aufzunehmen, ist in ihrer unüberwindlichen Liebe mit menschlichen Worten eben so wenig zu schildern als die Verächtlichkeit des Undanks, mit der von Vielen ihm gelohnt wird. Den Sieg jedoch, den er mit Hingabe seines Lebens, oder vielmehr durch diese Hingabe errungen, hat er eben dadurch offenkundig vollendet und verherrlicht, daß er nicht im Tode blieb, sondern diesen selbst für sich und für die Menschheit überwand, darum er auch nicht als Geist, „der kein Fleisch und

---

*) Nach einem Berichte von Henri Schoolcraft in Philadelphia.

Gebein besitzt," *) sondern in verklärter geistig leiblicher Wirklichkeit wieder auf Erden erschien und mit seinen Jüngern Umgang pflog, bevor er, um ihnen den Paraklet zu senden, in das Reich seiner Herrlichkeit erhoben ward. Er kann daher auch bei den Seinigen nicht in Vergessenheit gerathen. Denn abgesehen davon, daß er durch die Mittheilung des Geistes, der von Ihm und vom Vater ausgeht, ihnen geistig und innerlich gegenwärtig bleibt, hat er auch für die heilvolle Fortdauer seiner leiblichen Gegenwart Sorge getragen, indem er ein lebendiges und wesenhaftes Andenken seines Opfers einsetzte, mittelst dessen er in verhüllter doch leibhafter Wesenheit bis zu seiner Wiederkunft in der Menschenwelt weilt, um den geistig Erneuerten auch das neue Leben der in Ihm verklärten Natur mitzutheilen.

Von dieser Allseitigkeit seines Sieges, der nicht allein dem Tode, sondern auch der Todesfurcht den Stachel gebrochen, redet der Apostel in sehr bezeichnenden Ausdrücken, die jedoch immerhin einiger Erläuterung bedürfen. Er hat zuerst auf die Worte des Propheten hingewiesen, deren vorbildliche Bedeutung in Christo erfüllt worden: „Siehe ich und die Kinder, die Gott mir gegeben." **) Wir finden diese Worte mehrfach wiederholt in jenem Gebete, mit dem der Herr seine letzte Unterredung mit den Jüngern beschloß. „Ich habe Deinen Namen den Menschen geoffenbart, welche Du von der Welt mir gegeben. Dein waren sie, und Du

*) Luc. 24, 39.

**) Isai. 8, 18. Hebr. 2, 13—14.

hast mir sie gegeben. Nicht für die Welt bitte ich, sondern für die, welche Du mir gegeben hast, denn sie sind Dein. Heiliger Vater, bewahre die Du mir gegeben, in Deinem Namen." Dieses Verhältniß zwischen dem Gottessohn und den Menschen, insofern dieselben als Erlösete Kinder Gottes genannt werden, ist eben so wesentlich in einer geistig sittlichen als in einer leiblichen (natürlichen) Gemeinschaft dargestellt. Die erstere hat ihren Ursprung in der geistigen Wiedergeburt aus Gott, in Folge der Rechtfertigung und Heiligung, die durch Christum, den Gottes- und Menschensohn vermittelt wird. Sie ist also ihrerseits wieder bedingt dadurch, daß Christus als Mittler auch in die natürliche oder leibliche Lebensgemeinschaft der Menschenwelt eintrat.

Dieß nun ist die Thatsache, die der Apostel voraussetzt, um aus derselben das Fernere zu entwickeln. „Sintemal die Kinder mitsammen gemein haben Fleisch und Blut, hat auch er gleicherweise an selbigen Antheil genommen, damit er durch den Tod Den zu nichte machte,*) der die Gewalt des Todes hatte, und diejenigen befreite, welche durch die Todesfurcht das ganze Leben hindurch in Knechtschaft gehalten waren." Dadurch nämlich, daß er als Menschensohn und Mittler gehorsam worden bis zum Tode, hat er, während sie seiner Ferse nachstellte, der Schlange das Haupt zertreten. Indem er durch das Verdienst seines stellvertretenden Gehorsams die alte Schuld tilgte, wurde durch diesen sühnenden Tod dem Feinde der Menschheit die Todesmacht entrissen,

*) Nach Delitzsch „entmächtigte."

die dieser nur mittelbar, in Folge der menschlichen Thorheit und Verschuldung sich zugeeignet hatte. Zugleich aber mit dem Stachel des Todes wurden auch die Schrecken desselben gebrochen, so daß die Furcht vor dem Sterben, der selbst die Gerechten der Vorzeit unterworfen waren, die Gläubigen nimmer beherrscht, die da wissen und vertrauen, daß der Tod sie von der Lebensgemeinschaft dessen nicht scheidet, der die Auferstehung und das Leben ist. —

Eine edle und fromme Fürstin, Agnes, König Ottokars Tochter und Herzogin von Meißen, die im Jahre 1268 zu Dresden gestorben, sah in ihrer letzten Stunde einen Engel an ihr Lager treten, der ihr einen goldenen Kelch darreichte. Sie lehnte die Gabe nicht ab, nippte von dem Inhalt des Kelches und seufzte: wie ist doch dieses Getränk so bitter! Der Engel erwiederte: bitter allerdings; bald jedoch wird eine große Süßigkeit nachfolgen. Aus dem Schlummer erwachend erzählte sie diese Vision ihrem Gemahl, und bald nachher schied sie in heiterm Frieden. Der sinnlichen Empfindung und dem natürlichen Triebe kann der Todeskelch nicht anders als widerwärtig und bitter sein; wird er jedoch in kindlichem Gehorsam, im Geiste und der Gesinnung Christi angenommen, so bewährt es sich in unzähligen Beobachtungen an Sterbenden, daß sein Inhalt in Süßigkeit sich wandelt.

Allerdings ist dieser, im Leben geübte Gehorsam die wesentliche Bedingung, auf die es hier ankommt. Wenn wir, so ruft Cyprianus, in Hoffnung leben, an Gott glauben, auf Christum vertrauen und in Ihm bleiben,

der für uns gestorben und auferstanden, warum sollten wir uns davor entsetzen, aus dieser Welt zu scheiden? Die rechte Todesfurcht, wie Ambrosius lehrt, soll nicht auf den Tod selbst, sondern auf das Leben sich beziehen. Fürchte das Leben um des Todes willen, und du wirst alsdann den Tod nimmer fürchten um des voraus gegangenen Lebens willen. Auf diesen Gegensätzen eines Gott widrigen Lebens, welches den geistigen Tod wirkt, und eines Gott gefälligen Sterbens, in welchem das wahre Leben sich entfaltet, beruhen die vielfachen Mahnungen der Apostel: daß wir der Sünde absterben sollen, um für und durch Gott zu leben, um lebend oder sterbend Christo anzugehören. Und so kommen wir auf die anfangs erwähnten Worte zurück: „Nachdem Christus im Fleische gelitten hat, sollt ihr mit demselben Gedanken euch waffnen, damit ihr nicht mehr den (gesetzwidrigen) Neigungen und Begierden der (unerlöseten) Menschen, sondern soviel Zeit noch im Fleische (im leiblichen Dasein) euch übrig ist, dem Willen Gottes lebet." — Der Preis unserer Erlösung vom Tode, das Vorbild unseres Wandels im wahren Leben: beides wird in diesem Lehrspruch uns vor Augen geführt.

Billig halten wir nun Nachfrage bei uns selber, wie es mit unserer Hoffnung und Zuversicht stehe und ob wir der Ungerechtigkeit und der Sünde abzusterben suchen, d. h. nach sittlich geistigem Verständniß, ob wir fortwährend uns bemühen, von den vorherrschenden Begehrungen des Naturwillens und des weltlichen Sinnes uns loszusagen und zu scheiden? Ob ferner unsere Gottestreue schon dergestalt sich erprobt habe, daß wir

getrost darauf bauen dürfen? Wir werden nicht so dreist sein, diese Fragen unbedingt zu bejahen; denn in vielen Dingen fehlen wir Alle.*) Es verhält sich jedoch, nach einer uralten christlichen Parabel, mit den Gläubigen ungefähr so, wie mit den Kriegern in einer hart belagerten Burg. Sie halten sich treu und tapfer und werfen zu wiederholten Malen den Feind zurück. Allein dieser schneidet ihnen jede Zufuhr ab, zieht Verstärkungen an sich, zerstört die Außenwerke, und rückt immer neu zum Sturm heran, während die stets bedrängten Vertheidiger, in ihrer Schaar durch den Tod gelichtet, von Anstrengung, Hunger und Durst entkräftet, vom Blutverluste erschöpft, endlich so sehr entmuthigt werden, daß sie den Entschluß fassen, sofern binnen einer gewissen Frist keine Hülfe von außen erschiene, die Burg dem Feinde zu überliefern.

Auch dieser Zeitpunkt ist gekommen, und schon sind sie im Begriffe, das Zeichen der Uebergabe, die Friedensfahne wehen zu lassen, da bemerken sie von ferne die Staubwolken eines heranziehenden Heeres. In freudiger Ahnung setzen sie aufs neue sich zur Wehr; der Retter naht, die Feinde werden in die Flucht getrieben. Wenn sie nun ihrem Kriegsherrn entgegen gehen, werden sie mit voller Zuversicht ihm ins Antlitz schauen, mit dem Bewußtsein ungetrübter Treue? Ihr Gewissen sagt ihnen, daß sie zu wanken begonnen, und da sie es ihm nicht verhehlen können, so sinken sie reuig ihm zu Füßen. Er aber sieht auf alles das, was sie gethan und geduldet, er verzeiht ihre Schwächen und nimmt sie in Gnade auf.

*) Jac. 3, 2.

Aehnlich verfährt der Herr mit den Gläubigen, „die mit Ihm ausgeharrt in den Prüfungen.“ *) Denn wenn unser Herz auch uns anklagt, so ist er doch größer als unser Herz und weiß alles,**) er würdigt die Treue, die wir geübt, die Mühen denen wir uns unterzogen, die Leiden, die wir ertragen. Doch über alles dieses ist Er selbst der Grundfels unserer Hoffnung. Seine am Kreuz durchbohrten Hände (wie Ambrosius sagt) sind es, durch welche wir dem ewigen Vater uns darbringen; seine verwundeten Füße, mittelst deren wir gleich dem verlorenen Sohn zum Vater zurück kehren; sein vom Lanzenstich eröffnetes Herz, durch welches wir den Vater lieben — und so ist er allseitig unser Retter und Heiland, der, so lange wir auf Erden wandeln, als Mittler und Fürsprecher uns schirmt und für uns einsteht in der Glorie des Vaters. —

*) Luc. 22, 28.
**) 1. Joh. 3, 20.

Zweite Abtheilung.

Vorträge an Festtagen

zu

Ehren der heiligen Jungfrau.

Zweite Abtheilung.

[illegible]

Ehren der heiligen Jungfrau.

I.

Fest der makellosen Empfängniß.

Erster Vortrag.

„Das Buch der Abstammung Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams.“ (Matth. 1, 1.)

Eingang.

Wer mit aufmerksamem Blicke die Oberfläche der Erde betrachtet, dem wird gar vieles sich zeigen, was in bunte Verwirrung gerathen oder aus der früheren Ordnung verschoben scheint. Große Felsstücke, die man Findlinge und Wanderblöcke nennt, liegen viele Meilen entfernt vom Gebirge, aus welchem sie losgelöst worden, auf den Haiden zerstreut; in den Massen des Gesteins häufen und schichten sich vielartige Geschiebe, oder bergen sich versteinerte Knochen von Thiergeschlechtern, die von der Erde verschwunden; uralte und ungeheure Wälder sind in unterirdische Kohlenlager verwandelt; auf den Gipfeln hoher Berge liegen Muscheln, die nur im Weltmeer entstehen konnten, und unter einigen Lagen oder Schichten von Erde und Lava sind die Häuser und Ringmauern von Städten vergraben, die vor Alters in Macht und Reichthum prunkten.

Schon an solchen Ruinen wird es ersichtlich, wie sehr auch die Menschenwelt einem vielfachen Wechsel der Geschicke unterworfen ist. Fast alle Völker, die jetzt Europa bewohnen, hatten früher auf den Hochebenen von Asien ihre Heimat; hinwiederum haben viele Europäer in Amerika und stellenweise in Afrika und Australien feste Wohnplätze und Staaten gegründet. Nicht wenige vordem mächtige Völker sind untergegangen, und in jeglichem Lande verändern einzelne Menschen oder Familien ihren Aufenthalt und ihre Verbindungen, indem sie hin und her ziehen, oder anderwärts sich verehelichen und ansiedeln. Da nun beinahe alle drei und dreißig Jahre ein Geschlecht vorüber geht, und gar bald der Vergessenheit anheim fällt, so sind, mit Ausnahme alter Adelsfamilien, die Wenigsten im Stande, bis zu den Urgroßeltern hinauf von ihrer Abstammung Kunde zu geben, so daß die frühere Geschichte einzelner Familien mehrentheils im Dunkeln bleibt. Weil aber letztlich Alle von einer und derselben Urfamilie abstammen, und die gewöhnlichen oder tagtäglichen Ereignisse nicht viel Denkwürdiges darbieten, so ist auch mit jener Unkenntniß kein sonderlicher Nachtheil verbunden.

Ganz anders jedoch verhält es sich damit, wenn es um den Einen und Einzigen sich handelt, der, weil er der Retter und Erhalter des ganzen Geschlechtes ist, der Stammvater der Menschheit genannt wird nach der geistigen Ordnung der Gnade, und von welchem der Apostel bezeugt: „Gleichwie in Adam Alle sterben, so werden in Christo Alle wiederbelebt werden." *) Im

*) 1. Cor. 15, 22.

Gegensatze zum irdischen Stammvater wird er der neue und himmlische Mensch genannt, und dadurch seine überirdische, göttliche Hoheit bezeugt; weil er jedoch, um für die Irdischen als Mittler und Erlöser einzustehen, aus dem Boden des Menschengeschlechtes hervorging, und in Allem mit Ausnahme der Sünde seinen Brüdern ähnlich ward, so wollte er selber auf dieses Verhältniß hindeuten, indem er Sich am gewöhnlichsten den Sohn des Menschen nannte. Allein dieser ganz wunderbare Menschensohn war auch „Christus", der von Gott Gesalbte, der Hohepriester und König der Menschheit, der als Sprosse einer dazu erwählten Familie, und zwar, der Verheißung gemäß, aus der Linie des Abraham und David erwartet wurde. Es war also nothwendig, diese seine Herkunft in einer Reihenfolge der Generationen nachzuweisen; und darin liegt die Bedeutung jener Worte, mit welchen unser Evangelium den Anfang nimmt: „Das Buch der Abstammung Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams."

Aus welchem Grunde jedoch geschieht es, daß dieses Evangelium am heutigen Tage gelesen wird, an welchem wir die makellose Empfängniß der heiligen Jungfrau feiern, d. h. den reinen, wundersamen Ursprung und Lebensbeginn derselben, der ausnahmsweise von der erblichen Schuld und Zerrüttung der Menschenwelt gänzlich unberührt geblieben? Ohne Zweifel deßhalb, weil die Abstammung Jesu aus dem Boden der Menschheit die Abstammung Mariä zur Voraussetzung hat, so daß der natürliche Stammbaum Abrahams und Davids in der letzten Erbtochter dieser Familie, nämlich in Maria, sich

abschließt, und in dieser seine übernatürliche Weihe und Bestimmung gewinnt. Jesus ist der Sohn des Menschen in keiner andern Weise als dieser, daß er ausschließlich der Sohn Maria's, d. h. der Sohn einer Jungfrau, und folglich in durchaus übernatürlicher Weise in diese Welt eingetreten ist. So preisen wir also Maria, die herrliche Blüthe am Baume der Patriarchen, als die jungfräuliche Mutter eines Sohnes, der keinen irdischen Vater hat; und gleichwie Christus das eigentliche Wunder der Menschheit ist, so werden wir mit Recht auch von ihr aussagen dürfen, daß sie als Vermittlerin des Wunders selber im Wunder steht.

Ist nun also das Buch der Abstammung Christi in Maria und ihrem göttlichen Sohne thatsächlich abgeschlossen, so bezieht sich dieser Abschluß doch eben nur auf die Naturordnung der geschlechtlichen Entwicklung, und somit auf die Vergangenheit, nicht aber auf die geistige Ordnung des Gottesreiches und auf die ganze Zukunft. Denn dieser neuen Ordnung gemäß sind ja alle Gläubigen bestimmt, vom himmlischen Menschen abzustammen, oder durch Ihn das wahre Leben zu gewinnen. „So Viele Ihn angenommen haben, lehrt der Apostel, denen hat er die Ermächtigung gegeben, Kinder Gottes zu werden, die nicht aus dem Fleische, sondern aus Gott geboren sind." *) Darum soll es auch diese zweifache Beziehung sein, nach welcher wir „das Buch der Abstammung Jesu" betrachten wollen, und zwar zuerst als Buch des Wunders, in der ursprünglichen Würde

*) Joh. 1, 2.

und erhabenen Tugend der makellosen Jungfrau; sodann zweitens als Buch des Lebens, in der Aufgabe Derjenigen, welche Kinder Gottes zu sein mit aufrichtigem Willen verlangen.

I.

Am Hofe des griechischen Kaisers Alexius Comnenus gehörte es zu den beliebten Unterhaltungen, die Streitreden oder Dispute sogenannter Gottesgelehrten anzuhören, wobei es jedoch gewöhnlich mehr um eitle Sophismen und Spitzfindigkeiten als um die Wahrheit sich handelte. Bei einer solchen Gelegenheit, da über das Mysterium der Menschwerdung ein sehr heftiges Wortgefecht im Zuge war, brach plötzlich ein furchtbares, in der eben verlaufenden Jahreszeit ganz ungewöhnliches Ungewitter los; die flammenden Blitze durchzuckten alle Räume des Palastes, und einige Donnerschläge dröhnten so gewaltig, daß Mehrere der Versammelten vor Schrecken zu Boden stürzten. Da raffte einer dieser Gelehrten sich auf, holte aus der großen Bibliothek ein Buch, das einige physikalische Abhandlungen über Gewitter und Erdbeben enthielt, und öffnete es, um sich daraus Rathes zu erholen, was etwa von dem jetzigen Unwetter zu denken sei. Und siehe da, gleich auf der ersten Zeile, auf welche beim Aufrollen des Buches sein Blick fiel, las er die Worte: „Der Sturz der Weisen."

Diese seltsame Begebenheit, die der Grieche Niketas Choniates erzählt, war nicht bloß geeignet, den Hochmuth jener streitsüchtigen Sophisten nieder zu schlagen; sie ist auch im Allgemeinen ein Hinweis auf die That-

sache, daß die menschliche Weisheit, wenn sie gewisse Grenzen überschreitet und in unbeantwortbare Fragen sich einläßt, dem Sturze nicht entgehen kann. Wir wissen z. B., daß Gott in seiner Weisheit und Allmacht die Welt geschaffen; aber es darf uns nicht einfallen, je begreifen zu wollen, wie es damit hergegangen, oder wie die Dinge, die nicht von Ewigkeit waren, ins wirkliche Dasein gerufen worden. Denn das ist eine Frage, die keinem Vernünftigen geziemt, sobald er sich selber als ein erschaffenes Wesen weiß. Wir sind überall, auch in der Körperwelt, von Geheimnissen umgeben, und sind uns selber ein Geheimniß. Während jedoch über die Dinge in der Natur, ihre Stoffe und Kräfte, über die Gestirne und die Erde, über Licht und Wärme u. dgl. ein Jeder reden darf, wie es ihm gefällt und wie er es für wahrscheinlich erachtet, ist in Ansehung der Geheimnisse und Lehren des Heils eine solche Meinungsfreiheit keineswegs gestattet. Diese sind von der lehrenden Kirche, unter der Lenkung des heiligen Geistes, in bestimmte, fest ausgeprägte Lehrsätze oder Dogmen zusammen gefaßt, die keinen Erfindungen des menschlichen Scharfsinnes gleichen, und daher auch, als unbestreitbare Wahrheiten, zur gläubigen Unterwerfung verpflichten. So oft der Fürwitz oder Hochmuth an denselben kritteln, oder sie nach Willkür umdeuten will, wird unausbleiblich jede solche Bemühung den Erfolg haben, der in jenem byzantinischen Buche aufgezeichnet war als „der Sturz der Weisen."

Ganz insbesondere bestätigt sich dieß bei jedem unberufenen und fürwitzigen Eingehen in jenen kirchlichen Lehrsatz, welcher den Gegenstand unseres Festes bildet.

Abgesehen davon, daß hier Kenntnisse nothwendig wären, die wir Irdische gar nicht besitzen, und daß die Entstehung eines menschlichen Daseins und Lebens für uns in Dunkel gehüllt bleibt, scheint es auch rathsamer, im öffentlichen Vortrag einen Weg nicht zu betreten, auf dem für befangene Gemüther viele Steine des Anstoßes liegen. Uns soll und kann es vollkommen an der Zuversicht des Glaubens genügen, daß die seligste Jungfrau im Augenblicke ihrer Empfängniß, d. h. ihres Entstehens und Lebensanfangs im Mutterschooße von dem Geschicke und der Schuld, die auf alle übrigen Menschen sich fortvererbt, bewahrt und ausgenommen worden sei, wie das ihrer wunderbaren und ganz einzigen Bestimmung entsprach und geziemte.

Nicht ohne tiefen Blick in die Heilsgeschichte hat Bernardus sie „die Aufgabe aller Jahrhunderte“ genannt, und Johannes Geometer „den Schooß der Ewigkeit,“ da mittelst ihrer Mutterschaft Ewiges und Zeitliches, Unendliches und Endliches sich einigte. Gregor von Nicomedia preiset sie als das neue und lebendige Buch, in welchem das göttliche Wort geschrieben. Und gleichwie alles durch das göttliche Wort geschaffen, und nichts ohne dasselbige, so ist auch, wie Petrus Damiani beisetzt, von dem Geschaffenen (in der Menschenwelt) nichts erneuert und wieder hergestellt worden ohne Maria. Etwas Aehnliches sagt auch Petrus Chrysologus, da er (in der Geschichte der Erweckung des Lazarus) der Worte gedenkt, die Martha zu Maria sprach: „Der Meister ist da und ruft dich,“ welchen Worten er eine viel weitere Bedeutung beilegt. „Martha wird zu Maria gesendet,

weil ohne Maria weder der Tod besiegt noch das Leben wieder hergestellt werden konnte. Maria komme, es komme die Trägerin des mütterlichen Namens, wenn die Todten aus der Unterwelt zurückkehren sollen."

In allen diesen und ähnlichen Aussprüchen ist der nämliche Grundgedanke enthalten, der auf das Verhältniß Mariä zum Erlöser sich bezieht. Daß sie, obwohl eine Tochter Adams, doch von der Schuld desselben frei und rein, und in der ursprünglichen Schönheit und Unschuld bewahrt geblieben, dieß ist für den Erlöser und um seinetwillen veranstaltet worden. Wir können daher dieß Verhältniß in einer zweifachen Ordnung namhaft machen. Denken wir nämlich an den göttlichen Rathschluß, an die Voraussicht der ewigen erbarmenden Liebe, so werden wir sagen müssen, daß die Empfängniß und Geburt Christi, als die Schöpfung des neuen Menschen, in der Idee Gottes das Erste und Wesentlichste war, und daher auch der Sendung der makellosen Jungfrau vorausging, wie der Gedanke an den zu erreichenden Zweck (menschlicher Weise angesehen) früher eintritt als die Wahl des Mittels. Denken wir hingegen an die thatsächliche Vollführung des göttlichen Erlösungsplanes, die an die Zeitlichkeit oder an die geschichtliche Entwicklung der Menschheit gebunden ist, so wird es anschaulich, daß die neue Eva, deren Sohn das Haupt der Schlange zertreten sollte, der Zeit nach nothwendig früher in die Welt kam als dieser. Weil also ihre Bestimmung darin aufging, die wunderbare Mutter des Gottmenschen zu sein, und sie demselben, wie Chrysologus lehrt, seit dem ersten Augenblicke ihres Entstehens geweiht und

gewidmet war, so liegt es schon im Wesen dieses ihres überirdischen Berufs, daß sie durch makellose Reinheit eine Stellung einnahm, die über alle anderen Menschen sie erhob. —

Von den heiligen Blutzeugen Faustinus und Jovitta berichten die Acten, daß sie mitten in den Flammen unversehrt geblieben. Entrüstet darüber befahl der Kaiser Adrianus: „Werfet mehr Werg und Gestrüpp in die Flamme, damit sie die Zornguth der Götter empfinden!“ Faustinus aber erwiederte: „Mögen deine Götter die Macht dieses Feuers empfinden, das uns keinen Schaden bringt.“ Darauf richtete er an dieses letztere das Wort: „Wir gebieten dir im Namen des Herrn, gehe hin zu diesen Standbildern des Saturn und des Hercules, und erwärme sie, weil sie kalt sind.“ Es geschah auch, wie er befohlen; das Feuer ergriff die Statuen, und sie stürzten verkalkt zu Boden. — Nun wissen wir zwar (um mit den Worten des Apostels zu reden), „daß die Götzen in der Welt, d. h. die Götter, wie sie die Heiden sich dachten, nichtig sind, und kein anderer Gott ist außer Einen; und wenn es auch viele Götter und viele Herren gibt (d. h. viele übermenschliche Mächte, es seien nun Engel des Lichtes oder der Finsterniß), wir doch nur Einen Gott und Vater haben, aus welchem (aus dessen Macht) alles ist, und Einen Herrn Jesum Christum, durch welchen alles ist.“ *) Diejenigen falschen Götter jedoch, von welchen der irdisch gesinnte Mensch sich beherrschen läßt, sind die Mächte der Lüge und der

*) 1. Cor. 8. 4—6.

Leidenschaften, und das trübe Feuer, das von denselben ausgeht, ist die widergesetzliche Begierlichkeit, die auch der Keim oder Zunder der Sünde genannt wird, und die als angeerbtes Uebel jedem Sterblichen dergestalt inwohnt, daß Niemand von sich behaupten darf, er sei frei von jeder Spur der Sünde.

Wenn nun die heilige Jungfrau von dieser Flamme nicht berührt werden konnte, wenn ihr reines Herz von einem solchen Widerspruch zwischen dem geistigen Gesetz und den eigenmächtigen Naturtrieben nichts wußte, weil die Macht Gottes sie gleich anfänglich über das gemeine Geschick der Menschen erhoben hat, so könnten wir versucht sein, daraus zu urtheilen, daß die Herrlichkeit, in der sie leuchtet, ausschließlich Gottes Werk sei, und daß sie selbst, durch ihr persönliches Verdienst, keinen Antheil daran habe. Das wäre jedoch ein den Grundgesetzen der Willensfreiheit und der Gnade durchaus widersprechender, verwerflicher Irrthum. Auch die Urmenschen waren im Stande der Gerechtigkeit oder Schuldlosigkeit geschaffen, und mit den Gaben der Gnade geschmückt und ausgerüstet; allein der eigenen Willkür folgend, haben sie von Gottes Liebe sich losgesagt, statt sich in derselben und im Besitze des Lebens durch freien Gehorsam zu befestigen.

So war denn auch die Treue, mit welcher Maria in ihrer fleckenlosen Reinheit und Heiligkeit verharrte, keine Wirkung innerer Nothwendigkeit, als wäre es ihr durchaus unmöglich gewesen, etwas aus eigener Willensfreiheit zu thun oder zu beschließen. Auch in jenem unbedingten (absoluten) Sinne kann man ihr die Unsündlichkeit oder Unfähigkeit zur Sünde nicht zuschreiben, wie sie

Christo als Menschensohn eigen war, ohne daß darum seine menschlich freie Wahl aufgehoben oder behindert worden wäre. Denn weder war sie persönlich (hypostatisch) mit der Gottheit des Wortes vereinigt, noch ward ihr auf Erden die Anschauung Gottes in solcher Klarheit verliehen, daß sie dadurch mit Nothwendigkeit zur unwandelbaren Gottesliebe bestimmt wurde. Die Heiligkeit und vollkommene sittliche Schönheit ihres Wandels hat also die Eine Quelle in dem besondern Schutz und der reichen Fülle der Gnadengaben Gottes, die andere in ihrer eigenen Wachsamkeit, Treue und Sorgfalt, aus der die unberechenbare Größe ihres persönlichen Verdienstes, die Höhe und Schönheit ihrer sittlichen Vollendung hervor ging.

So kann daher sie selber das lebendige Buch genannt werden, in welchem alles Große und Schöne, was in der Ahnenreihe Christi (an Abraham, Jacob, David, Ezechias u. A.) je zum Vorschein gekommen, so wie jede echte und gottgefällige Tugend geschildert ist. Wenn nun insbesondere der scharfsinnige Chrysologus von Maria rühmt: „ihr Name sei der Inbegriff der Heiligkeit und der gastfreundlichen Güte,"*) so stellt er wohl diese beiden Ausdrücke deßhalb zusammen, weil er durch selbe sowohl das innere Wesen als die äußere Thätigkeit der echten Tugend, nämlich die Menschenfreundlichkeit (Humanität) im christlichen Sinne bezeichnen will, in welchen beiden Maria als Buch und Vorbild des Lebens uns unterweisen soll.

*) „Hospitalitas" beim Autor.

II.

Am Eingang der kaiserlichen Hofkapelle zu Brüssel trafen einst zwei andächtige Frauen zusammen, die eine aus Castilien, die andere aus Neapel, beide von gleich hoher adeliger Geburt, und darum auch auf ihren Rang und ihre Standesrechte nicht wenig eingebildet. Da keine der anderen das Vorrecht einräumen wollte, zuerst über die Schwelle zu treten, so geriethen sie in einen Streit, der kein Ende nehmen wollte, und ein solches Aufsehen erregte, daß die Angelegenheit dem Kaiser (Karl dem Fünften) gemeldet wurde. Dieser entschied den Handel dahin, daß derjenigen von beiden der Vortritt gebühre, welche die größere Thörin sei. Da mußte dann allerdings der Streit sich wenden, indem nun jede wetteiferte, der anderen den Vorrang zu lassen. — So geringfügig an sich diese Begebenheit, die in verschiedenen Gestalten sich unzähligemal erneuert, so lehrt sie doch sattsam, wie leer und hohl die Frömmigkeit sei, der das Wesen jeder echten Tugend mangelt, nämlich die Reinheit oder Heiligkeit der Gesinnung, welche, indem sie einfach zu Gott aufblickt, von eitler und thörichter Selbstsucht nicht getrübt wird.

Die heilige Jungfrau wird als die Allerweiseste gepriesen, weil sie, in vollkommen anspruchsloser Demuth, nie eine andere Würde sich beimaß, als die einer Magd des Herrn. So nannte sie sich nicht bloß im Bewußtsein ihres Verhältnisses zu Gott, als des Geschöpfes zum Schöpfer, sondern auch in dem Gefühle ihres eigenthümlichen Berufes, der sie dem Werke der Erlösung

und somit dem Heile aller Menschen dienstbar machte. Und was sie von sich aussagte, war sie in voller Wahrheit. Gleichwie ihr göttlicher Sohn gekommen ist, um zu dienen und für Alle sich darzugeben, so war auch ihr ganzes Leben dem Dienste ihres Sohnes und seiner Gläubigen geweiht. Beobachten wir sie während ihres Aufenthaltes bei Elisabeth, so benahm sie sich im Hause derselben nicht als vornehme und hohe Besucherin, die sich huldigen läßt, sondern als freundliche Helferin, die jedes Hausgeschäft besorgte, die Wöchnerin pflegte, und den neugebornen Herold des Gottesreichs auf ihren Armen umher trug. Als Mutter, Magd und Pflegerin des Herrn voll unermüdlicher Sorgfalt, finden wir sie in Bethlehem, im fernen Aegypterlande, auf mühevoller Wanderung, und im dürftigen Hause zu Nazareth; wir finden sie auf der Opferstätte ihres Sohnes, im Geiste seines Gehorsams die Schmach und Todesqual mit ihm theilend; wir sehen sie in der Folge an der Seite ihres angenommenen Sohnes Johannes, nicht bloß als Mutter und Lehrerin, sondern auch als Dienerin der Apostel, so wie der ganzen neu erblühten Gemeinde der Gläubigen.

Es würde uns aber wenig fruchten, in diesem lebendigen Buche zu lesen, dieses Vorbild aller Tugend zu bewundern, sofern wir an solchen Beispielen nicht beherzigen, was uns selber zu thun obliegt. Der Inbegriff aller echten Tugenden beruht in der Gesinnung und Uebung, sich selbst in jedem Verhältniß als Diener Gottes und der Menschen zu betrachten. Die wahrhafte Liebe ist die dienende, und die rege Thätigkeit ihr Zeugniß und Siegel. Zwar ermahnt uns Johannes, daß

wir nicht lieben sollen in Worten und in der Rede, sondern im Werke und in der That; doch wollte er damit die Rede vom Werk um so weniger ausschließen, da ja ein gutes, tröstendes oder freundlich warnendes Wort gar oft gleichfalls eine That ist. Es soll vielmehr das eine nicht ohne das andere sein und, wo immer möglich, Zunge und Hand zum Guten zusammen wirken, da sonst in jedem Falle, wo die eine oder die andere mangelt, das gute Werk entweder den besten Schmuck oder den innern Werth verliert. Wer zur rechten Zeit, da er helfen soll und kann, die Hände in den Schooß legt, der wird, auch wenn er die gefühlvollsten Worte redet, die Lieblosigkeit und Härte seines Herzens damit nicht bergen können. Hinwiederum, wer zwar nicht unthätig zusieht, sondern dem Bedürftigen Hülfe gewährt, dieselbe jedoch mit rauhen und herben oder mißmuthigen Worten begleitet, der entzieht seinem Werk die höhere Wohlthat der menschenfreundlichen Theilnahme, der tröstenden Milde und Güte.

Allerdings könnten wir fragen oder gefragt werden, worauf es sich gründe, daß die Menschenfreundlichkeit als die Höhe und Vollendung aller Tugend zu rühmen sei? Um dieß einzusehen, müssen wir sowohl an das Wesen derselben, als an die Bedingungen denken, auf die es ankommt, wenn sie in aller Wahrheit sich erproben soll. Der erste Grund wird also darin sich zeigen, daß sie eine wesentlich menschliche Tugend darstelle, die daher als solche, auch außerhalb der Kirche, von allen Gebildeten anerkannt wird. Je tiefer der Verfall eines Volkes in sclavische Knechtschaft und dumpfe Rohheit, desto widriger und gehässiger wird auch seine Unmenschlichkeit hervor

treten, da nach Maßgabe der Verfinsterung des Selbstbewußtseins und Gewissens die niedrigen Triebe der Thierheit die Oberhand gewinnen. Unter den Muhamedanern zogen ehedem gewiße Derwische als zudringliche Bettler mit einem großen Spiegel umher, den sie Jedem vor Augen hielten, von dem sie ein Almosen begehrten. Ihre Absicht dabei war diese, den Leuten durch das Anschauen der eigenen Gestalt in Erinnerung zu bringen, daß sie Menschen und als solche zur Menschenfreundlichkeit (Humanität) verpflichtet seien.

Wie undenkbar aber die sittliche Güte sei, die durch keine Mittheilung sich äußert, dieß lehrt der hl. Leo der Große in bündigen Worten: „Niemand, der wahrhaft gut, ist gut für sich allein, noch war je die Weisheit eines Weisen ausschließlich ihre eigene Freundin.“ Jede Thorheit und Ungerechtigkeit hat ihren Ursprung aus der Selbstsucht, die in allen Dingen nur nach dem strebt, was ihr Ehre, Genuß und materiellen Nutzen in Aussicht stellt, ohne sich um Gottes Gesetz und Huld oder um das Wohl der Gesellschaft sonderlich zu kümmern, so daß sie in der Härtigkeit des Herzens gleichsam auf einem Isolirschemel ihren Sitz nimmt, um von dem Wohl oder Weh der übrigen Menschen unberührt zu bleiben. Eben daraus aber ist schon der andere Grund zu erkennen, durch welchen die hohe Würde der menschenfreundlichen Gesinnung erwiesen wird. Denn sofern dieselbe als ungeheuchelte und echte Tugend sich bewähren soll, schließt sie den Hochmuth, die Geringschätzung des Nächsten, die ekle Vornehmthuerei, den Geiz und Neid, die überbequeme Trägheit, die Ueppigkeit und alle anderen

Laster der Eigensucht aus, welche die übrigen Menschen nur als ein Mittel für ihre Zwecke und Gelüste betrachtet. Was hingegen zur beharrlichen Uebung jener Tugend erfordert wird, ist aufrichtige Demuth, herzhafte Selbstbeherrschung, lebendiger Glaube und Geduld, die ein vollkommenes Werk hat. Wird sie aber in solcher Wahrheit geübt, so erwirbt sie auch die Macht, die Menschen zur Würde der Kinder Gottes zu erheben, die nämlich zur Aehnlichkeit des himmlischen Menschen und seiner jungfräulichen Mutter gelangt sind, und denen er die seligen Worte zuruft: kommet, ihr Gesegneten meines Vaters. — Welchen Gläubigen kann diese Wahrheit fremd geblieben sein, und doch, in welchem Grade wird sie im gemeinen Leben anerkannt und beherzigt? —

Alte Chroniken erzählen von einem Araber oder Morisken in Spanien, zu welchem ein weitgebietender Herr (die Erzählung bezeichnet ihn als Karl den Großen) eine solche Zuneigung gefaßt haben soll, daß er sich viele Mühe gab, den Anhänger des Islam für den christlichen Glauben zu gewinnen. Einmal ward dieser maurische Ritter vom Kaiser zur Tafel geladen, an welcher täglich auch irgend ein Dürftiger Theil nahm. Der Kaiser saß oben an auf einem erhöhten Platze; der Dürftige weit unten an einem kleinen und niedrigen Tischchen. Nachdem der Moriske das eine Weile sich angesehen, fragte er, was es mit der Anwesenheit dieses Armen zu bedeuten habe? Der Kaiser erwiederte: es ist einer von den dürftigen Brüdern Christi, und die Wohlthat, die ich ihm erweise, betrachtet der Herr als eine solche, die an Ihm selbst geübt worden; so lautet seine

eigene Lehre. Darauf entgegnete der Ritter in einer sehr freimüthigen Weise. Ich muß gestehen, sprach er, daß ich in der Anordnung, die ich hier beobachte, keine sonderliche Weisheit entdecken kann. Wenn Euer Glaube Euch lehrt, in diesem Dürftigen Euren Herrn zu sehen, warum lasset Ihr ihn bei magerer Kost und im letzten Winkel auf der Erde sitzen, während Ihr obenan den Ehrenplatz einnehmt? Meines Bedünkens solltet Ihr gerade das Umgekehrte thun!

Sofern diese Geschichte sich wirklich ereignet hätte, müßte man die scharfe Rüge des Fremdlings dahin berichtigen, daß die irdische Ordnung der Gesellschaft, die Unterschiede des Ranges und der Würde, die Verhältnisse der Machthaber und der Untergebenen durch das evangelische Gesetz keineswegs aufgehoben werden. Ganz unrecht hatte er aber doch nicht. Wie es den Priestern des alten Bundes vorgeworfen ward, daß sie die schlechtesten Stücke der Heerde für die Tempelopfer aussuchten,*) so wiederholt es sich gar oft, daß wir das Beste für uns behalten, das Geringste und wenigst Brauchbare dem Herrn oder seinen dürftigen Gliedern widmen. Daß auch im geselligen Umgange und Benehmen der Arme geringschätzig behandelt wird, bloß aus dem Grunde, weil er arm ist, dagegen hat schon der Apostel Jakobus eine nicht minder gerechte als strenge Rüge erhoben.**) Die christlich humane Gesinnung weiß die nothwendigen Unterschiede der bürgerlichen Stellung zu würdigen;

*) Malach. 1, 13—14.

**) Jak. 2. 2—3.

dabei aber gebietet sie Jedem, sich innerlich und vor Gott niemals edler und besser zu halten als die Anderen. —

Es war in den Zeiten der Türkenkriege, daß die christlichen Truppen einmal (im Jahre 1539) bei Essegg in große Gefahr geriethen. Nachdem die Reiterschaaren die Flucht ergriffen hatten, wendete sich der Befehlshaber, ein Graf Lodron, an das Fußvolk, und ermunterte dasselbe in kräftiger Anrede, den Muth nicht aufzugeben und als wackere Krieger Stand zu halten. Da trat jedoch ein deutscher Landsknecht hervor und sprach: Mein frommer Herr, Ihr habt leicht reden. Ihr habt sechs Füße, wir Anderen besitzen deren nur zwei. Mit Euren sechs Füßen könnt Ihr, wenn der Feind zu stark wird, gar schnell das Weite suchen; uns aber ist das nicht gegönnt. Lodron verstand die Rede; augenblicklich stieg er vom Pferde, gab demselben den Todesstoß und rief: Auch ich will fortan nur von zwei Füßen Gebrauch machen und jede Gefahr mit Euch theilen. —

Wir werden jenem Soldaten nicht Recht geben, der so kühn und unbotmäßig sich ausgesprochen; um so rühmlicher hingegen ist die That des Anführers, der, um die Seinigen zu ermuthigen, auf die eigene Sicherheit verzichtete. — Unendlich erhabener ist die erlösende That des Herrn, der von der unendlichen Hoheit, die er in der Wesensgleichheit des Vaters besaß, in unsere Tiefen herabgestiegen, und seiner Glorie sich entäußernd, unserer Niedrigkeit sich ähnlich gemacht, unsere Todesnoth auf sich genommen hat. Seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit, seiner demuthvollen, alle Menschen umfassenden Liebe

steht Niemand näher als seine jungfräuliche Gebärerin, die wir nach ihrem Ursprung wie nach ihrem Leben, Wirken und Dulden als die Makellose verehren. Wie wollen wir auf ihre mütterliche Huld und Fürsprache rechnen, sofern wir nicht bemüht sind, von Hoffart, Unsitte und Böswilligkeit unser Herz rein zu halten, und unsern Beruf zur Kindschaft Gottes durch gute Werke sicher zu stellen? Wie innig und angelegentlich ist das Verlangen nach dieser Reinheit, wie es in den Psalmen sich ausspricht! „Möge mein Herz fleckenlos werden durch die Beobachtung Deiner Gebote, damit ich nicht beschämet werde! Von verborgenen Fehlern mache mich rein, o Herr, und Bosheiten entferne von mir, daß sie mich nicht beherrschen. Dann werde ich schuldlos sein und rein von großem Frevel; dann wird die Rede meines Mundes, die Gesinnung meines Herzens Wohlgefallen finden vor Deinem Angesichte!" Dieß Verlangen will die heilige Jungfrau in unserer Seele lesen; dann wird sie auch mit ihrer Fürbitte uns beistehen, damit wir Alle, welchen die Güte und Menschenfreundlichkeit ihres göttlichen Sohnes erschienen ist, nüchtern, gerecht und gottergeben wandeln, entgegen harrend der Offenbarung seiner Glorie.

Zweiter Vortrag.*)

„Maria aus der geboren ward Jesus, der genannt wird Christus.“ (Matth. 1, 16.)

Eingang.

Der Kreislauf des katholischen Kirchenjahres ist im Kleinen ein Abbild der Geschichte des Heils, die seit dem Anfange des Menschengeschlechtes alle Zeiten umfaßt. Darum beginnt dieser Kreislauf mit dem Advente, als einer Reihe von Tagen, welche, durch einen Rückblick auf die vorchristliche Zeit, der Feier der Zukunft des Erlösers gewidmet sind. Der Advent hat sonach eine prophetische Bedeutung; und auch das Fest der makellosen Empfängniß Mariä, oder ihrer ursprünglichen, von keiner Erbschuld verdunkelten Reinigkeit, kann als ein prophetisches Fest betrachtet werden, weil es mit der Verheißung und der Zukunft des Heilands auf's innigste verflochten ist.

Nun begehen wir aber heute in diesem Gotteshause noch ein anderes Fest, das nicht sowohl vorwärts auf

*) Gehalten im Jahre 1857 in der Ordenskirche in Wien zur Feier der Secundiz des Jubilarpriesters Petrus Becker, emerit. Provinzials und Definitors der Capistraner Provinz.

die Zukunft, als vielmehr auf die Vergangenheit zurückweiset. Heute nämlich sind es volle fünfzig Jahre, seitdem ein verdienstvoller Veteran des seraphischen Ordens zum ersten Mal das hochheilige Opfer celebrirt hat, so daß ihm die seltene Gnade zu Theil geworden, mit dankbarem Herzen seine sogenannte Secundiz zu feiern. Was haben nun diese beiden Festlichkeiten, deren Richtung so verschieden, mit einander gemein? Wo ist der Grundgedanke, der, beiden gleich wesentlich, sie mitsammen vereinigt? Wir finden ihn, ohne lange zu suchen, in den Schlußworten unseres Evangeliums enthalten: „Maria, aus der geboren ward Jesus, der genannt wird Christus."

Was soll nämlich näher bezeichnet werden durch diese zweifache Benennung? Der Name des Wunderbaren, der, aus Maria geboren, als neuer und himmlischer Mensch, als Sohn der Jungfrau in unsere Welt eingetreten, ist Jesus; der andere, ihm gleich wesentlich eigene Name, der sein Amt, seine Sendung und Würde bezeichnet, ist Christus. Christus aber ist ein Wort, das genau das Nämliche bedeutet, wie in der Sprache des alten Bundes Messias, und in dem deutschen Ausdrucke der Gesalbte. So wird schon im prophetischen Psalme von ihm gesagt: „Gefunden (auserwählt) habe ich David, meinen Knecht, und mit meinem heiligen Oele ihn gesalbt." So bei dem Seher Jesaias: „Der Geist des Ewigen ist über mir, weil er mich gesalbt hat, damit ich Heilung bringe denen, die zerknirschten Herzens sind, und den Gefangenen ankünde die Vergebung." So wird dem Seher Daniel das Maß der Zeiten

bestimmt, nach deren Ablauf der Allerheiligste gesalbt werden sollte. Selbst noch der Apostelfürst Petrus, da er den Cornelius und dessen Hausgenossen belehrt, verkündet ihnen Jesum von Nazareth, welchen der Ewige gesalbt hat mit dem heiligen Geiste und himmlischer Kraft.*)

Ueberall in diesen Aussprüchen ist die Salbung das Bild oder Zeichen und zugleich die Mittheilung entweder der königlichen oder der priesterlichen Würde. Der Sohn Davids aber, auf den die Worte sich beziehen: „Du bist Priester in Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedek," ist im höchsten Sinne sowohl der priesterliche König als der königliche Priester der Menschheit. Dieses ewigen Hohenpriesters jungfräuliche Gebärerin ist Maria; dieses ewigen Hohenpriesters irdischer Amtswalter und Vertreter ist der katholische Priester. Es kann Niemanden verborgen sein, daß daraus nicht bloß ein ganz eigenthümliches und einziges Verhältniß Mariä zu Christus, sondern auch ein eben so eigenthümliches Verhältniß des Priesters zu Mariä hervorgeht. Und wir dürfen nur diese beiden Verhältnisse etwas näher betrachten, um aus dem ersten die makellose Reinheit und Herrlichkeit Mariä, aus dem andern die hohe Aufgabe und Würde des Priesterthums zu erkennen. —

I.

Die Spätlinge der Pharisäer, die nach den Zeiten der Apostel gelebt, haben unter manchen andern geistlosen Fabeln auch diese erzählt: in den Tagen des Messias

---

*) Ps. 88, 21. Jesai. 61, 1. Dan. 9, 24. Apostelg. 10, 38.

werde die Erde fertiges Brot hervorbringen, das schmackhafteste Gebäck werde auf den Bäumen wachsen, und die reichste Auswahl köstlicher Seidenstoffe und Gewande, für Jedermanns beliebigen Gebrauch, überall umher liegen. Den Beweis dieser albernen Lehre meinten sie in den Worten des Propheten zu finden: „kommet und kaufet ohne Geld und ohne irgend einen Austausch.“ *) Weil aber solch ein glückseliger Stand der Dinge noch nirgends sich zeigen will, so zogen sie daraus den Schluß, daß der Messias noch nicht gekommen sei.

Was uns anbelangt, beschäftigen wir uns nimmer mit der Frage: „bist Du es, der kommen soll, oder müssen wir auf einen Andern warten?“ Wir stellen vielmehr für kleine und große Kinder den sogenannten Weihnachtsbaum auf, den wir mit mancherlei süßem und leckerem Backwerk, mit glänzenden und werthvollen Geschenken ausschmücken, und zwar zum Symbol und Zeichen, daß der Messias, der heilige Christ bereits gekommen sei. Wir wissen aber auch, daß es unendlich höhere und bessere Gaben sind, die er mit seiner beseligenden Ankunft uns gebracht hat, wie dieß der heilige Petrus in den Worten ausspricht: „Die Gnade und der Frieden mögen euch in Fülle verliehen werden, in der Erkenntniß Gottes und Jesu Christi, unseres Herrn, durch welchen er die größten und kostbarsten Verheißungen uns geschenkt hat, damit wir mittelst derselben der göttlichen Wesenheit theilhaft werden.“ **)

*) Jesai. 55, 1.

**) 2. Petr. 1, 2—4.

Wie verstehen wir diesen Ausspruch, in welchem dem Anscheine nach nicht alles klar genug sich darstellt? Gaben oder Geschenke gehören der Vergangenheit oder Gegenwart, je nachdem sie uns schon früher zugekommen, oder eben erst mitgetheilt werden; Verheißungen hingegen beziehen sich auf die Zukunft. Was uns geschenkt worden, das besitzen wir; was uns bloß versprochen wird, ist eben noch fern von der Erfüllung, und nichts weniger als unser Besitz. Wer wird da bei ähnlichen Anlässen nicht an das ironische, ehedem in Wien übliche Sprichwort erinnert: morgen verspreche ich dir etwas? oder an jenen polnischen Fürsten, den man, weil er viel versprach und die Erfüllung stets auf den nächsten Morgen aufschob, den König vom Morgenland nannte? Und wie redet nun der Apostel dennoch von den göttlichen Verheißungen so, als ob sie wirkliche Gaben oder Geschenke wären, indem er von denselben aussagt, daß sie uns geschenkt worden seien?

Um diese Frage zu lösen, müssen wir zwischen den Gaben der göttlichen Huld gehörig unterscheiden. Jene kostbaren, jeden irdischen Begriff übersteigenden Güter, die uns verheißen werden, sind die der Seligkeit und Glorie. Sie werden den Gottgetreuen für die Zukunft verwahrt und aufbehalten, da sie im jetzigen Erdenleben nicht zum Vorschein gelangen können. Es gibt aber noch andere göttliche und unschätzbare Güter, die wir schon hienieden empfangen, wie z. B. das Licht der Wahrheit, die Kraft des Glaubens, die Stärkung des sittlichen Willens, und dieß sind die Gaben der göttlichen Gnade, welche, wohl benützt und angewendet, uns so gewiß für

die künftigen Güter befähigen, und ein so sicheres Unterpfand dieser letzteren bilden, daß aus diesem Grunde auch die himmlischen Verheißungen schon als Geschenke zu betrachten sind.

Was ist nun aber die Gnade selbst? Wo und worin besteht ihr geheimnißvolles Wesen und Wirken? Ohne Zweifel in jenem wunderbaren wechselseitigen Lebensverkehr mit Gott, der uns zur Theilnahme am göttlichen Leben erhebt, und durch welchen uns gegeben ist, von Gott geliebt zu werden, und auch unsererseits Ihn zu lieben. Diese Gnade ist es, von der Johannes redet, da er freudig ausruft: „Sehet, welche Liebe der Vater uns gegeben hat, daß wir Kinder Gottes genannt werden, und als solche in der That uns bewähren!" *) Mit diesen Worten zeigt er schon auf Denjenigen hin, den wir anbeten als den Urheber und Vollender unseres Heils. Denn seitdem jene Lebensverbindung mit Gott durch die Schuld des Menschen zerrissen ward, ist die Wiederherstellung derselben nur durch den Einen und Einzigen möglich geblieben, der als Gottes- und Menschensohn durch seine Gerechtigkeit und Heiligkeit unser Mittler, Versöhner und Hohepriester geworden.

Wir wollen, wenn auch nur im Vorübergehen, und um zu dem eigentlichen Gegenstand unserer Erwägung zu gelangen, die Schilderung vernehmen, die der Apostel Paulus von dem göttlichen Mittler entwirft, insofern dieser als Priester und Opfer zugleich für uns eingestanden. „Eines solchen Priesters bedurfte es für uns,

*) 1. Joh. 3, 1.

der da war heilig, unschuldig, unbefleckt, von den Sündern abgesondert, und erhabener als die Himmel, der auch nicht gleich jenen des alten Bundes nöthig hatte, zuerst für sich zu opfern, und dann erst für das Volk." *) Heilig wird Christus, zunächst als Menschensohn, hier genannt, weil seine Menschheit von allem Anfang her dem ewigen Worte geweiht, und in die persönliche Einheit desselben unzertrennlich aufgenommen war. Unschuldig, weil sein ganzer Wandel lauter Wohlwollen, Sanftmuth, Wahrheit und Güte zeigte, ohne Falsch, ohne mindeste Spur jener Selbstsucht, von welcher alle übrigen Menschen befangen sind. Unbefleckt, als das makellose Lamm: weil nicht bloß von jedem Fehler und Gebrechen rein, sondern auch keiner Sünde fähig. Und gleichwie er selber bezeugt hat: ihr seid von unten, ich bin von oben, so war er, als neuer und himmlischer Mensch, ohne irdischen Vater, von allen Uebrigen abgesondert, und deßhalb auch, durch seine persönliche Einigung mit Gott, sowie durch seine ewige Verklärung über die Himmel und die Himmlischen erhaben.

Dieß alles vorausgesetzt: wie urtheilen wir nun und was halten wir von jener Auserwählten, die so ganz schlicht und einfach in den Worten geschildert wird: „Maria, aus der geboren ward Jesus, der genannt wird Christus?" Da sie von den Himmlischen selbst als die Gnadenvolle gepriesen wurde, so war auch die Fülle der göttlichen Huld in ihrer Seele. Da der Engel sie grüßte: „der Herr ist mit dir," so konnte sie auch

*) Hebr. 7, 26.

niemals von Gottes Liebe getrennt gewesen sein. Da sie die Gesegnete unter den Frauen ist, deren Leibesfrucht das Heil und der Segen der ganzen Menschenwelt, so ziemte es sich, wie Ambrosius lehrt, daß ihr vor Allen die Frucht dieses Heiles zu Theil wurde. Früher schon hat Cyprianus in ähnlicher Weise bemerkt, daß die seligste Jungfrau an der Schuld der übrigen Sterblichen keinen Antheil hatte. Auch von ihr also, wiewohl in untergeordneter Weise, dürfen wir aussagen, daß sie heilig ist, weil seit Jahrtausenden vorerwählt und Gott gewidmet; unschuldig, makellos, und von den Sündern abgesondert, weil sie nicht erst, gleich den Uebrigen nöthig hatte, den alten Menschen auszuziehen sammt seinen Lastern und Begierden; auch über die Himmel erhaben, weil sie selber ein lebendiger Gottestempel geworden Darum hat die Kirche von jeher auf sie die Worte des hohen Liedes angewendet: „Vollkommen schön bist Du, und keine Makel ist an Dir.“

Wollen wir nun über diesen Vorzug, durch welchen Maria auch vor allen Frommen und Gerechten sich auszeichnet, uns näher verständigen, so kann uns eine kleine Begebenheit den Weg dazu bahnen. Ein in seinem Fache sehr gelehrter Mann, der als Rector der Schule von Duisburg in Ansehen stand, Magister Gelendorp, ging einst mit dem Herzoge von Jülich durch die Straßen der Stadt. Sie begegneten vielen adeligen Herren und Frauen, auch wohlhabenden Bürgern, die sammt und sonders, wie es der große Prunk und Luxus jener Zeit mit sich brachte, sehr stattlich und prächtig gekleidet waren. Alle diese salutirten den Herzog mit geziemender

Ehrerbietung, und dieser unterließ nicht, die Höflichkeit zu erwiedern; Gelendorp hingegen, sein Begleiter, behielt stets den Hut auf dem Haupte, ohne ihn auch nur zu lüften. Als aber ihr Weg sie vor einem Kaufladen vorüber führte, vor welchem die feinsten Kleiderstoffe von Sammet und Seide zur Schau ausgestellt waren, zog er seinen Hut ab, und verneigte sich tief. Da fragte der Herzog verwundert: Was soll das bedeuten? Vor Leuten aller Stände, Hohen und Niederen, gehst du achtlos vorüber, und hier auf einmal wirst du so höflich; wem gilt dein Respekt? — Ich ehre, erwiederte der Magister, diese reine und fleckenlose Seide, vor der ich eine viel größere Hochachtung hege, als vor Jenen, die solche schmucke Gewande an sich tragen, innen aber voll Unlauterkeit und Laster sind.

Wir werden uns schwerlich geneigt fühlen, in den herben und harten Ton dieses Mannes einzustimmen, und durch ein so allgemein wegwerfendes Schmähwort uns selber mit zu verurtheilen. Auch kann es uns nicht verborgen bleiben, daß solch ein Urtheil nicht bloß deßhalb anstößig und irrig sei, weil es die Liebe verletzt, sondern auch aus dem Grunde, weil es der kirchlichen Glaubenslehre, und somit der Angelegenheit unseres Heiles zuwider läuft. Der Mann, der es ausgesprochen, war kein Katholik; er hielt zu jener Lehre, welche die angeborne unordentliche Begierlichkeit, die Hinneigung zum Bösen oder die Concupiscenz, die bloß eine Folge der Erbsünde ist, mit dem Wesen derselben, nämlich mit der Erbschuld verwechselt. Die katholische Kirche belehrt uns eines andern. Die ungesühnte Schuld ist allerdings

eine häßliche Makel, die an der Seele haftet, eine Verdunklung und Schmach derselben, eine Entstellung ihrer sittlichen Würde. Die gesühnte Schuld hingegen ist getilgt und aufgehoben durch die Rechtfertigung und Heiligung, welche die Gnade Christi bewirkt; wie dieß in den Psalmesworten angedeutet ist: „Du wirst mich rein machen, und ich werde weißer werden als der Schnee." Allerdings geschieht diese Läuterung nicht auf einmal, da die böse Neigung immerfort bewacht und bekämpft werden muß. Weil jedoch diese Neigung an sich noch keine Schuld ist, so darf man von den Gläubigen, die im Gottesgehorsam wandeln, nimmer aussagen, daß sie voll der Unlauterkeit und Laster seien.

Ganz anders verhält es sich mit der Wunderbaren und Hehren, deren Würde und Bestimmung so einzig ist, daß wir in dem Heiligthum ihres Herzens auch nicht die mindeste Spur einer selbstsüchtigen Regung oder Neigung voraussetzen dürfen. Sie ist makellos im ersten Beginne ihres Daseins, wie in ihrem ganzen Leben und Wandel, und dieß nicht bloß, weil sie die Gottesgebärerin oder die Mutter des Herrn, sondern auch, und zwar vorzugsweise, weil sie die Magd des Herrn ist. Wer die Sünde begeht, wird ein Knecht der Sünde, und wenn er irgend einem Abgott, einer bösen Lust oder Leidenschaft sich unterwürfig gemacht, bleibt er, so lange diese Knechtschaft ihn gefangen hält, unfähig, ein Knecht Gottes zu sein, da Niemand zugleich zwei so ganz entgegengesetzten Gebietern zu dienen vermag. Selbst der Gläubige, der, von der Gnade beschirmt, im Lichte wandelt, hat tagtäglich Mühen und Kämpfe, um

sich selbst und alle die inneren Regungen zu überwinden, die vom Gehorsam Christi ihn abhalten und den Frieden seines Herzens stören. Jede Aufwallung des Zornes, jede Anwandlung von Hochmuth oder Neid, jede Hinwendung zu unlauteren Gedanken ist schon, wenigstens für den Augenblick hinreichend, der wesentlichsten Aufgabe des Lebens uns vergessen zu machen.

Wie könnte es nun denkbar sein, daß die heilige Jungfrau, die sich selber nicht anders als eine Magd Gottes genannt, jemals eine solche Störung oder Trübung ihres freudigen Gehorsams erfahren, daß sie je an eine andere Dienstbarkeit sich gebunden gefühlt hätte? Sie war die reinste und vollkommenste Dienerin des Herrn, weil sie, durch Gottes wunderbare Machtwirkung und stete Beschirmung, von jedem Keime sündhafter Unordnung, sowie von jeder persönlichen Sünde frei geblieben. Ja, was noch mehr ist: nicht deßhalb war sie eine Magd des Herrn, weil und nachdem sie die Mutter des Herrn geworden; sondern sie ward die Mutter des Herrn, weil sie früher schon eine vollendete Magd des Herrn gewesen. „Der Herr," so bezeugte sie ja selber, „hat die Niedrigkeit (Geringheit) seiner Magd in Huld angesehen; von nun werden mich selig preisen alle Geschlechter." Durch ihre Demuth, wie Augustinus sagt, ist sie die himmlische Stufenleiter geworden, auf welcher der Ewige und Unsichtbare zur Erde herab gelangte. Und bedenken wir, daß er deßhalb als Mensch unter Menschen erschienen, um unser Mittler und Wiederhersteller zu sein; bedenken wir ferner, daß er nicht bloß Einmal im Mysterium der Menschwerdung in unsere

Tiefen herab gestiegen, sondern auch als unser Mittler und Ernährer noch immer und fortwährend uns heimsucht, so lenkt uns dieser Gedanke auf den priesterlichen Dienst, den der ewige Hohepriester eingesetzt, und somit auf den zweiten Gegenstand, den wir zu betrachten uns vorgenommen.

II.

Es ist uns ein lehrreiches Gleichniß aufbehalten, welches der selige Alexander Luzagius oft zu wiederholen liebte. Wenn wir nämlich die Dienste und Aufopferungen, die einem in Gefangenschaft und Armuth gerathenen Fürsten von seinen treuen Untergebenen dargebracht werden, mit den Huldigungen vergleichen, die er im Stande seines Glückes und seiner Herrlichkeit empfängt, und wenn dann die Frage entsteht, welche von beiden ihm dankenswerther und rührender erscheinen? so werden wir ohne Zweifel den ersteren den Vorzug geben. In ähnlicher Weise, so weit solch ein Gleichniß genügen kann, dürfte die Verehrung und Huldigung, mit der wir Christum im Altarsgeheimnisse anbeten, ihm wohlgefälliger sein, als die ihm von den Engeln und Seligen in seiner himmlischen Herrlichkeit erwiesen wird. Denn obwohl er auf Erden in Armuth und Niedrigkeit erschienen, so ist dennoch seine Glorie, als des Eingebornen vom Vater, sichtbar geworden an seinem Wandel, Wort und wunderbaren Wirken. Seit er aber im Glanze seiner Verklärung über alle Himmel erhöht ist, hat er seine erneuerte wesenhafte Gegenwart unter uns, die kein irdisches Auge zu schauen vermag, unter den Gestalten

des Sakramentes verhüllt, welches vor allen übrigen das Mysterium des Glaubens genannt wird, und den vollen und dankbaren Gehorsam des Glaubens fordert.

Wenn nun der ewige Gottessohn, das göttliche Wort, vermittelst der Menschwerdung in unsere Erdenwelt herabgekommen ist durch die seligste Jungfrau; welche Art von Vermittlung ist es, durch welche der verherrlichte Hohepriester jetzt seine Ankunft auf Erden erneuert? Wir wissen, daß er den Aposteln, als seinen Sendboten und Stellvertretern, und nach ihnen den Priestern drei Güter oder Gaben anvertraut, und sie zur Ausspendung derselben bevollmächtigt hat. Alle drei sind darauf berechnet, die Seelen der Menschen von der Knechtschaft und Makel der Sünde zu befreien. Die erste ist das Lehrwort des Glaubens, der die Herzen reinigt und läutert;*) denn das Gesetz Gottes ist unbefleckt, es bekehret die Seelen, und das Heil ist Allen verheißen, die das Wort Gottes hören und es treu bewahren. Die zweite Gabe, hervorgehend aus dem Opferverdienste Christi und der Kraft des heiligen Geistes, ist die Nachlassung und Tilgung der Sünde, oder die Rechtfertigung und Heiligung, mittelst der Sakramente der Taufe und der Buße. Die dritte Gabe ist die unblutige Feier des Opfers Christi, in welchem er sich selber dargebracht hat für die Kirche, damit sie heilig und makellos sei;**) sowie ferner seine, von diesem Opfer unzertrenn-

*) Apost. 15, 9.

**) Eph. 5, 27.

liche, leibhafte, wiewohl verhüllte Gegenwart im Sakramente des Altars, welches, als Arzenei und Speise der Seelen, sie läutert und kräftigt.

Hat nun Christus, bei der Einsetzung dieses Mysteriums, den Aposteln und ihren Nachfolgern Sich selber gleichsam in die Hand, und sein allmächtiges Wort in ihren Mund gelegt, wie sollten wir an dieser göttlichen Anordnung nicht sogleich ein eigenthümliches Verhältniß zu jener Auserwählten erkennen, die wir als Mutter und Magd des göttlichen Mittlers verehren? Welch eine wunderbare Verwandschaft, welch eine unaussprechlich lebendige und innige Beziehung des Priesterthums zur Mutterwürde der seligsten Jungfrau! Wie er in seiner Kindheit auf den Händen der jungfräulichen Mutter dem ewigen Vater für die Menschen sich darbrachte, so nunmehr in seiner verhüllten Gegenwart in den Händen des Priesters.

War demnach Maria im Bekenntniß und Werk die unterwürfigste und sorgfältigste Magd des Herrn, so muß der Priester es als das Höchste und Wünschenswertheste verlangen und anstreben, daß er zu bekennen sich getraue: „O Herr, ich bin dein Knecht; dein Knecht bin ich und ein Sohn deiner Magd.“ *) Er wird auf dieses Bekenntniß noch nähern Anspruch haben, wenn er, abgesehen von seinem priesterlichen Beruf, auch außerdem durch die religiösen Gelübde sich verpflichtet und gebunden hat, im Dienste Gottes den Weg der evangelischen

*) Psalm 115, 16.

Armuth und Demuth zu wandeln, indem er mit dem Priesterstande den Ordensstand verbindet.

Dieß nun ist das zweifache Band der Dienstbarkeit, in welcher unser ehrwürdiger Jubilar einen langen und mühevollen Lebensweg zurück gelegt hat. Bevor er die priesterlichen Weihen empfangen, war er bereits in jenen segensreichen, vom seraphischen Vater Franziscus gegründeten Orden eingetreten, der, fast über alle Welttheile verzweigt, schon im Mittelalter bis in die fernen Steppen des mongolischen Hochlands und in die Hauptstadt von China den Weg gefunden. Wie eifrig er aber diesem doppelten Berufe, des Religiosen nämlich und des Priesters, gerecht zu werden gestrebt, davon geben die vielen Mühen und Anstrengungen Zeugniß, durch welche er sowohl in der Ausübung der Seelsorge überhaupt, als auch insbesondere für das Gedeihen seines Ordens manch ein namhaftes Verdienst sich erworben.

Es gab eine Zeit, da in Wien und dem Kronlande Oesterreich nicht bloß die Wirksamkeit des seraphischen Ordens gesunken, sondern auch das Fortbestehen desselben zweifelhaft geworden war. Die österreichische Ordensprovinz, welche, nachdem sie durch den heiligen Johannes Capistranus reformirt worden, unter dem Titel des heiligen Bernardin von Siena lange Zeit in schönster Blüthe gestanden, war durch mancherlei Geschicke und zerrüttende Schädlichkeiten dergestalt herab gekommen, daß sie dem Erlöschen nahe, und gleichsam dem Untergange geweiht schien. Die einzige Hilfe, die sich darbot, bestand darin, den hinwelkenden Zweig dem nächsten lebenskräftigen Aste einzupfropfen, mit andern Worten:

die Ordensgemeinden Niederösterreichs der Capistranischen Ordensprovinz einzuverleiben, und von dieser aus zu erneuern. Dieses große und folgenreiche, in der Unternehmung wie in der Durchführung gleich schwierige Werk war es, welches unser Jubilar zur Zeit, da er der Capistranerprovinz als Provinzial vorstand, mit beharrlicher Mühe und nicht geringen Opfern im Jahre 1825 zu Stande gebracht hat.

Noch ein anderer Erfolg seiner Bemühungen ist hier einer besonderen Erwähnung werth, und wäre es auch nur, weil dieser Erfolg unmittelbar vor unseren Augen sich darstellt. Die Wölbungen, die Pfeiler, die Altäre des Gotteshauses, in welchem wir eben versammelt sind, waren nichts weniger als rein und makellos, sondern von jenen Schichten bedeckt und verunziert, wie sie durch Staub und Nässe in einer langen Reihe von Jahren an den Wänden sich lagern. Nachdem es nun unserm Jubilar, zur Freude seines Herzens, unter dem Schutze der Gottesmutter und des heil. Patriarchen Franziscus, gelungen war, den Orden in Wien aufrecht zu erhalten, hat er auch, Himmel und Erde bewegend, und von allen Seiten mit Beiträgen unterstützt, seine ganze Thatkraft zur Erneuerung dieses Gotteshauses aufgeboten, bis er (im Jahre 1831) dahin gelangte, es von Spinnengeweben, Staub und Schmutz zu reinigen, den Gemälden und Standbildern neuen Glanz zu geben, das Mauerwerk und die Altäre wieder würdig zu schmücken.

Und da er nun heute, nach zahlreichen Wanderungen und Missionen, die ihn bis Syrmien und in die türkischen

Grenzlande geführt, nach gefahrvollen Krankheiten und schmerzlichen Leiden, und nachdem er viele seiner Brüder und Berufsgefährten ins Grab sinken gesehen, durch Gottes Huld das Glück erlebt hat, in diesem von ihm renovirten Hause seine Sekundiz zu halten, und durch dieselbe gleichsam seine Primiz und seine Jugend zu erneuern: was für Empfindungen des Dankes und der Wonne müssen da nicht sein Herz bewegen! Sie finden ihren Ausdruck in den Worten des Psalmes: „Wie liebe ich deine Wohnungen, o Herr der Heerschaaren; meine Seele erfreut sich an den Vorhöfen des Herrn." Und Alle, die an seiner Freude herzlichen Antheil nehmen, stimmen ein in jenen Stufenpsalm: „Wohlan, nun preiset den Herrn, alle ihr Diener des Herrn, die ihr stehet im Hause des Ewigen, in den Vorhöfen des Hauses unseres Gottes!"

Was bedeuten diese eigenthümlichen Ausdrücke? Was ist das Haus, was der Vorhof? Wieso stehen wir im Hause, und doch wieder nur im Vorhof? — Das Haus ist der Tempel Gottes, der Himmel der Seligen, den die Klarheit Gottes erleuchtet; die Vorhalle, der Vorhof ist das Reich des Glaubens, die heilige Kirche auf Erden. Dort ist die Glorie heimisch, hier die Gnade; dort Christus in Herrlichkeit, zur Rechten der Macht des Vaters, hier weilt er im Vorborgenen, unter der Hülle der Gestalten oder der irdischen Stoffe und durch Glauben und Liebe in den Herzen den Seinigen. Dort ist die Fülle der Güter des ewigen Lebens, hier, wie wir bereits aus dem Munde des Apostelfürsten vernommen, sind die großen und kostbaren Verheißungen,

die Gott uns geschenkt hat, damit wir mittelst derselben der göttlichen Wesenheit theilhaft werden. Und da diese Verheißungen von Seite Gottes untrüglich sind, so dürfen wir, obwohl noch im Vorhofe stehend, doch schon als Bewohner des Hauses Gottes uns betrachten.

Aus eben diesem Grunde ist auch unser Aufenthalt im Vorhofe nicht ohne Licht und Freude, so sehr auch das Erdenleben durch Leiden und Kämpfe getrübt wird. Und welchen Antheil hat nicht Maria an der Quelle dieses Trostes? — Es war im Jahre 1269, als der Gebieter von Neapel, Carl von Anjou, in Florenz seinen feierlichen Einzug hielt. Um diesen Fürsten würdig zu ehren, wählten die Florentiner das Beste, was sie ersinnen konnten. Eben hatte der große Meister Cimabue, der Vater der italischen Malerschulen, ein großes Bild der Gottesmutter vollendet, das noch in seiner in der Vorstadt gelegenen Wohnung sich befand. Dorthin geleiteten sie im glänzenden Zuge mit Musik und wehenden Fahnen den König, und übertrugen das Bild in die Hauptkirche der Stadt. Die Freude und der Jubel dieses Tages war so groß und allgemein, daß von nun an die eben erwähnte Vorstadt „Borgo allegri“ genannt wurde.

Auch unsere Erdenheimat ist noch nicht die herrliche Gottesstadt selbst, sondern bloß eine Vorstadt, eng und dunkel, voll der Drangsale und Gefahren. Dennoch ist sie zum Vorhof des Himmels, zur Stätte der Freudigkeit erhoben, seitdem die königliche, makellose Jungfrau auf Erden gewohnt, die Ursache unserer Fröhlichkeit, die hehre, segenvolle Mutter des Erlösers und Hohenpriesters;

Maria, die Mutter Jesu, der genannt wird Christus. Möge sie in ihrer mütterlichen Huld unsern ehrwürdigen Jubilar beschützen, daß er seine irdische Pilgerfahrt in heiterem Frieden fortsetze; — möge sie uns Alle beschirmen, damit wir in aufrichtiger Gesinnung, in der Reinheit des Herzens vor Gott wandeln, und die Güter seiner Gnade treu bewahren bis zur Ankunft und Offenbarung der Glorie Jesu Christi. Amen.

II.

Mariä Reinigung.

Erster Vortrag.

„Das Licht zur Offenbarung an die Heiden, und die Glorie deines Volkes Israel." (Luc. 2, 31.)

Eingang.

In der Urheimat der Menschenwelt, die ein von Gott gepflanzter Garten genannt wird, entsprang, wie die heilige Geschichte berichtet, eine Quelle, die in vier große Ströme sich theilte. Da zwei dieser Ströme, der Euphrat und Tigris, in dieser namentlichen Bezeichnung allbekannt sind, so konnte man daraus so wie aus anderen Gründen den Schluß ziehen, daß jene gesegnete Landschaft auf einer Hochebene Asiens ihre Lage gehabt, so daß von einer beträchtlichen Höhe herab die vier Ströme nach allen Weltgegenden sich ergossen. Mehr davon zu wissen, ist uns nicht gegönnt. Die irdische Glückseligkeit des Menschen ging durch seine Schuld verloren; der Rückweg in die paradiesischen Gefilde ward ihm unmöglich gemacht, und so kann auch das Forschen darnach, in welcher Region der Erde das Paradies und seine Quelle zu suchen, keinen Nutzen gewähren.

Wir wissen jedoch von einer andern, unendlich höhern, unerschöpflichen Quelle, nämlich jener der ewigen Liebe, oder der göttlichen Huld und Gnade, die gleichfalls in vier unsichtbaren Strömungen die Fülle ihres Segens verbreitet. Sie sendet einen Strom durch die himmlischen Regionen, indem sie den Engeln, der ganzen seligen Geisterwelt sich mittheilt. Die anderen Strömungen, die von ihr ausgehen, ergießen sich in die Menschenwelt, um die Sünder aus dem Todesschlummer zu wecken, die Gerechten zu erleuchten und zu kräftigen, und dann noch, wie ehedem vor Christi Ankunft in den Limbus der Väter, so jetzt in das helldunkle Gebiet der leidenden Seelen, um sie in Hoffnung und Vertrauen aufzurichten.

Nun sind wir zur Ansicht berechtigt, und dürfen getrost es aussagen, daß alle diese Strömungen in Einer auserwählten Seele sich vereinigen, und zwar in der makellosen, erlauchten und demuthvollen Tochter Davids, der Blüthe am Stamme der Patriarchen, die wir unsere jungfräuliche und himmlische Mutter nennen. Denn wir erkennen und ehren in ihr nicht allein die Weisheit und Reinheit der Engel, die ursprüngliche Schönheit und innere Harmonie der Menschennatur, die Erhabenheit und Kraft des Glaubens und der Gottesliebe, welche durch das Feuer der Leiden erprobt ward; — wir wissen auch, daß alle Gnade und Wahrheit, die Rechtfertigung und Heiligung aus dem Mysterium der Menschwerdung als ihrer Quelle hervor gegangen, und ferner auch, wie innig dieses Mysterium mit der Erwählung der wunderbaren Jungfrau verkettet ist, die selber die Gnadenvolle genannt wurde.

Weil demnach alle Verheißungen des Heils in ihr zur Erfüllung gelangten, so steht sie in der Mitte der Zeiten, so daß sie der ganzen Vergangenheit nicht minder als der ganzen Zukunft, dem Alten wie dem Neuen Bunde angehörte. Sie ist die Königin der Erzväter und Propheten wie der Apostel und Jünger Christi; und darin liegt der Grund, daß die Festlichkeit, die wir heute feiern, nach den verschiedenen Beziehungen, die sie darbietet, auch mehrfache Namen trägt. Insofern nämlich dieses Fest auf den Alten Bund und die Vorschriften des Mosaischen Gesetzes zurück weiset, heißt es Mariä Reinigung. Nach seinem prophetischen Inhalt, d. h. in Bezug auf die Weissagungen erleuchteter Menschen, die im Tempel sich eingefunden, wurde es bei den Griechen das Fest der Zusammenkunft genannt. Nach seiner Bedeutung endlich für die gesammte Menschenwelt und insbesondere für die Kirche hat es den Namen der Messe, und in noch näherer Bezeichnung Mariä Lichtmeß erhalten. Auch hier also können wir, gleich den vier Strömungen, die aus Einer Quelle entspringen, an einem und demselben Mysterium eine vierfache Bedeutung nachweisen, welcher wir nun unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen.

I.

Es war um das Jahr 1630, als ein berühmt gewordener Missionär, Alfonso d'Andrada, die Canarischen Inseln besuchte, die bis ins vierzehnte Jahrhundert von einem heidnischen Volke (den Guanches) bewohnt waren. Er landete bei dieser Gelegenheit auch an der weltbekannten Insel, auf welcher der Pic von Teneriffa mit

seinem ungeheuren Felsenkegel über die Wolken ragt. Etwa dritthalb hundert Jahre vor Alfonso's Ankunft hatten hier die Hirten in einer Felsengrotte am Strande ein Steingebilde aufgefunden, das ihr Staunen erregte. Es war dasselbe eine etwas mehr als ellenhohe Statue, die das wohlgeformte Bildniß einer jugendlichen Frau darstellte. Auf dem einen Arme trug sie ein Knäblein, zwischen dessen Fingern eine Taube sich befand; in der andern Hand hielt sie etwas gleich einer Fackel oder Kerze. An dem blau gefärbten, mit Blumen verzierten Obergewande zeigten sich mancherlei Inschriften, die Alfonso, als er die Statue in Augenschein nahm, nicht ohne Mühe mit Hilfe einiger Eingebornen entzifferte. Am Saume des Gewandes oben waren die Worte geschrieben: „Das Bild der Mutter"; an der rechten Hand: „Ohne Anfang aus dem Allmächtigen gezeugt"; am Rande des Mantels: „Maria die Friedensbringerin"; am Aermel der rechten Hand: „Reinigung, des Kindes Darbringung."

Offenbar war dieses Standbild, über dessen Ursprung jede Nachricht mangelte, das Werk eines unbekannten christlichen Künstlers, der etwa, (da die Genuesen schon im dreizehnten Jahrhunderte die Inseln Madeira und Canaria besucht hatten) lange vorher nach Teneriffa gekommen und dort sich aufgehalten. Worüber jedoch kein Zweifel sein kann, das ist der Gegenstand, den es darzustellen bestimmt war. Die Taube, die Kerze sind, auch abgesehen von der Inschrift, zu deutliche Symbole, um nicht geradezu auf unser heutiges Fest hinzuweisen, welches eben sowohl der sogenannten Reinigung Mariä,

als der damit verbundenen Darbringung des Kindes Jesus im Tempel von Jerusalem gewidmet ist. Was aber der Grund und die Bedeutung dieser Vorgänge sei, darüber wird der Weltapostel uns in einer Stelle belehren, worin er den Unterschied des religiösen und sittlichen Lebens in den Zeiten vor und nach der Geburt des Erlösers schildert. „So lange Zeit der Erbe noch klein und unmündig ist, unterscheidet er sich nicht von dem Knechte, obwohl er der Herr (der Besitzer) von allem ist, sondern er bleibt unter Hütern und Aufsehern bis zu dem Zeitpunkt (Termin), den der Vater voraus bestimmt hat. Eben so auch Wir: so lange wir unmündig waren, blieben wir knechtisch dienstbar unter den Elementen der Welt (den ersten Anfängen äußerlicher religiöser Gebräuche). Als jedoch die Fülle der Zeit gekommen, sendete Gott von Sich aus seinen Sohn, geboren aus dem Weibe, geboren unter dem Gesetze, um diejenigen, die unter dem Gesetze waren, von der Herrschaft desselben zu erlösen (los zu kaufen), damit wir die Annahme (Adoption) zu Kindern empfingen." *)

Der Sinn der hier aufgestellten Vergleichung ist klar genug. Die Gläubigen im alten Bunde, obwohl zur Würde der Kinder Gottes und daher auch zu Erben des Reiches berufen, waren doch noch unmündig und daher im Zustande der Knechtschaft. Sie kannten mehrentheils nur den Buchstaben des Gesetzes und die Elemente

*) Galat. 4, 1—5. Der üblichen Uebersetzung: „unterthan dem Gesetze" ist der griechische Text entgegen, der in unverkennbarer Absicht und Präcision das Wort „geboren" wiederholt.

oder Anfangsgründe des religiösen Lebens, die in vielerlei vorbildlichen Gebräuchen, Brand- und Schlachtopfern, Waschungen, Verheißungen von zeitlicher Belohnung oder Strafe bestanden, und denen sie durch strenge Zucht sklavisch unterworfen waren, ohne den Geist dieser Uebungen und Vorbilder zu fassen. Noch weit entfernter und tiefer standen die heidnischen Völker, deren religiöse Meinungen und Gebräuche noch entschiedener als „Elemente der Welt" bezeichnet werden konnten, weil es die Weltmächte und die Naturkräfte oder Elemente waren (Sonne, Planeten, Luft, Quellen, Feuer, Meteore u. dgl.), denen sie göttliche Verehrung erwiesen. Als jedoch das von Gott gesetzte Zeitmaß erfüllt war, sendete Gott „aus Sich", d. h. aus seinem eigenen unendlichen Wesen seinen Sohn, der ewiglich „Gott von Gott, Licht vom Lichte" ist, in der Zeitlichkeit aber als vollkommener Mensch unter den Menschen, und zwar in dem hiezu erwählten Bundesvolke erschien. Darum war er nicht bloß geboren aus dem Weibe, sondern auch geboren unter dem (Mosaischen) Gesetze, dem er freiwillig unterworfen blieb, bis er die knechtischen Bande und den Fluch desselben durch den Gehorsam seines sühnenden Opfertodes tilgte.

Was zunächst hier für das Verständniß unseres Festes zu betrachten kommt, ist der Umstand, daß der Welterlöser und Gottgesalbte nach seiner Menschennatur als „Sproße aus der Höhe" nicht aus irgend einem heidnischen oder götzendienerischen Volke hervor treten konnte, sondern aus jenem allein, das durch göttliche Führung und Unterweisung die Anfangsgründe des wahrhaften Glaubens und der Hoffnung schon besaß,

und das in hundertfacher Weise belehrt und angeleitet war, die Zukunft des Heiles stets im Auge zu behalten. Weil er nun die Knechtsgestalt angenommen, um mit Ausnahme der Sünde in Allem seinen Brüdern ähnlich zu sein, und daher im Aeußerlichen auch als ein unmündiges Kind erschien, und in der Lebensentwicklung der Kindheit sich befand, so konnte während dieser Zeit auf Ihn selber das Wort angewendet werden: „So lange der Erbe unmündig, obwohl er der Herr und Gebieter aller Dinge ist, unterscheidet er sich nicht vom Knechte.“ Denn nicht allein blieb er der Pflege und Obhut seiner jungfräulichen Mutter und seines Nährvaters Joseph anvertraut, sondern, weil er „unter dem Gesetze geboren,“ war er auch den Vorschriften und Satzungen des alten oder mosaischen Bundes unterthan, die dazumal noch nicht aufgehoben waren, sondern in ihrer vollen Geltung bestanden.

Solche Vorschriften und Gebote waren es, welche Maria, wie unser Festevangelium berichtet, sowohl für sich selber als für ihr Söhnlein gewissenhaft vollzog. Die eine dieser Vorschriften machte es nämlich jeder Wöchnerin zur Pflicht, vierzig Tage nach der Geburt eines Sohnes im Tempel zwei Opfer darzubringen, ein Lamm und eine Taube als Brand- und Sündopfer, oder wenn bei Dürftigen die Mittel nicht zureichten, zwei junge Tauben. Da dieselben den Namen der Reinigungsopfer trugen und als solche betrachtet wurden, so ist die Absicht ihrer Einsetzung nicht schwer zu errathen. Sie waren bestimmt, die Erinnerung an die Urschuld und Erbschuld festzuhalten, die es mit sich bringt, daß die

Menschen in einem der Heiligkeit Gottes mißfälligen, sündhaften Zustande geboren werden, sowie an den Fluch oder die Strafe, welche auf Eva, als der Mutter einer sündhaften Menschheit gelegt worden, aber auch an den Segen der Verheißung und der künftigen Sühnung, auf welche jener Opferdienst vorbildlich hinzeigte.

Ob dieses Gesetz auch auf Maria, die Gesegnete unter den Frauen, sich erstrecken konnte, ob sie gleich den Uebrigen an diese Vorschrift gebunden war, darüber werden wir keines Nachsinnens bedürfen. Die Vorerwählte aller Zeiten, die Verheißene, deren Sohn das Haupt der Schlange zertreten, die Macht des Bösen bewältigen sollte, die Mutter des Lebens und Heils, auf welcher kein Fluch, sondern einzig nur die Fülle des Segens ruhte, stand hoch erhaben über der allgemeinen Verschuldung und Zerrüttung, und konnte daher auch, in ihrer makellosen Reinheit, keinem Ceremonial-Gesetz der Reinigung oder Sühnung unterworfen sein. Dennoch war es sowohl von den Zeitverhältnissen und der noch im Rechte stehenden alten Ordnung, als von ihrer eigenen Gesinnung geboten, daß sie es gewissenhaft befolgte. Es ziemte sich, wie Thomas von Aquin sagt, daß die Mutter in allem der Demuth ihres Sohnes verähnlicht wurde. Wie er, unter dem Gesetze geboren, den ganzen Gehorsam desselben erfüllte, so blieb auch sie diesem Gesetze ergeben.

Müssen wir nun darin die höchste Selbstverläugnung bewundern, daß sie, die ewig Jungfräuliche, deren durchaus wunderbare Mutterschaft nur durch ein neues Schöpfungswerk zu erklären ist, dennoch sich selbst

erniedrigend den übrigen Frauen oder Müttern ihres Volkes sich gleich stellte, so wird es doch andererseits nicht minder unsere Bewunderung erregen, bis zu welchem Grade der einzige Retter und Erlöser sich denjenigen ähnlich gemacht, die der Erlösung bedurften. Denn eben dieß Bedürfniß der Loskaufung ist es, auf welches die andere von Maria beobachtete Vorschrift sich bezog. Es mußte nämlich jeder erstgeborne Sohn im Tempel vor dem Angesichte Jehova's, des ewigen Gebieters, als dessen Eigenthum dargestellt, und durch einen bestimmten Lösungspreis (fünf Sekel betragend) gleichsam zurück gekauft werden. Auch diesem Gesetze gehorsam hat Maria dem Herrn ihren Einziggebornen dargebracht, als den Erstgebornen unter vielen Brüdern, welcher Ausdruck genau so viel wie das Haupt und den Hohenpriester der Menschheit bedeutet. Er zahlte in eben dem Sinne den Lösungspreis, in welchem er „um alle Gerechtigkeit zu erfüllen" aus der Hand des Johannes die Taufe empfing.

Zwölf Jahre später, nachdem er das gesetzliche Alter erreicht, stellte er im Tempel schon selber und in persönlicher Hingabe dem ewigen Vater sich dar, bereitwillig für das Werk, zu dem der Vater ihn gesendet. Hier aber, wo er noch im Säuglingsalter sich befand, und auf den Händen seiner Mutter getragen wurde, hatte seine Darbringung dennoch keine geringere Bedeutung. Denn es geschah nun zum ersten Male, daß der seit vier Jahrtausenden Verheißene im Tempel erschien, dem einzigen Tempel auf Erden, der dem wahrhaften Gotte, dem Schöpfer und Allerbarmer geheiligt war. Welch ein erhabenes und wundervolles Ereigniß; der Angelpunkt,

um welchen die alte Zeit in die neue sich gewendet! „Ueber ein Kleines noch," so hatte der Herr von dem neu erbauten Tempel durch Aggäus verkündet: „und ich werde Himmel und Erde bewegen, das Meer (die Inseln), das Festland und alle Völker; und kommen wird der von allen Völkern Ersehnte, und ich werde diesen Tempel mit Herrlichkeit erfüllen." — Wäre es nun denkbar, daß ein so hohes Ereigniß für die Zeitgenossen völlig unerkannt vorüber ging, daß es ohne Zeugen blieb, und von den Auserwählten der Vorzeit Niemand darum wußte? Vielmehr ward von der Vorsehung dafür gesorgt, daß die Beobachtung des Gesetzes zur Offenbarung der Gnade den Anlaß gab. Zwei auserlesene Diener Jehova's, die längst mit Sehnsucht dem Heiland entgegen geharrt, Simeon und Hanna, wurden zur rechten Stunde vom heiligen Geiste innen gemahnt und bewegt, sich in den Tempel zu begeben, wo sie die heilige Familie schon vorfanden; und dieses Zusammentreffen, so wie das Fernere, das daraus erfolgte, hat den Grund zu den übrigen Namen gegeben, welche unserm heutigen Feste beigelegt werden. —

II.

Von dem großen Tage des Herrn, dem Schlusse der irdischen Zeiten, ward durch den letzten der eigentlichen Propheten verkündet: „Euch, die ihr meinen Namen fürchtet, wird die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen, und Heilung in ihren Flügeln."*) Wenn nämlich die Ge-

*) Malach. 4, 2. Dazu Prof. Schegg die kleinen Propheten. II. S. 560.

rechtigkeit einmal ihren vollen Triumph feiert, wird sie gleich der Morgensonne, die mit ihren Fittigen oder Strahlen Licht, Wärme und Leben verbreitet, ihre Segensmacht äußern, und diejenigen mit dem Heile erquicken und beseligen, die im Erdenleben, in den Zeiten, da Trug und Unrecht herrschte, und die Herrlichkeit dieser Sonne noch nicht aufgegangen war, gewissenhaft ihr treu oder gerecht geblieben. So ungefähr sind diese Worte zu verstehen. Wir werden ihnen jedoch keinen Zwang anthun, wenn wir unter der neu aufgehenden Sonne der Gerechtigkeit den neugebornen Heiland selbst verstehen, und sonach jene prophetischen Worte auf den greisen Simeon, die greise Hanna anwenden, die lange Jahre hindurch, nach der ihnen gewordenen Verheißung, auf das Offenbarwerden des Heils gewartet, und nun in den letzten Abendstunden ihres Lebens, von der milden Morgensonne erleuchtet und mit seliger Freude belebt wurden.

Wie frohlockte das Herz des altergrauen Vertreters der Vorzeit, dem mit seinen leiblichen Augen zu schauen verliehen war, wonach so viele Patriarchen, Fürsten und Propheten seit Jahrtausenden sich gesehnt hatten! Im Namen aller dieser Gerechten und Frommen, die in der Hoffnung des Heiles hinüber gegangen, breitete er dem Neugebornen die Arme entgegen, und die demuthvolle Tochter der Patriarchen verstand seinen Wunsch. Mit Ehrerbietung und zuvorkommender Güte legte sie den Säugling in Simeons Arme, und in begeisterten Worten sprach dieser die Wonne und den Dank seines Herzens aus. Nunmehr, so war der Sinn dieser Worte,

ist meines mühevollen Lebens Erwartung und Sehnsucht erfüllt; nun ist mir von Gott verliehen, glückselig und freudig von dieser Erde zu scheiden, und als Bote, der das Evangelium des Friedens ihnen ankündet, zu den Vätern versammelt zu werden. Denn meine erlöschenden Augen haben das Heil Gottes, den Heiland selbst gesehen, der nicht bloß die Krone der Herrlichkeit für sein Bundesvolk, sondern auch das Licht der Gnade und Wahrheit ist, zur Offenbarung an die Heiden.

Welch ein erleuchtetes Seherauge, welch ein großmüthiges Herz, das in diesem Ausspruche sich kund gab! Was die Apostelfürsten nicht ohne den heftigsten Widerstand gelehrt, was Petrus erst bei der Bekehrung des römischen Hauptmanns Cornelius klar erkannte, was Paulus als Lehrer der Völker den gehässigsten Verfolgungen gegenüber vertheidigte, daß nämlich mit völlig gleicher Berechtigung auch die Heiden zum Heile Israels berufen seien, das ist dem Gottesdiener, dessen Herz von keinem Falsch, keiner fanatischen Selbstsucht getrübt war, nicht verborgen geblieben. Er wußte längst, daß nicht das Gesetz gerecht mache, sondern der lebendige Glaube; daß die Würde der Kinder Gottes ohne Unterschied Allen verheißen sei, welche die Gnade Christi dankbar annehmen, nicht aber Jenen, die zwar nach dem Fleische (nach der natürlichen Abstammung) sich rühmten, Kinder Abrahams zu sein, aber in der Starrheit und Verblendung des Hochmuths ihren Retter verläugneten und ihr Heil von sich stießen.

Auch dieser Widerspruch lag offen vor dem Blicke des greisen Sehers, und wenn er Gott dafür dankte,

daß er nun schon von hinnen scheiden dürfe in Freude und Frieden, so wünschte er wohl auch, nicht länger auf Erden zu weilen, um von diesem frevelhaften Widerstand, von diesem dämonischen Hasse kein Augenzeuge zu sein. Aber im Geiste der alten Propheten, welche mit nicht minder lebhaften Farben die Leiden wie die Herrlichkeit des Messias geschildert, fühlte auch er sich berufen, der Jungfrau die herben Prüfungen anzukünden, die ihr bevorstanden: das Kreuz, das als „Zeichen des Widerspruchs" ihrem Sohne vorbereitet war, das Schwert der Schmerzen, das ihre eigene Seele durchbohren sollte, — damit, wann erst dieser geweissagte Widerspruch durch den Kreuzestod Christi seinen Gipfel erreicht hat, „die Gedanken aus den Herzen Vieler sich enthüllen", und zwar dadurch, daß sie für oder gegen den Erlöser sich entscheiden, in Ihm ihr Heil suchen, oder in Unglauben und Sünde verharren.

Wir sind jedoch nicht zur Annahme genöthigt, diese Weissagungen seien der heiligen Jungfrau völlig neu gewesen. Sie war ja selber mit dem prophetischen Geiste begabt, wie davon ihr Lobgesang Zeugniß gibt, und was die Darbringung ihres Sohnes im Tempel zu bedeuten hatte, konnte ihr nicht verborgen sein. Darum hat auch der Umstand, daß sie zum vorschriftlichen Brandopfer kein jähriges Lamm mitbrachte, nicht einzig in ihrer Dürftigkeit seinen Grund. Wo das wahrhafte und vollkommene Sühnopfer zugegen, da kann für das vorbildliche kein Raum mehr bleiben. Das Kindlein auf ihren Armen war ja selbst dieses Opfer: das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinweg nimmt. Und

diese Erwägung ist es, durch welche die Zusammenkunft Simeons mit der heiligen Familie im Tempel eine neue Bedeutung gewinnt.

Als nämlich Simeon den Säugling, in welchem er den Gesalbten erkannt hatte, in seine Arme nahm, und im Namen der Menschenwelt dem ewigen Vater dankte, da brachte auch Jesus, als Priester und Opfer zugleich, in Simeons Händen für das Heil Aller sich dar. Und da dieser Vorgang schon als ein unverkennbares Bild auf das heilige Meßopfer hinzeigt, so hat davon unser Fest den Namen der Messe, und insbesondere, weil Simeon den Dargebrachten das Licht der Völker nannte, der Lichtmesse empfangen. Mit vollem Rechte wird es aber, durch die Bezeichnung Mariä Lichtmeß, zugleich auf die Verehrung der heiligen Jungfrau bezogen. „Bewundere Maria darin," sagt Epiphanius, „daß sie gleichsam Priester und Altar zugleich ist." In der That erscheint sie, so lange ihr Sohn im Säuglingsalter sich befindet, als ein Altar der Barmherzigkeit und des Friedens; sie hat das Amt einer Mittelsperson oder Vermittlerin; ihr ist der Welterlöser anvertraut, und sie ist es, die für Alle dem ewigen Vater ihn darbringt, und sich zugleich mit ihm. Und daraus schon erwächst uns die Gewißheit, daß sie uns Alle liebt, und mit ihrer Fürbitte uns beisteht, sofern wir diesen Beistand vorzugsweise für die Arbeit der Reinigung und Läuterung unseres Herzens verlangen. Denn nur unter dieser Bedingung sind wir ihres mütterlichen Wohlwollens würdig. —

So wenig aber diese selbstverständliche Bedingung eines Beweises nöthig hat, und so unpassend es scheint,

für die anerkannte Wahrheit in irgend einem unverbürgten Ereignisse die Bestätigung zu suchen, so wollen wir dennoch einer solchen Begebenheit gedenken, weil sie an die bereits Anfangs erzählte sich anschließt. Jenes räthselhafte Standbild der Jungfrau, das die Guanches aufgefunden, wurde einst von den Spaniern geraubt, und nach der Canarischen Insel Fortaventura gebracht, wo sie es unter dem Namen Maria Candelaria (von Candela, Kerze) in einem Gotteshause aufstellten. Nun berichtet die Sage, das Bild habe sich beharrlich von ihnen abgewendet, und so oft sie es umgedreht, ihnen jedesmal doch wieder den Rücken zugekehrt, so daß sie zuletzt sich darein fügen mußten, es wieder nach Teneriffa zurück zu führen. Zwar können wir dieser Erzählung, obwohl sie an ein ähnliches Ereigniß in der Geschichte des alten Bundes erinnert, *) keinen Anspruch an unbedingten Glauben beimessen, wohl aber gibt sie uns Anlaß, an jene Störung des religiösen Lebensverkehrs zu denken, welche in der Schrift mit demselben bildlichen Ausdruck geschildert wird. Von Allen nämlich, die in Gesinnung und Wandel dem göttlichen Willen entschieden widersprechen, wird gesagt, daß sie dem Herrn ihrem Gotte den Rücken zuwenden und er ihnen. Diejenigen, sagt Augustinus, die beharrlich ihren bösen Neigungen folgen, kehren Gott den Rücken, wie sehr sie auch als Gläubige sich bemühen mögen, gleichsam mit erzwungener Drehung des Halses, ihren Blick dennoch auf Ihn zu wenden. Es ist das ein sehr bezeichnendes Bild vom Gebete unbußfertiger Sünder; das auch

---

*) 1. Kön. 5.

auf solche Verehrer der heiligen Jungfrau Anwendung findet, die von ihrer Hilfe durch eine Art Zauber das Heil erwarten, ohne die Wege des Unrechts und der Zuchtlosigkeit verlassen zu wollen. Diesen wendet auch sie den Rücken zu; und das Licht der Offenbarung an die Heiden leuchtet ihnen nicht, obwohl sie unter die Gläubigen sich zählen.

Vor alter Zeit, da für die Straßenbeleuchtung noch sehr wenig gesorgt war, schlenderten einmal drei jugendliche Wüstlinge in finsterer Nacht durch die Gassen einer großen Stadt Italiens; ihr Vorhaben war auf frevelhafte und unflätige Dinge gerichtet, und eben besprachen sie sich darüber, als in ihrer Laterne das Licht erlosch. Rathlos standen sie nun, bis einer von ihnen in der Ferne den Schein einer Lampe entdeckte, die vor einem Marienbilde brannte. Er ging hin, um die Laterne anzuzünden, doch als er den Ort erreichte, fand er die Lampe erloschen, und die Umgebung so finster wie anderwärts. Befremdet und verwirrt begab er sich auf den Rückweg; doch als er im Fortgehen sich umsah, brannte die Lampe wieder hell. Sogleich kehrte er um, und wie er ihr nahe kam, war neuerdings keine Spur von Licht vorhanden. Dieß wiederholte sich mehrmal, bis einem Blitze gleich die Ahnung seine Seele durchzuckte, daß diese der Jungfrau geweihte Lampe ihm kein Licht gewähren dürfe für die Finsternisse eines ruchlosen Treibens. Er nahm für immer Abschied von seinen Gefährten, nachdem er nicht unterlassen, auch sie zur Umkehr zu ermahnen.

Maria ist die Gottgebärerin, die Mutter des wesenhaften geistigen Lichtes, und wir werden nur dann ihrer

Liebe würdig, wenn wir nach Wahrheit und Gerechtigkeit streben, um in der Erleuchtung des Glaubens und der Erkenntniß, in der Reinheit des Herzens zuzunehmen. Sie ist die Königin des Paradieses: unter ihrem Schutze hoffen auch wir einst die Zusammenkunft zu feiern mit den Engeln und den Seligen im Himmel. Wie sie ihren göttlichen Sohn dem Vater als Opfer dargebracht, so sollen auch wir, nach der Vorschrift des Apostels *) unsern Leib, unser gesammtes irdisches Dasein darbringen als ein in sittlicher Erneuerung lebendiges, Gott wohlgefälliges Opfer, durch geistig vernunftgemäßen Gehorsam; damit einst, wenn unser Erdentag geendet, das Licht des ewigen Tages uns umstrahle vom Angesichte Jesu Christi. —

*) Röm. 1, 12.

Zweiter Vortrag.

„Nun entlassest du, o Herr, deinen Knecht nach deinem Wort in Frieden." (Luc. 2, 29.)

Eingang.

Drei Hymnen oder Lobgesänge sind im Evangelium des heiligen Lucas aufgezeichnet, die sich um das Eine große Werk des Heils bewegen: der Lobgesang der Jungfrau, der des Priesters Zacharias und des greisen Sehers Simeon. Der erste feiert das Mysterium der Menschwerdung und die Barmherzigkeit Gottes, die über alle Geschlechter und Zeiten sich erstreckt; der zweite die Geburt des Herolds oder Vorläufers Jesu, und die nahe bevorstehende Erfüllung aller göttlichen Zusagen; der dritte endlich, veranlaßt durch die Darbringung des neugebornen Erlösers im Tempel von Jerusalem, begrüßt den Eintritt des Menschgewordenen Wortes in die Welt, als des Lichtes und Heiles, das nun offenbar werden sollte allen Völkern.

Nun sind nach einer schönen und sinnreichen Anordnung, die seit uralter Zeit von der Kirche getroffen, diese drei Lobgesänge auf drei verschiedene Tageszeiten des kirchlichen Gebetes ausgetheilt. Der Hymnus des

Zacharias, der mit dem Danke für die gnadenvolle Heimsuchung Gottes beginnt, schließt mit dem Gleichnisse des Sonnenaufgangs, indem er den kommenden Erlöser den Aufgang des Lichtes aus der Höhe nennt, bestimmt „zu erleuchten Alle, die in der Finsterniß, im Schatten des Todes weilen, und unsere Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens." Darum wird dieser Hymnus täglich der kirchlichen Morgenandacht, und zwar den Lobpsalmen (Laudes) angeschlossen, um anzudeuten, der natürliche Tag möge im Lichte des Glaubens und der Gnade beginnen. Der Lobgesang Mariä, bekannt unter dem (vom lateinischen Anfangswort entlehnten) Namen „Magnificat", verkündet das Mysterium, das in der Fülle der Zeit zur Thatsache geworden, und für alle folgenden Geschlechter seinen Segen fortsetzt bis zum Ende der irdischen Zeiten. Darum wird er täglich in den Gebeten der Vesper wiederholt, die für irgend eine Stunde zwischen Mittag und Abend vorgeschrieben sind. Der Hymnus des Simeon endlich nimmt seinen Anfang da, wo jener des Zacharias endet, nämlich mit dem Ziele des Wegs, dem Heil und Frieden, und verkündet gleichfalls die Offenbarung des Lichtes an die Völker. „Nun entlassest du o Herr, nach deinem Wort (nach der mir gegebenen Verheißung) deinen Knecht im Frieden; denn meine Augen haben dein Heil gesehen." Darum, weil der Ablauf des Tages an das Ende des Lebens, der Schlaf an den Tod erinnert, wird mit diesem trostvollen Abschiedsliede des lebensmüden Simeon das kirchliche Gebet, das der Nachtruhe vorangeht, oder das sogenannte Completorium beschlossen.

Indem wir nun heute, unserem Fest-Evangelium gemäß, bei der Veranlassung und dem Inhalt dieses Lobgesanges verweilen, wollen wir zuerst den Frieden und das Heil, welche Simeon im Auge hatte, sodann den Weg, der uns dahin führt, und auf welchem es zu uns gekommen, reiflicher betrachten.

I.

Von dem Zeitalter, in welchem Simeon lebte, zu jenem des Erzvaters Noah und der großen Fluth ist zwar der Rückblick sehr weit, weil zwischen denselben eine große Reihe von Jahrhunderten liegt, doch hindert uns diese Entfernung nicht, beide in manch eine Vergleichung zu bringen. Wenn nämlich vor Noah's Augen, nachdem er dem sittlichen Verfall seiner Zeitgenossen vergeblich entgegen getreten, eine gewaltige Fluth die Thäler und Höhen bedeckte, und in den bewohnten Gegenden alles Leben vertilgte, so stand auch Simeon als ein Gerechter und Gottesfürchtiger beinahe vereinzelt und vereinsamt in Mitten einer Welt, in welcher die Sünde gleich einer wilden Fluth alle Keime des Guten zu verheeren drohte. Nicht allein hatte das Heidenthum die zahllosen Abscheulichkeiten und Frevel, die es in seinem Schooße birgt, zur völligen Reife gebracht, so daß Grausamkeit, Sklaverei und zuchtlose Frechheit, die eckelhaftesten Laster und der wahnsinnigste Aberglaube weit und breit herrschten; — auch das erwählte Bundesvolk war beinahe ganz in Weltsinn und Unsitte verkommen. Es hielt sich zwar vom Götzendienste ferne, und schien äußerlich dem Gesetze treu, allein den Sinn und Geist des Gesetzes

hatte es längst vergessen, und nur die leeren Formen beibehalten, so daß die Selbstgerechtigkeit und schändliche Heuchelei auch Jener sich bemächtigte, die als Priester, Vorsteher und Lehrer die Aufgabe hatten, das religiöse Leben zu überwachen.

Es war aber auch der Zeitpunkt nahe heran gekommen, von welchem der Paulinische Ausspruch lehrt: „Da wo die Sünde (nämlich die persönliche, actuelle) überhand genommen, ist auch die Gnade überschwenglich (überwiegend) groß geworden, damit nunmehr, wie vordem die Sünde geherrscht hat zum Tode, so die Gnade durch die Gerechtigkeit (die sie gewährt) herrschend werde zum Leben durch Jesum Christum unsern Herrn." *) Diesen Zeitpunkt des großen Umschwunges noch im irdischen Dasein zu erleben, und nicht früher von hinnen zu scheiden, als bis sein Auge den Heiland gesehen, das war dem Gott getreuen Simeon innerlich so klar verheißen, daß er mit Zuversicht dem seligen Augenblick entgegen sah. Lange freilich mußte er harren, und viele Tage hindurch ward seine Geduld geprüft. Aber gerade zur Zeit, da Noah im schmerzlichsten Kummer über die unabsehlichen Fluthen blickte, flatterte ihm die Taube entgegen, die ihm den frischen Zweig des Oelbaums brachte, das Zeichen des wiederkehrenden Lebens auf frei gewordenem Boden, das Sinnbild des Friedens. Und als Simeon im hohen Greisenalter über all die Frevel trauerte, mit welchen der Idumäer Herodes, die heidnischen Römer, die gleißnerischen Priester und Lehrer das Gesetz, den

*) Röm. 5, 20—21.

Tempeldienst und den Gottesbund entheiligten, da vernahm er im Geiste die bestimmte Weisung, noch einmal seine Kräfte zusammen zu nehmen und hinauf zu gehen in den Tempel auf Sion. Hier war es, wo auch ihm die Taube mit dem Zeichen und der Bürgschaft des Heiles entgegen kam; nicht etwa jene Turteltaube, die von einer jugendlichen Mutter als Opfer in den Vorhof gebracht wurde, sondern diese selbst, die Jungfräuliche, von himmlischem Licht Umstrahlte, mit ihrem Säugling auf dem Arme, den der erleuchtete Greis sogleich erkannte. Und da rief er im Jubel seines Herzens: „Nun entlassest du, o Herr, nach deinem Wort, deinen Knecht in Frieden, nachdem meine Augen dein Heil gesehen!“ —

Billig halten wir hier inne, um zu fragen, was unter diesem Frieden zu verstehen sei? Augustinus zählt mancherlei Zustände auf, die man so zu benennen gewohnt ist. Es gibt einen Frieden des leiblichen Lebens, ein sinnliches Wohlbehagen oder Wohlbefinden, das von dem richtigen Verhältniß gesunder Organe, von der Harmonie ihrer Kräfte und Verrichtungen, von der Befriedigung der wesentlichen Bedürfnisse abhängt. Es handelt sich aber auch um einen Frieden der Seele oder des vernunftbegabten Geistes, der von der Befolgung des sittlichen Gesetzes, von der Ordnung oder Uebereinstimmung rechtmäßiger Gedanken und Handlungen bedingt, und gemeinhin als ein gutes Gewissen bezeichnet wird. Der Friede des irdischen oder sterblichen Menschen beruht im Gehorsam des Glaubens unter Gottes heiligem Willen; jener der irdischen Gesellschaft in der Eintracht, die durch Rechtlichkeit und Wohlwollen aufrecht erhalten wird; endlich

der Friede in der ewigen Heimat in der Anschauung Gottes und der Gemeinsamkeit der Theilnahme an den ewigen Gütern.

Wenden wir das nun auf den ehrwürdigen Simeon an, so ist es selbstverständlich, daß er die leibliche Wohlfahrt nicht meinen konnte, weil er, bejahrt und gebeugt, die Macht des nahen Todes schon empfand. Auch von der Heiterkeit und Frische der geistigen Thätigkeit konnte bei ihm nicht die Rede sein, denn „der Leib, der dem Zerfalle unterworfen, belastet die Seele;"*) gar vieles, was die Einsicht gebietet, und wozu der Wille bereit wäre, vermag er nimmer zu vollbringen, weil der Geist willig ist, das Fleisch aber kraftlos; ein Mißverhältniß, über das auch Gregor der Große in seinem andauernden Siechthum geseufzt hat. Was ferner den Frieden der Geduld und des Gottesgehorsams betrifft, so besaß Simeon denselben schon, und konnte ihn also hier nicht als etwas Neues und lange Erwartetes auszeichnen. Eben so wenig konnte sich seine Rede auf den Frieden der geselligen und religiösen Eintracht, auf die Wohlfahrt des Gemeinwesens beziehen, denn auf seinem Volke lastete das tirannische Joch des Herodes, und der römischen Zwingherren, vereint mit den harten und geistlosen Satzungen der Pharisäer. Auch von dem Frieden der himmlischen Seligkeit blieb er für jetzt noch, vor der Vollendung des Erlösungswerkes ausgeschlossen, und was er zunächst zu gewärtigen hatte, war bloß die Aufnahme in den Limbus.

*) Weish. 9, 15.

Nach allem dem kann es nimmer zweifelhaft sein, was jener Ausdruck in Simeons Munde sagen wollte. „Nun, o Herr, entlassest du deinen Knecht in Frieden — nun ist endlich der Augenblick gekommen, für welchen du mich aufbehalten, damit ich freudig von hinnen scheide, nachdem das selige Glück, wonach ich auf langer Pilgerfahrt mich gesehnt, der höchste Wunsch meines Herzens, durch deine Huld mir gewährt worden!" — Aehnlich wie uns gewisse verwandte Grundzüge den Anlaß gegeben, von Simeon an Noah zurück zu denken, werden wir jetzt wieder an den Erzvater Jakob erinnert, und zwar an jenen Zeitpunkt seines Lebens, da die Nachricht: dein Sohn Joseph lebt, aus dem gedrückten Zustande eines trostlosen Grames ihn weckte. Wie neu belebt raffte er sich auf, um ungeachtet seines hohen Greisenalters nach Egypten zu ziehen; und als er den schmerzlich vermißten Sohn wieder sah und umarmte, da rief auch er mit Thränen der Freude: „Nun werde ich fröhlich sterben, weil ich dein Angesicht gesehen." Und dennoch war dieses Wiedersehen noch keineswegs das einzige oder eigentlichste Ziel, nach welchem er Verlangen trug. Denn als er auf dem Sterbebette, nachdem er zu seinen Söhnen gesprochen, von einer Ohnmacht ergriffen ward, die dem Tode glich, nahm er noch einmal die letzten Kräfte zusammen zu dem Rufe und Zeugnisse des Glaubens: „Dein Heil, o Herr, werde ich erwarten." Denn er zog hinüber zu den Vätern, die in gleicher Hoffnung auf den Erlöser aus dem irdischen Dasein geschieden, und von all den Gerechten der alten Zeit, die zu ihnen sich gesellten, war Simeon der Erste, der auf das Heil nicht

erst jenseits zu warten hatte, der es auf Erden schon gesehen. Darum dankte er auch im Jubel seines Herzens dem Herrn, der ihm so glückselig zu sterben verliehen: „Nun entlassest du deinen Knecht in Frieden und Freude, denn meine Augen haben dein Heil gesehen."

Da es jedoch, wiewohl noch im Kindesalter, der Erlöser selbst war, auf dem sein Auge ruhte, den er in seine Arme faßte, warum sprach er nur in unpersönlicher Form vom Heile, warum nicht bestimmter: meine Augen haben den Heiland gesehen? Die Antwort auf diese Frage ist in unserm Evangelium gegeben. In demselben Sinne, wie von ihm berichtet wird, er habe auf den Trost Israels gewartet, nicht auf den Tröster, redet er auch hier vom Segen der Erlösung, vom Heile. Im Geiste der Liebe geht er, der Gesammtheit eingedenk, über seine eigenen Wünsche hinaus; er frohlockt darüber, daß er den Tag des Heiles anbrechen sieht, das allen Völkern zur Theilnahme geoffenbaret werden, insbesondere aber seinem Volke, von welchem es ausgegangen, zur Verherrlichung gereichen wird. Er gedenkt wohl dabei jener Worte des Herrn bei Isaias: „Ich habe Ihn zum Lichte der Heiden gegeben, damit er mein Heil sei bis an die Grenzen der Erde."*) Dieß ist die großmüthige evangelische Gesinnung, die wir an ihm bewundern. Was er für Sich mit höchster Sehnsucht erhofft hatte, das wünscht er mit gleicher Innigkeit für alle Menschen und Völker; und was seines Herzens Jubel und Beseligung, das soll auch diesen zu Theil werden. Was ihn

*) Jesai. 49, 6.

selbst anbelangt, so sieht er ohne Gram auf das Erdenleben und dessen Güter zurück, die er nun ehestens verlassen wird; er achtet gleich dem Weltapostel die Erkenntniß Christi für ein Gut, das alle Dinge an Werth bei weitem übertrifft, und Alles erscheint ihm wie Spreu im Vergleich mit dem Glücke, Christum zu gewinnen und in Ihm zu leben, durch die Gerechtigkeit im Glauben, die aus Gott ist.*) Und da nun diese Gesinnung auch uns nicht fremd bleiben soll, da auch uns der Glaube mahnt, dieses Glück allem Uebrigen vorzuziehen, und als das Ziel unserer Bestrebungen zu achten, so wollen wir über die Mittel und Wege dazu bei Maria und Simeon Belehrung suchen. —

II.

Es war im Winter des Jahres 1345, als die befestigte Stadt Angoulême, in welcher eine englische Besatzung lag, von einem weit zahlreicheren französischen Kriegsheer, das der Herzog der Normandie befehligte, belagert und hart eingeschlossen wurde. Da sich der brittische Feldherr, Lord Norwich, auf's äußerste bedrängt sah, und ihm keine andere Wahl blieb, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, beschloß er, seine Rettung mittelst einer wohl verhüllten Lüge zu bewirken, die in dem Namen einer Kriegslist ihre Beschönigung fand. Er zeigte sich nach dem damaligen einfachen Kriegsgebrauch auf einer der vordersten Bastionen, und verlangte den Herzog zu sprechen. Wollt ihr euch ergeben? fragte dieser.

*) Philipp. 3, 8—9.

Nicht so, erwiederte Norwich, die Absicht meiner Unterhandlung ist eine andere. Morgen ist der Tag, an welchem das Fest Mariä Lichtmeß gefeiert wird, und da ich weiß, daß Eure Verehrung für die allerseligste Jungfrau derjenigen, die ich für sie hege, nicht nachsteht, so wollte ich Euch den Vorschlag machen, beiderseits morgen Ihr zu Ehren die Waffen ruhen zu lassen. Der Herzog erklärte sich damit einverstanden, und ließ seinen Truppen den Waffenstillstand verkünden. Norwich hingegen benützte die Nacht, um die nothwendigen Vorbereitungen zu treffen, und als der Morgen zu dämmern begann, zog er mitsammt seiner Mannschaft und dem Kriegsgeräth in der Stille auf und davon. Als man dieß dem französischen Feldherrn meldete, sprach er lächelnd: Lasset sie in Frieden ziehen, wohin sie wollen, denn ich habe mein Wort gegeben, und muß es halten.

Was an diesem Vorgange als ein anmuthiger und rührender Zug hervor tritt, ist die kindliche Verehrung, mit der vormals alle christlichen Völker der Gottesmutter ergeben waren; auch ist die Gewissenhaftigkeit des ritterlichen Führers zu rühmen, der es selbst dem Trug gegenüber nicht für ehrenhaft hielt, das gegebene Wort zu brechen. Er begnügte sich damit, in dem Bescheide: Lasset in Frieden ihn ziehen, diese an unser Festevangelium mahnenden Worte auf einen Gegner anzuwenden, der sich, indem er das Heilige zu Trug und Wortbruch mißbrauchte, einer solchen Anwendung nichts weniger als würdig erwies. Die Worte: nun entlassest du, o Herr, deinen Knecht in Frieden, sind Worte eines Gerechten; denn dieser Namen ist es, der dem Simeon in aus-

zeichnender Weise beigelegt wird. „Er war gerecht und gottesfürchtig, harrend auf den Trost Israels, und der heilige Geist war in ihm.“

Erwägen wir diese Eigenschaften näher und nach ihrem innern Zusammenhange, so wird zuerst von ihm bezeugt, daß er gerecht war, d. h. daß er sowohl die geselligen Pflichten, als auch die Vorschriften des Mosaischen Gesetzes mit gewissenhafter Sorgfalt erfüllte; und zwar weil er nicht bloß (in den Verhältnissen der bürgerlichen Ordnung) gerecht war, sondern zugleich auch gottesfürchtig, in den Aufgaben des religiösen Lebens eifrig, dem Dienste Gottes in kindlicher Ehrfurcht ergeben. Und eben deßwegen, weil er in aufrichtiger Gottesfurcht wandelte, ließ er sich vom Bewußtsein seiner Gesetzestreue nicht zum Hochmuth der pharisäischen Selbstgerechtigkeit und Werkheiligkeit verleiten; er fühlte sich nicht minder als alle übrigen Menschen der Erlösung bedürftig; er wußte, daß die Rechtfertigung und Heiligung nicht eine Frucht des Gesetzes sondern der Gnade sei; und deßhalb harrte er mit solcher Sehnsucht auf den verheißenen Heiland, den Trost Israels. Er harrte aber auch mit voller Zuversicht, weil der heilige Geist, der in ihm war, diese Zusicherung ihm innerlich mitgetheilt. Allerdings, wie wir bei Johannes lesen, „war der Geist noch nicht gegeben, weil Jesus noch nicht verklärt war;“ denn ehe und bevor das Werk der Erlösung durch die Auferstehung und Himmelfahrt Christi vollendet, konnte die Menschheit nicht durch die Sendung des heiligen Geistes erneuert werden; dieß hinderte jedoch keineswegs, daß er das Heil vorbereitend, er-

leuchtend und tröstend, einzelnen Gerechten der Vorzeit sich mittheilte.

Es folgt nun daraus, daß wir um so sicherer an Simeons Beispiel uns aufzurichten vermögen, da wir schon in der Zeit des Heils und der Gnade leben. Ist es unser Verlangen, dieses Heiles gewiß zu werden, und im Frieden Gottes hinüber zu gehen, so ist uns dieselbe Bedingung gesetzt, daß wir gerecht und gottesfürchtig wandeln, daß wir auf den Trost Israels warten, daß wir die Eingebungen des göttlichen Geistes in unserm Innern vernehmen, und überdieß gleich dem Simeon und der Hanna den Erlöser auf den Armen seiner Mutter finden. Daß aber nichts Räthselhaftes in diesen Forderungen enthalten sei, darüber werden wir ohne Mühe uns verständigen. Ohne Gottesfurcht keine Gerechtigkeit, ohne Gerechtigkeit kein Frieden; denn beides ist unvereinbar mit jedem Widerspruch gegen Gott und sein heiliges Gesetz. „Barmherzigkeit und Wahrheit (sagt ein schöner Psalmenvers) begegnen einander, Gerechtigkeit und Frieden umarmen sich"; sie sind, wie Augustinus dazu bemerkt, in unzertrennlicher Freundschaft gesellt, und es wird daher, wer der Gerechtigkeit feind ist, auch den Frieden nicht gewinnen.

Aber auch der Gerechte und Gottgetreue bleibt hienieden noch darauf angewiesen, in Geduld und Hoffnung auf die Fülle des Trostes und der Freude zu harren. Denn „unsere Heimat*) ist im Himmel, von wannen

*) Philipp. 3, 20—21. Nach dem griechischen Text übersetzt St. Hieronymus mit dem treffenden Worte municipatus, was so

wir auch (zur Zeit der Parusie) den Erlöser erwarten, unsern Herrn, der den Leib unserer Niedrigkeit wieder herstellen und dem Leibe seiner Herrlichkeit ähnlich umstalten wird." Damit jedoch dieser Vorgang an uns sich erfüllen könne, und diese selige Erwartung nicht durch uns selbst vereitelt werde, müssen wir hienieden vorerst nach der geistigen oder sittlichen Verähnlichung streben, und dieß wird uns in der Mahnung an's Herz gelegt: „Was irgend wahrhaft (dem evangelischen Gesetze entsprechend), was ehrbar, was gerecht (rechtschaffen), was rein, was liebenswerth, was einen guten Laut hat (was edel und wohlwollend), was irgend tugendhaft und löblich ist, das bedenket und beherzigt, und der Gott des Friedens wird mit euch sein." *) Wie vermögen wir aber diesen wahrhaft himmlischen Weisungen gerecht zu werden, wenn nicht der heilige Geist in unseren Herzen wohnt? —

So erkennen wir also an Simeons Beispiel, wie wir den Frieden erwerben und bewahren, zumal wir dieß vor ihm voraus haben, daß für uns schon erfüllt ist, worauf er jenseits noch zu warten hatte. „Gerechtfertigt aus dem Glauben haben wir Frieden zu Gott durch unsern Herrn Jesum Christum, durch welchen wir den Zutritt erlangten (hinzu geführt wurden) in diesen Stand der Gnade, und uns rühmen in der Hoffnung der Glorie Gottes (womit er uns nämlich als seine

---

viel als Staat, Staatsverfassung, geordnetes Gemeinwesen (hier die künftige Gemeinschaft der Seligen) bedeutet.

*) Philipp. 4, 8.

Kinder verherrlichen wird.“ *) Gleichwie aber unsere Versöhnung mit Gott, unsere Hinzubringung zu Gott durch Christum bewirkt worden, so ward die Ankunft Christi zu uns durch seine jungfräuliche Mutter vermittelt; und wie sie dem Simeon den Heiland entgegen brachte, so geziemt es sich, daß auch wir sie, obwohl nicht unbedingt, sondern beziehungsweise, als die Wiederbringerin des Friedens und Heiles verehren. Wir schulden ihr diese kindliche Verehrung, weil wir in ihr unsere himmlische Mutter sehen; und sie steht in diesem Verhältnisse zu uns, da es ja ihr göttlicher Sohn selbst ist, der uns seine Brüder und Geschwister nennt, und der uns das Anrecht und die Ermächtigung gegeben, Kinder Gottes zu werden.

Wir werden uns daher auch von dem grundlosen, unzähligemal wiederholten Vorwurf nicht beirren lassen, daß wir mit Vorliebe viel öfter an Maria uns wenden als an Christus selbst, und vorzugsweise sie anrufen, als ob er noch immer ein zartes Knäblein wäre, auf ihren Armen getragen, ihrer Pflege und Sorgfalt anvertraut, und als ob sie die Macht hätte, durch ihr mütterliches Ansehen geradezu seinen Willen zu bestimmen. Der rechte Mittelweg, der hier einzuhalten, ist allerdings nicht mit dürren Worten vorzuschreiben; während das richtig geleitete religiöse Gefühl diese Frage besser zu entscheiden weiß. So gewiß Christus alle Macht besitzt im Himmel wie auf Erden, und wir in Ihm allein unsern Erlöser und Richter erkennen und anbeten, so

*) Röm. 5, 1.

vergessen wir doch nicht, daß er als Vorbild aller Menschen das kindliche Verhältniß zu seiner Mutter nicht aufgibt, in und aus welcher er die Menschennatur angenommen. —

Es gibt Geschichten, die man nicht allzu gern wiederholt, weil man nicht dafür einstehen kann, daß sie wirklich geschehen sind, wiewohl der Berichterstatter sie als wahres Ereigniß mittheilt. Solch eine Geschichte erzählt der ehrwürdige Vincenz von Beauvais. Ein frommer Maler, der auf einem sehr hohen Gerüste stand, um das Deckengewölbe einer Kapelle mit dem Bilde der heiligen Jungfrau zu schmücken, war eben beschäftigt, an dieß Gemälde die letzte Hand anzulegen, als plötzlich ein gewaltiger Sturm durch Pforte und Fenster eindrang, und das Gebälke so heftig erschütterte, daß es zusammen stürzte. In demselben Augenblicke, da der Künstler fühlte, daß der Boden unter ihm wich, langte er unwillkürlich nach dem Gemälde am Plafond hinauf, und ward wunderbar so lange in der Schwebe gehalten, bis man ihm mit einer Leiter zu Hilfe kam. —

Da diese Begebenheit jeder Angabe der Zeit, des Ortes und Namens entbehrt, so läßt sich ihre Glaubwürdigkeit gar keiner Prüfung unterziehen; dennoch enthält sie eine große Wahrheit. Wer nämlich an den Sohn der Jungfrau, und daher auch an die jungfräuliche Mutter desselben glaubt, hat im Leben und Sterben einen sichern Halt; wer dieses Glaubens nicht lebt, hat den Boden unter den Füßen verloren. Denn Niemand vermag ein anderes Fundament zu setzen, als das schon

gesetzt, und dieses ist Jesus Christus.*) Ohne dasselbe würde alles was menschlich ist, Gewissen, Gottesfurcht, Glaube, Sitte, Hoffnung, Liebe und ewiges Heil verschwinden und untergehen. Hinwiederum, wer in Zweifel und Mißmuth, in Sündengewohnheit und Zerfall mit sich selbst, unter seinen Füßen den Abgrund sich öffnen fühlt, der erhebe Hände und Herz zur Mutter des Erlösers, und sie wird ihn aufrecht halten, bis er den sichern Boden des Glaubens und der Hoffnung wieder gewonnen. Welches Fundament unterstützt und trägt den Sterbenden, der von allen irdischen Behelfen und Grundlagen sich verlassen sieht, wenn es nicht Jesus ist, der göttlich menschliche Mittler? Und wie vermögen wir seine Menschheit wahrhafter und inniger zu bekennen, als indem wir mit Liebe und Ehrfurcht seiner Mutter gedenken? Da aller Segen des Heils und Gottesfriedens durch sie zu uns gekommen, so haben wir auch das kindliche Vertrauen, daß ihre Fürbitte im Leben und Sterben zum wahrhaften Frieden uns geleite.

---

*) 1. Cor. 3, 11.

III.

Himmelfahrtsfest Mariä.*)

„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns.“

Eingang.

Im fernen Norden Amerika's, an den sogenannten oberen Seen und in den Urwäldern von Canada, wo mit anderen eifrigen Glaubensboten auch unser edle Landsmann, der Bischof Baraga, jede Last und Mühe theilt, haben die Eingebornen für die christliche Religion, deren Licht und Segen ihnen angeboten wird, einen eigenen Namen erfunden; sie nennen dieselbe in ihrer Sprache Anamiawin, was so viel bedeutet als das Gebet. Hat sich einer dieser Indianer vom Zuge der Gnade bewegen lassen und die Taufe empfangen, so wird er von jetzt an, und solange er dem christlichen Bekenntnisse treu bleibt, ein Betender oder ein Mann des Gebetes genannt, während die Uebrigen, die in ihrem düstern Fetischdienste verharren, im Gegensatze zu den Bekehrten sich selber als die Nichtbetenden, das Gebet nicht Uebenden bezeichnen.

*) In der Pfarrkirche zu Maria-Hietzing bei Schönbrunn 1859.

Nun wollen wir uns nicht darauf einlassen, zu untersuchen, in wiefern eine Unterscheidung dieser Art auch selbst auf die europäische Christenwelt sich anwenden ließe; jedenfalls aber ist der Gedanke, auf dem sie beruht, als ein sehr richtig und klar erkannter zu erachten. Denn so überfließend reich, so voll- und hochtönend auch der Wortschwall zu sein pflegt, der von jeher in den heidnischen Religionen die Stelle des Gebetes vertreten mußte, so hat doch der Herr gemahnt: „Ihr sollt nicht so viele Worte machen wie die Heiden." Nach der Grundverkehrtheit des Naturdienstes verbanden diese mit ihren Schlachtopfern, Libationen und Gaben die Absicht, den Göttern Stoffe der Ernährung und Kräftigung empor zu senden, und eben so meinten sie auch mit ihren schwülstigen Anrufungen und Lobpreisungen die Götter zu erquicken; so daß in der That die japanischen Götzenpriester noch jetzt die Ernährer und Gastwirthe der Götter genannt werden, auf welche letztere man daher füglich den bekannten Ausdruck anwenden könnte, daß sie mit Worten sich abspeisen lassen.

Während also der Heide nur vergötterten Naturkräften seine Huldigung darbringt, die zu ihm in keinem sittlichen Verhältnisse stehen, ist es einzig nur der gläubige und glaubenstreue Christ, der die Bedeutung und die Kraft des Gebetes kennt. Er allein weiß, daß der Urheber aller Dinge ein allmächtiger Schöpfer ist, der von den Menschen als Vater verehrt und geliebt sein will; er weiß, daß er der Sühnung und Erlösung, der geistigen Neubelebung und überdieß des fortwährenden Beistandes der göttlichen Gnade bedarf. Auch ist er

darüber belehrt, daß er diese Gaben und Güter des Heils nicht geradezu und unmittelbar empfangen kann, gleich dem Sonnenschein und Regen und anderen Wohlthaten der Art, die auch der Pflanzen- und Thierwelt zu Theil werden, sondern daß er, um für die Mittheilung derselben befähigt zu werden, aus seinem innersten Bewußtsein und Willen darnach verlangen und folglich darum bitten müsse. „Bittet und ihr werdet empfangen."

Nun ist uns in dieser Beziehung ein sicherer Boden, eine untrügliche Bürgschaft gegeben. Wir wissen nämlich, daß auf dem ewigen Verdienste eines göttlich-menschlichen Mittlers die ganze Kraft und Wirksamkeit unseres Gebetes beruht, und daß nach der Lehre des Apostels der göttliche Heiland unaufhörlich unser Anwalt, Sachwalter und Fürsprecher vor dem Angesichte des Vaters ist. Aber auch die unzählbaren Heere und Ordnungen der Himmlischen oder der Engel bitten für uns, oder bringen dem Herrn den Ausdruck unseres Verlangens dar, und vor Allen und über Alle, seitdem sie zu den Höhen ihrer ewigen Verklärung erhoben, die Herrliche und Wunderbare, deren Assumption, Empornahme oder Himmelfahrt wir heute mit festlichem Glanze feiern. Seit den ersten christlichen Zeiten ist es in der Kirche gebräuchlich, daß wir dem Englischen Gruße die Anrufung hinzufügen: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes." Bei diesen inhaltschweren Worten wollen wir heute verweilen. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für u n s: dieß ist die erste Hälfte des Satzes. Bitte für uns S ü n d e r, bitte für uns j e t z t, bitte für uns in der Stunde unseres

Scheidens: das ist der Inhalt der andern Hälfte des Satzes, in dessen Bedeutung wir nun näher einzugehen versuchen.

I.

Wie eine uralte Sage berichtet, sendete einst der letzte König der Römer, Tarquinius der Stolze, seine Söhne nach Delphi mit dem Auftrage, in dem weitberühmten Tempel des Apollo Opfer und Geschenke darzubringen. Ein naher Verwandter des Königs, Junius Brutus, der aus Schlauheit es darauf anlegte, daß man ihn für blödsinnig und darum auch für unschädlich hielt, schloß sich als Begleiter den Jünglingen an. Der Fürwitz und die Ehrsucht trieb diese dazu, das Orakel zu befragen: welchem von ihnen die Herrschaft über Rom zufallen werde? Die Antwort lautete: „Demjenigen, der vor den Uebrigen seine Mutter geküßt haben wird.“ Diesen Ausspruch hatte Brutus kaum vernommen, als er schon wie von ungefähr niederfiel, oder vielmehr sich niederwarf, damit die Weissagung an ihm in Erfüllung ginge; denn er küßte die Erde. In der That war er es, der nicht lange nachher zum ersten Consul Roms sich aufschwang.

Wir verweilen nicht bei der Frage, was es mit dieser Art des heidnischen Aberglaubens für ein Bewandtniß hatte; was uns hier beschäftigt, ist einzig nur die Ansicht jenes Mannes, daß die Mutter aller Menschen die Erde sei. Wir können dieser Meinung als einer Wahrheit beistimmen, sofern wir nur das Irrthümliche und Heidnische davon ausscheiden. Im vollen und unbedingten Sinne hingestellt ist dieselbe heidnisch; denn als veredelte

Abkömmlinge der Thiere betrachten sich die sogenannten Rothhäute eben so wohl, als gewisse Naturforscher dritten Ranges in unserer Gegenwart; und selbst die hochgebildeten Athenienser hielten sich für Erdgeborene, Kinder der Erde oder Autochthonen. Auch in der heiligen Urgeschichte der Menschheit wird des göttlichen Ausspruchs erwähnt: Erde bist du, und in die Erde, von der du genommen, wirst du wieder zurückkehren. Allein diese thatsächliche Wahrheit, die so oft und so unabweislich vor unseren Augen sich darstellt, hat doch nur beziehungsweise Geltung; sie trifft nur den irdischen Leib, der in der Schrift als der äußerliche Mensch, als Fleisch und Blut bezeichnet wird, nicht seine sittlich geistige Wesenheit, die aus keinen Stoffen der Erde und der Luft gewebt sein kann, und die mit der Natur oder dem Grundwesen der Körperwelt nichts gemein hat.

Wie uns die Offenbarung lehrt, war der Mensch zur Unsterblichkeit erschaffen. Nach dem heiligen Schöpferwillen Gottes ward ihm die wunderbare Bestimmung, daß der erschaffene Geist mittelst des Beistandes der göttlichen Gnade die ihm vereinte Leiblichkeit völlig beherrsche, sie zu sich in die sittliche Freiheit empor hebe und in der Unsterblichkeit befestige. Dadurch aber, daß er aus eigener Macht und unabhängig von Gott, sich selbst zu verherrlichen strebte, den Gehorsam versagte, und von der göttlichen Liebe sich losriß, zerfiel er mit und in sich selber, und gerieth in die Knechtschaft der Natur und der Vergänglichkeit, der alle ihre irdischen Gebilde unterworfen sind.

„Der erste Mensch," so lehrt der Apostel, „weil von der Erde, war irdisch; der zweite Mensch, vom Himmel, war himmlisch." Und nachdem wir, so setzt er hinzu, das Bild des Irdischen getragen, sollen wir nunmehr das Abbild des Himmlischen an uns ausprägen. Irdisch wird der erste Mensch genannt, weil er der irdischen Natur unterwürfig geworden; himmlisch der zweite, weil er persönlich und unzertrennlich aufgenommen war in die Einigung mit dem ewigen Worte; weil er seiner Menschheit nach gerecht, heilig und makellos erschienen, und weil er von oben gekommen, d. h. durch eine neue Schöpfung in unsere Welt eingetreten, und dennoch durch Abstammung aus dieser entsprossen ist. Das Eine mußte er sein, um einen neuen Anfang in der Menschenwelt zu bilden, und weil nur ein Gerechter für die Ungerechten ins Mittel treten konnte; aber nicht minder nothwendig war auch das Andere, daß er nämlich als Sohn des Menschen, als Nachkomme Adams in der Welt erschien, weil er uns Anderen sonst nicht angehört hätte. Beides kam in Erfüllung dadurch, daß er, ohne irdischen Vater, ausschließlich als Sohn einer jungfräulichen Mutter in dieses Erdenleben eintrat, die daher auch, weil ganz im Wunder stehend, einer höhern Ordnung angehört, und nicht allein als die Mutter des Erlösers und Gottmenschen, sondern auf Grund der persönlichen (hypostatischen) Einigung auch mit Recht als Mutter Gottes zu verehren ist.

Es wird nun daraus von selber einleuchtend, daß wir die Mutter des himmlischen Menschen als eine himmlische Mutter betrachten müssen. Und doch kann

uns diese viel zu ungenaue Form der Auffassung am heutigen Feste nicht genügen, das von der Kirche mit den Worten angekündet wird: „Erhoben und erhöhet ist die heilige Gottesgebärerin über die Chöre der Engel zu den himmlischen Reichen." Ist alles das, was auf ihre Auserwählung, ihre wundervolle Begabung und Gnadenfülle sich bezieht, an und für sich ein Gotteswerk und nicht ihr Verdienst, so handelt es sich außerdem noch um ihre sittliche Verherrlichung, an der sie durch eigenes, persönliches Mitwirken thätigen Antheil genommen.

Da uns nun jener Preisgesang der Kirche an die Schaaren der himmlischen Geister, an die Reihen und Ordnungen der Engel erinnert, so wird auch in uns dadurch die Erinnerung an die Worte des Herrn erneuert: „Wahrlich sage ich euch, ihr werdet den Himmel geöffnet sehen, und die Engel Gottes empor steigen und herab steigen über dem Sohne des Menschen."*) Allerdings bedürfen diese Worte mehr als Einer Erklärung. Für's Erste nämlich kann es Niemanden, der noch einige Schriftkenntniß bewahrt, verborgen sein, daß dieselben auf die Vision des Patriarchen Jacob hindeuten, der, auf freiem Felde übernachtend, im Traume eine zum Himmel ragende Leiter, und auf den Stufen derselben die Engel hinauf und hinab steigen sah. Was dem Stammvater des Bundesvolkes, dem Urahn der heiligen Jungfrau, auf welchem damals das Heil der ganzen Zukunft beruhte, in diesem Bilde gezeigt wurde, war das der Fülle der Zeiten vorbehaltene Mysterium, durch

*) Joh. 1, 51.

welches die Vermittlung und Versöhnung des Himmlischen und Irdischen zu Stande gekommen.

Es will jedoch, bevor wir weiter gehen, noch eine zweite Frage gelöst sein, die auf die Anordnung jener Ausdrücke Bezug hat. Da die Engel, soviel wir davon wissen können, Bewohner der Lichtregionen der oberen Himmel, auf Erden aber nicht heimisch sind: wie wird demnach von ihnen nicht zuerst gesagt, daß sie zur Erde herab und dann wieder empor gestiegen seien; wie wird vielmehr früher von ihrem Aufsteigen berichtet? Die Antwort ist nicht schwer zu finden. Jener einsame Wanderer in der syrischen Wüste, über welchem das Auge der Vorsehung wachte, ward, vielleicht ohne darum zu wissen, von schirmenden Engeln begleitet, die also, wenn man so sagen darf, schon mit ihm unten auf Erden sich befanden, und sonach, bevor sie von Jehova zu ihm herab stiegen, erst empor steigen mußten. So wird auch vom Erlöser gesagt: „Als er in diese Welt eintrat, haben die Engel ihn angebetet." Wie er selbst vom Himmel herab gestiegen, so auch die Engel Gottes mit ihm. Daraus erklären sich nun die Worte des Erlösers, die er gleich Anfangs zu seinen ersten Jüngern gesprochen. In jeder Rede seiner göttlichen Weisheit nämlich, in jedem Werk oder Wunder seiner übernatürlichen Macht sollten sie die Offenbarung des Menschensohnes erkennen, „der vom Himmel herabgestiegen, der aber dennoch im Himmel ist," und dem alle himmlischen Mächte dienstbar waren.

Kehren wir nun zu der heiligen Jungfrau zurück, welche, weil der Herr durch sie in unsere Mitte gekommen,

die Pforte des Himmels genannt wird, so werden wir auch von ihr aussagen dürfen: ihr ganzes Erdenleben sei ein stetes Empor- und Hinabsteigen gewesen. Ein stetes Emporsteigen: weil ihr Sinnen und Streben unaufhörlich zu Gott gewendet, ihr Wille mit dem göttlichen einig war. Ein stetes Herabsteigen: weil sie, obwohl die adeligste und durchlauchtigste aller Frauen, die der ältesten Patriarchen- und Königsfamilie in gerader Linie entsprossen, dennoch freiwillig und freudig im Stande der Niedrigkeit und Dürftigkeit verharrte. Unter den Römern der heidnischen Zeit gab es nicht wenige, die ihren unermeßlichen Reichthum zum Aufbau großer und prachtvoller Landhäuser oder Villen benützten, in welchen sie einer grenzenlosen Ueppigkeit sich hingaben. In jedem solchen Palaste jedoch war in irgend einem öden Winkel eine überaus dürftig eingerichtete, ja armselige Wohnung angebracht, welche man die Armenstube nannte. In diese Stube begaben sie sich, wenn sie des Luxus und der Schwelgerei überdrüssig geworden; hier aßen sie aus irdenen Geschirren und schliefen auf einem rauhen Lager, um durch die Abwechslung sich wieder aufzufrischen. Die königliche Jungfrau blieb jederzeit in der Armenstube; irgend eine Lehmhütte in Egypten, das dürftige Haus in einem Winkel von Nazareth, späterhin die eben so bescheidene Wohnung des Apostels Johannes: das waren die Paläste, die ihren Ansprüchen genügten.

Wollen wir dieses Auf- und Niedersteigen noch entschiedener erkennen, so beachten wir, daß Maria durch die Allmacht dessen, „der Großes an ihr gethan und dessen Name heilig,“ zu einer Würde erwählt und

erhoben worden sei, die mit keiner anderen vergleichlich, sondern wunderbar und einzig ist; während sie selbst, von keinem Hauch der Eigensucht berührt, in der vollkommenen oder reinen Demuth verharrte. In der reinsten Demuth: denn während wir Anderen im Bewußtsein unserer sittlichen Schwäche und Sündhaftigkeit uns beugen, so daß unsere Demuth mehrentheils mit Reue und bußfertiger Gesinnung verflochten ist, konnte die Demuth der Heiligen und Fleckenlosen in nichts Anderem bestehen, als in der klaren und freudigen Erkenntniß, ein Geschöpf Gottes zu sein, das sein Dasein und seine Vorzüge einzig der göttlichen Huld verdankt, und das dem Unendlichen gegenüber überaus gering erscheint, wie sie denn auch selber es ausgesagt: der Herr habe die Geringheit seiner Magd mit huldreichem Blicke angesehen. So blieb sie also von jeder Selbsterhebung fern, indem sie zur Tiefe der rechten Selbstkenntniß hinab stieg. Und obgleich ihr Geist zu den Höhen der himmlischen Contemplation, zur Betrachtung der ewigen Wahrheit und Güte erhoben war, versäumte sie dennoch, als eine Dienerin des Herrn, als eine Magd ihres göttlichen Sohnes, keinen Augenblick jene gering geachteten Geschäfte und Arbeiten des Webens, des Nähens, des Speisebereitens, des Reinhaltens und Ordnens, die zur Obsorge eines kleinen und dürftigen Haushaltes erfordert werden.

Sie wußte jedoch, daß es ihr bestimmt war, auf ihrem Lebenswege zu einer noch tieferen Stufe herab zu steigen: zur schmerzvollsten Theilnahme an der Erniedrigung und freiwilligen Aufopferung ihres Sohnes. Dieß geschah, als sie neben dem Kreuze stand, an welchem er

gehorsam ward bis zum Tode, als das glühende Schwert seiner Qualen ihre Seele durchdrang, als sie, von ihm getrennt, sich verwaist und vereinsamt fühlte. Aber gerade hier bewährte sich wieder die Erhabenheit ihres Glaubens, ihrer Liebe, ihrer Treue; und hier auch geschah es, daß sie durch das Testament oder die letztwillige Verfügung des Erlösers zur Mutter aller Gläubigen erklärt und eingesetzt wurde.

So ist also Maria die Gottesgebärerin auch die Mutter der Menschen, und zwar eine himmlische Mutter; nicht bloß weil vom Himmel uns gegeben, sondern auch weil sie, deren Wandel jederzeit im Himmel war, zu den Höhen der himmlischen Herrlichkeit erhoben ward, und zwar in einer Weise, über die wir, so weit dies möglich, noch bestimmter uns zu verständigen haben. Lehrt uns nicht der Glaube, daß auch die Seelen der Gerechten, wenn sie von hinnen scheiden, in die glückselige Gemeinschaft Christi erhoben werden? Hat er nicht selber bezeugt, daß, wo er ist, auch sein Diener sein soll? Ist er nicht hingegangen, um im Hause seines Vaters uns Wohnungen zu bereiten? Wie gewiß und wie nothwendig muß sich erst das an derjenigen erfüllt haben, die als seine Mutter, seine Pflegerin, seine weiseste Jüngerin ihm stets so überaus nahe gestanden?

Doch eben deßhalb erscheint auch ihr Hingang in einem andern Lichte. Der Sold der Sünde ist der Tod. Wo von der Sünde keine Spur, da wird auch der Sold derselben wegfallen. Da Maria, als sie in's Dasein trat, schon unter dem Einflusse der neuen Schöpfung oder des Wunders stand, für das sie seit Jahrtausenden

vorbestimmt gewesen, da sie nicht blos makellos geboren und empfangen worden, sondern auch einen himmlischen Wandel geführt hat; da sie überdieß, als lebendiger Gottestempel, den Herrn des Lebens geboren, so konnte sie dem Geschicke der übrigen Sterblichen nicht unterthan, den zerstörenden Mächten der Verwesung nicht unterworfen sein. Darum bezeichnet auch die Kirche das Ende ihres Erdenwandels nicht mit dem Namen des Todes, sondern mit jenem des Schlummers, des Hinübergehens und der Aufnahme oder Assumption, worunter sie, als erste Frucht der Auferstehung Christi, auch die Empornahme und unsterbliche Verherrlichung ihres verklärten Leibes versteht.

Dem gewöhnlichen Weltverstande, der nur nach sinnlicher Erfahrung urtheilt, will das freilich nicht zusagen. Wie kann ein irdischer Leib, den das Gesetz oder der Zug der Schwere beherrscht, in jenen Höhen sich erhalten, da ja schon ein gemeiner Volkswitz versichert: der Himmel habe keine Breter? Wer von so armseligen Gründen sich blenden läßt, der möge bedenken, daß nicht Alles, was auf Erden zu finden, körperlich, und nicht Alles, was in den Himmelsräumen vorhanden, geistig sei. Nicht alles Irdische ist körperlich: denn obwohl wir irdische Menschen sind, verdanken wir doch unsere Würde dem uns inwohnenden erschaffenen Geiste. Nicht alles Himmlische ist geistig; denn die zahllosen Sterne, die wir als ferne Weltkörper betrachten, die Sonne, die Planeten, unsere Erde schweben ja sämmtlich in den weiten Räumen des Himmels. Wer trägt diese ungeheuren Massen? durch welche Kräfte werden sie in ihren Bahnen

bewahrt und gehalten? Ueberdieß steht ja ein verklärter Leib unter wesentlich andern Gesetzen, nicht unter jenen der unverklärten Natur, welche über ihn, sobald er in die Freiheit des Geistes aufgenommen, keine zwingende Gewalt mehr üben kann.

So erfreuen wir uns demnach des unversieglichen Trostes, daß wir an Maria eine himmlische und vielvermögende Mutter haben, die um ihres Sohnes willen uns Alle liebt, und durch ihre Erhöhung über uns doch von uns nicht getrennt ist, sondern, gleichwie sie auf den Stufen der Demuth, der Treue, der Charitas empor gestiegen, in dieser theilnehmenden Liebe auch zu uns herab steigt, und das Auge ihrer mitleidigen Güte auf uns wendet, so daß wir vertrauensvoll sie anrufen dürfen: Bitte für uns Sünder, bitte für uns jetzt, bitte für uns in der Stunde unseres Scheidens.

II.

Dem heiligen Exuperius, Bischof von Toulouse, ward von seinen Zeitgenossen nachgesagt: er habe kein anderes Leid und Weh empfunden, als jenes seiner Nebenmenschen, keinen andern Hunger, als den der Dürftigen. Wir können dasselbe, und zwar im eigentlichsten und vollen Sinne, von der Mutter aller Menschen behaupten. Gleichwie das göttliche Herz ihres Sohnes für uns lebt und schlägt, so auch das ihre. Und obwohl kein Leid, kein Gram die Fülle ihrer Seligkeit zu mindern oder zu trüben vermag, so hindert dieß doch nicht, daß sie den Menschen, so lange dieselben auf Erden leben, kämpfen und leiden, ihr innigstes Mitleid, ihr mütter-

liches Erbarmen zuwendet. Und wie groß, wie unermeßlich, wie vielgestaltig erscheint nicht das Leid, das leibliche und geistige Elend, das die Irdischen heimsucht! „Das Kindlein,“ sagt Augustinus, „ist kaum an das Licht dieser Welt gekommen, als es schon zu weinen anfängt; erst nach einer Reihe von Tagen sieht man es lächeln oder lachen. Indem es unmittelbar nach seiner Geburt weinte, war es ein Prophet seiner künftigen Trübsale; denn Thränen sind Zeugen des Leides.“ Wie selten und wie haltlos dagegen sind die Ereignisse des Glückes und der Freude, die wie Goldfäden durch diese Kette des Unglückes sich flechten? Als Albrecht der Zweite, nach dem Tode des Kaisers Siegmund, mit dessen Tochter er vermält war, die Reiche von Ungarn und Böhmen gewann, und überdieß zum römischen Kaiser erwählt wurde, da rief er laut mit nassen Augen: „O wundersames und allgewiß nicht dauerhaftes Glück!“ In der That hatte seine Regierung keine längere Dauer als zwei Jahre und etliche Monate, da er schon im Jahre 1438 von der Erde schied.

Worin liegt der Grund alles Unbestandes der menschlichen Dinge, der steten Abhängigkeit von äußerlichen Behelfen, der unzähligen Gefahren und Leiden? In der unabwendbaren Macht des zeitlichen Todes. Und was ist der tiefere Grund dieser herben Nothwendigkeit, so wie aller damit verwebten Drangsale und Nöthen? Wir haben uns darüber schon früher verständigt. Der Tod, sofern er nicht blos die Thierwelt, sondern auch die Menschen trifft, ist kein lediglich natürlicher, vom Schöpfer geordneter Vorgang, sondern einzig die Folge,

der Lohn, der Sold der Sünde, den ein Jeglicher abtragen muß, auch nachdem das Wesen der Sünde, die Schuld sammt ihrer wesentlichen Strafe, der Trennung von Gott, durch die Erlösungsgnade getilgt und aufgehoben worden. Wer dieß bezweifelt, dem bleibt die Gerechtigkeit und heilige Liebe Gottes räthselhaft und dunkel, der uns so, wie wir jetzt beschaffen sind, nicht geschaffen haben kann. Alle Menschen, lehrt der Apostel, haben gesündigt, und ermangeln des Ruhmes vor Gott; d. h. sie können sich, ohne Lüge, vor Gott ihrer Gerechtigkeit nicht rühmen, und vermögen nicht aus eigener Macht gerecht zu werden.

Wir sind also von Drangsalen und Leiden umgeben, weil wir durch eigene Verschuldung mit Gott, mit der Natur, mit uns selbst zerfallen, weil wir Sünder sind; und deßhalb rufen wir die Mutter des Erlösers an: „Bitte für uns Sünder.“ Es ist ja einzig deßhalb, weil wir der Schuld und dem Tode verfallen, der ewige Gottessohn vom Himmel herabgestiegen, und zwar dadurch, daß er unsere Menschennatur angenommen, und uns ähnlich geworden ist, aber ohne Sünde! Und es ward ja einzig deßhalb die heilige Jungfrau von Anfang her vorerwählt, um die Mutter dieses Sohnes, und somit auch unsere himmlische Mutter zu werden! Was kann daher ihrem Herzen näher liegen, als das Verlangen, daß die belebende Gnade ihres Sohnes, der zur Würde der Gotteskinder uns erheben will, uns auch in vollem Maße zu Theil werde? Wie sollte sie also nicht mit mütterlicher Zärtlichkeit und Sorgfalt um unser Heil sich annehmen, die wir, von so vielen Gefahren umringen,

so zahlreichen Tentationen ausgesetzt, so wandelbar und veränderlich vor ihren Augen erscheinen?

Der Gesetzgeber Pittakos, der zu den sieben Weltweisen Griechenlands gerechnet wird, stellte in einem vielbesuchten Tempel eine goldene Leiter auf, welche den Zweck hatte, die Menschen an den köstlichen Werth der Zeit, sowie an den steten Wechsel ihres Lebens und ihrer sittlichen Fortschritte zu mahnen. Sie sollten an diesem Sinnbilde beherzigen, wie vielfach der Sterbliche bald empor, bald hernieder steigt: von der Kindheit zur Jugend und zum reifen Alter, und wieder zur Gebrechlichkeit des Greises; von der Einfalt zur Schlauheit, von der Unschuld zur Bosheit, vom vorschnellen und unbedachten Thun zur Besonnenheit und Umsicht. Ohne Vergleich schöner hat der heilige Bonaventura gezeigt, wohin und auf welchen Stufen der Christ empor zu steigen habe; und zwar durch Gelehrigkeit und Unterweisung zur Wahrheit, durch sorgfältigen Wandel und Uebung zur Tugend, zu der ihm bestimmten Stellung durch den Beruf und die Berufstreue, zur rechten Ehre durch Wohlwollen und Güte, und endlich zum unsterblichen Leben durch die Auferstehung. Wir fügen einen andern Ausspruch hinzu, und zwar die vielbekannten Worte des großen Augustinus: „Das Gebet steigt empor, die erbarmende Huld steigt hernieder." Das Gebet dessen, der sich demüthigt, sagt die Schrift, durchdringt die Wolken. Und wer sollte sich nicht demüthigen, der da weiß, daß er in jeglichem Augenblicke, und zwar nur mit Einem Fuße, auf der Stufe einer Leiter steht, und daher nichts so sehr zu meiden hat, als den Schwindel der Hoffart und des Selbstver-

trauens? „Wer da meint, daß er stehe," warnt der Apostel, „der sehe wohl zu, daß er nicht falle."

Und dieß eben ist die Ursache, um derentwillen wir unsere himmlische Mutter und Fürsprecherin nicht bloß mit den Worten anrufen: bitte für uns Sünder, sondern auch hinzu setzen: bitte für uns jetzt. Was bedeutet wohl dieses Jetzt? Nichts Anderes als jenen raschen Augenblick zwischen dem Vergangenen und dem Künftigen, dessen Dauer wir eben so wenig bemessen können, als den Raum eines mathematischen Punktes, der weder Länge noch Breite hat. Unser Vorstellungsvermögen erreicht hier seine Grenze. Sehr bezeichnend vergleicht einer der weisesten Lehrer, Gregor von Nazianz, unser flüchtiges und wandelbares Leben mit einem Rade, das um die Achse der Unsicherheit sich dreht. Während es sich in die Höhe bewegt, wird es auch schon wieder nach unten gezogen, im Fluge wird es fest gehalten, und indem es zu bleiben scheint, entflieht es.

Was wir also „jetzt" nennen, ist weder eine Minute, noch eine Sekunde; kaum ausgesprochen oder nur gedacht, ist es schon vorüber und gehört der Vergangenheit an. Was nicht jetzt ist, das war, oder wird erst kommen; was war, gehört nimmer uns; was sein wird, gehört uns noch nicht; so bleibt uns demnach von unserer ganzen Lebenszeit immer nur dieses kleinste Jetzt oder Nun. Es heißt aber auch in den Psalmen: „Wohlan, jetzt preiset den Herrn, alle ihr Diener des Herrn, die ihr in seinem Hause stehet, in den Vorhöfen des Hauses unseres Gottes." Und in ähnlicher Weise, auf die Benützung des Augenblickes oder der Gegenwart hindeutend, ermahnt

der Apostel: „Sehet, jetzt ist die Zeit der Gnade, jetzt sind die Tage des Heils!“ Dies beherzigend, drücken wir unser Verlangen in den Worten aus: Bitte für uns jetzt, damit wir in Vorsicht und Demuth wandeln, die Zeit erkaufen, über unsere Schritte wachen, und in reiner Absicht, im Dienste Gottes wirken und dulden, so lange es Tag ist, und bevor in der diesseitigen Welt jenes verhängnißvolle letzte Jetzt uns überrascht, dessen wir immer eingedenk bleiben sollten.

Es ist allerdings wahr, daß es Wenigen willkommen ist, mit einigem Nachdruck daran gemahnt zu werden; allzu düster ist diese Thatsache, wie könnte sie einen Stoff der Unterhaltung bilden? Zwar klopft diese Mahnung täglich gar unsanft an unsere Pforten; wir beobachten das verwüstende Werk des Todes in vielerlei Fällen und Gestalten; allein es sind eben Andere, die er ergriffen; wir leben noch, und getrösten uns der Aussicht auf längere Dauer. Es hat jedoch die Kirche nicht umsonst uns unterwiesen, die Mutter des Lebens anzurufen: „bitte für uns jetzt und in der Stunde unseres Absterbens.“ Zahlreiche Gläubige folgen dieser Anordnung; wir sprechen tagtäglich und zu wiederholten Malen dieß Gebet; soll das nur äußerlich und gedankenlos geschehen? Ist es nicht vielmehr deßwegen eingeführt, damit wir den Inhalt der Bitte beherzigen, an diesen Gedanken uns gewöhnen? Belehrt uns nicht der Apostel, daß der Herr uns durch seinen Opfertod von jener Knechtschaft befreit hat, in welcher uns bis dahin die Furcht vor dem Tode gefangen hielt? Sehr treffend bemerkt der heilige Ambrosius, daß die rechte Todesfurcht, wie sie dem Gläubigen geziemt,

keineswegs auf den Tod sich beziehe, sondern auf das Leben. Sie soll uns der Stachel sein, die uns bemessene irdische Zeit so weise zu benützen, daß wir den zeitlichen Tod nicht mehr zu fürchten haben. Denn der Tod des Gerechten ist für ihn der Eingang in das Leben.

Ein sehr hoher Gewährsmann, Papst Gregor der Große, kannte einen dürftigen Schuhmacher in Rom, Namens Deodatus, der an jedem Samstag zur Zeit der Vesper in die Kirche des heiligen Petrus ging, und das Geld, das er die Woche hindurch mit seiner Arbeit gewonnen, unter die dort versammelten Armen austheilte. Da mochte das alte Sprichwort sich bewährt haben: wenn ein Dürftiger dem andern Almosen gibt, lachen die Engel. Des Weitern erzählt nun jener treffliche Lehrer: die heilige Jungfrau habe einem ihrer Diener (wahrscheinlich ihm selber) einen Blick in den Himmel eröffnet, und ihm die Werkmeister gezeigt, die damit beschäftigt waren, für den armen Deodatus einen Palast zu erbauen. Wir werden aber an diesem Ausdrucke nichts Befremdliches finden, da auch die Apostel sich desselben bedienen, wie es aus den Worten ersichtlich wird: „Wir wissen, daß wenn dieses unser irdisches Haus (unser Leib) zerstört wird und zerfällt, wir dann einen Bau von Gott empfangen, ein unvergängliches Haus in den Himmeln."

Dieses himmlische Haus bedeutet den glorreichen, vollkommen dem Geiste hörigen, unverweslichen Leib in ewiger Gesundheit, in welchem wir dem himmlischen Menschen verähnlicht werden, und der uns in der Auferstehung verheißen ist unter der Bedingung, daß wir

hienieden vom Geiste Gottes uns lenken lassen. Wir bauen an demselben durch jedes Werk der Selbstbeherrschung und des Glaubens, der in der Liebe thätig ist; und, wie es an dem eben erwähnten Beispiele sich gezeigt, unsere himmlische Mutter nimmt an diesem Aufbau keinen geringen Antheil. Allein während die Vollendung desselben einer, wie es uns bedünken will, überaus fernen Zukunft vorbehalten bleibt, sehen wir den irdischen Leib dem Zerfalle und der Verwesung preis gegeben, und dieser Verlust eben ist es, der uns den Tod so schaudervoll und schrecklich erscheinen läßt.

Wir wollen deßhalb den trostvollen Gedanken beherzigen, den der heil. Ambrosius in ein nicht minder schönes als tiefsinniges Gleichniß eingekleidet hat. Ein Sänger, der sein Lied mit der Harfe zu begleiten gewohnt ist, wenn er einmal dieß Tonwerkzeug arg beschädigt oder zertrümmert und die Saiten desselben zerrissen sieht, was beginnt er nun? Er läßt die Harfe, die verdorben und nimmer wieder herzustellen ist, in einem Winkel liegen, er gibt sie auf, und behilft sich mit seiner Stimme, die auch ohne Harfenbegleitung des Sanges mächtig bleibt. Aehnlich verhält es sich mit dem Zustande des Sterbenden. Die Harfe seines Leibes, dieß wunderbare Gebilde und Gefüge von Organen und Sinnen, das seinem geistigen Leben als Werkzeug gedient, ist zerrüttet und gebrochen; die zahllosen Nerven, die gleich den Saiten darin ausgespannt, sind gelähmt und machtlos; aber das Denken, Bestreben und Verlangen, als die eigentlichste Stimme seines innerlichen Wesens, seines Geistes, ist ihm geblieben. Denn, wie der Apostel es

andeutet: Obwohl der Mensch, der außen ist, d. h. der sichtbare, leibliche, verdirbt und zu Grunde geht, so wird doch der innerliche Mensch, in seinem an sich unsichtbaren geistigen Leben, von Tage zu Tage erneuert; — indem er nämlich durch die Mittheilung der Gnade und die Uebung im Guten täglich im neuen Leben gestärkt und befestigt wird.

So duldet also der Sterbliche, daß sein Leib gleich einer zerbrochenen Harfe tonlos und ohnmächtig dahin liegt, während er zugleich in der unverwüstlichen Innerlichkeit seines geistigen Lebens an dem Zeugnisse eines reinen oder versöhnten Gewissens sich erfreut, und auf Gottes Huld vertraut. Dieß ist die Stimme, von welcher im Psalme gesagt wird: „Mit meiner Stimme habe ich zum Herrn gerufen, mit meiner Stimme habe ich zu ihm gebetet.“ Also nicht mit bloß körperlichen Lauten, die aus der Kehle ertönen, nicht mit äußerlichen leeren Worten, sondern aus dem Innersten des nach Gottes Huld verlangenden Herzens. Wir wollen nun aber auch vernehmen, wie diese Stimme sich ausspricht: „Dein bin ich, o Herr, errette mich, denn Dein Wohlgefallen ist es, wonach ich verlange. O Herr, ich bin Dein Knecht; Dein Knecht bin ich, und ein Sohn Deiner Magd.“

Wie groß ist das eigenthümliche Gewicht, das so unverkennbar auf die Worte gelegt wird: Ich bin ein Sohn deiner Magd! Ziemt es jeder irdischen Mutter, und ist es eben so gewiß ihr höchster Schmuck, als die Weihe ihres Berufes und ihrer Pflichten, eine Magd des Herrn zu sein, so werden wir durch jene Worte

doch vorzugsweise an die himmlische Mutter erinnert, die selber sich mit diesem Namen bezeichnet hat. Dadurch aber, daß nur von ihren Söhnen die Rede, sind ihre Töchter nicht ausgeschlossen; denn der Gottessohn, als neuer und himmlischer Mensch, ist „der Erstgeborne unter vielen Geschwistern," und durch seine Vermittelung sind die Gläubigen zur Würde der Gotteskinder erhoben, der alten Verheißung gemäß, auf die auch der Apostel sich beruft: „Ich will euch annehmen und euer Vater sein, spricht der Herr, der Allmächtige, und ihr werdet meine Söhne und Töchter sein."*) Und wer will nun die Thatsache verkennen oder unbeachtet lassen, daß es eben die heilige Jungfrau ist, die in ihrer wunderbaren Mutterwürde, durch ihren gläubigen und demuthvollen Gehorsam diese Verwandschaft mit unserem göttlichen Herrn und Erlöser uns vermittelt hat?

Darum wendet sich der Christ, der seines Glaubens lebt, nicht bloß vertrauensvoll an die Macht und Huld seines Erlösers, sondern auch an die lautere Gütigkeit der Erlauchten und Hehren, welche, gleich wie sie mitten in Todesschmerzen uns zur Mutter gesetzt worden, auch vorzugsweise als eine Mutter und Schirmerin der Sterbenden sich erweisen will. Denn zu dem Ziele hat ihr göttlicher Sohn sein Leben für uns dargebracht, damit wir lebend der Sünde absterben, sterbend in Ihm und durch Ihn leben, und ewig Ihm angehören. Wenn sie auf jedem Schritte unserer irdischen Wanderung mit ihrem Schutze und ihrer Fürsprache uns beisteht, wie gewiß

*) 2. Cor. 6, 18.

erst auf jenem letzten Schritte, der uns in die Welt des Jenseits führt, und über unser ewiges Geschick entscheidet!

Könnten wir alle die Abgeschiedenen fragen, denen sie ihre Hilfe zugewendet, welche Wunder der Liebe würden uns kund werden! Wie viele tapfere Krieger lagen zu Tode verwundet, zerschmettert, verschmachtend und verlassen auf den Schlachtfeldern dahin; aber die Namen Jesu und Maria schwebten auf ihren erbleichenden Lippen, und die Engel trugen ihre Seelen empor zu dem Herrn der himmlischen Heerschaaren. Wer ermißt die Zahl der Sünder, die Maria gewarnt, geweckt, ihrem Sohne wieder gewonnen, wer die Zahl der Frommen, die sie in der Treue bewahrt, der Leidenden und Kummerbelasteten, die sie getröstet hat? Darum rufen wir zu ihr: Gebenedeit bist du von den Engeln, deren Leben durch dich auf Erden sich kund gethan, gepriesen von den Frauen, deren sittliche Würde und Ehre du wieder hergestellt; gepriesen von den Sündern, welche durch deine Fürbitte die Rechtfertigung und das Heil wieder erlangten; gepriesen von den Sterbenden, welche du dem Herrn des Lebens empfohlen und zugeführt. Bitte für die gesammte Kirche, für die christlichen Völker, für uns Alle, jetzt: damit wir, so lange wir ein Jetzt und ein „Heute" besitzen, den Willen Gottes erkennen und vollbringen; in der Stunde unseres Todes: damit wir durch die herrliche Lebensmacht Deines Sohnes empor genommen werden zu Ihm, zu Dir, in das Reich des Lichtes und des ewigen Friedens!

IV.

Mariä Schutzfest.*)

„Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, heilige Gottesgebärerin.“ (Antiphone der Kirche.)

Eingang.

Jeder von uns hat irgend einmal die Störung und Verwirrung erfahren und mit angesehen, die unausbleiblich sich einstellt, so oft an einem heißen Sommertage, zur Zeit da eben zahlreiche festlich gekleidete Leute im Freien versammelt sind oder lustwandeln, plötzlich ein schweres Gewitter losbricht, wenn gleichsam die Schleusen des Himmels sich aufthun, nach jedem Blitze der Regen in ganzen Fluthen herabströmt, und durch Verkältung die Gesundheit bedroht, oder doch mindestens den Kleidern und dem Putze beträchtlichen Schaden bringt. Da beeilt sich dann Jung und Alt in ängstlicher Hast, unter irgend einen Thorweg, unter das Dach einer Hütte oder Scheune zu flüchten, während die Vorsichtigen sich mit dem Regenschirme, den sie mitgenommen, zu behelfen suchen, so lange ihn der Sturm nicht zerreißt. Wer der Entfernung wegen nicht bald eine Zufluchtstätte zu erreichen vermag,

*) In der Kirche der P. P. Mechitaristen in Wien. 1858.

muß in Geduld den Regen über sich herabströmen lassen und seinen Gang fortsetzen.

Es war vor ungefähr dreihundert Jahren, daß aus dem gleichen Anlasse auch in der Stadt des heiligen Petrus eine derartige Verwirrung sich zutrug, die aber eine solche Wendung nahm, daß sie gerade in umgekehrter Weise sich gestaltete, und zu dem eben geschilderten Vorgang den vollkommensten Gegensatz bildete. Eine sehr zahlreiche Schaar andächtiger Pilger zog, um die bekannten sieben Kirchen Roms zu besuchen, in einer langen Procession durch die Straßen. Sie hatten zum Führer und Ordner einen Gottesmann, wie es deren gar wenige gibt: den heiligen Philippus Neri. Alles war im besten Fortgang, als mit einem Male der Himmel sich verfinsterte; schwarze Wolken hingen schwer herab, ein Wirbelsturm jagte den Staub vor sich her, Blitze zuckten, das dumpfe Rollen des Donners kam näher, und schwere Tropfen begannen immer dichter zu fallen. In wenigen Minuten schon fing der Zug dergestalt zu wanken an, daß er bald gänzlich aus der Ordnung gerieth. Die Leute blickten bedenklich zum Gewölk hinauf; fast Jeder dachte nur an die Flucht, um dem Regen zu entkommen, und Viele hatten schon die Reihen verlassen und sich auf den Weg gemacht. Philippus aber rief ihnen mit lauter Stimme zu: Bleibt in der Reihe, und seid ohne Furcht! Und da gewann es das Ansehen, als hätte sich plötzlich die Wolkendecke der Länge nach in zwei Hälften getheilt. Ueber der Schaar derjenigen, die dem Rufe gehorchend im Zuge blieben, und beherzt ihre Wallfahrt fortsetzten, schwebte sie einem Schirme gleich, so daß sie im Trockenen

gingen, auf die Anderen, die davon rannten, fiel der Platzregen in Strömen, so daß sie schon völlig durchnäßt waren, bevor sie zur nächsten schützenden Säulenhalle gelangten.

Es war jedoch ein atmosphärischer Umsturz der Art nicht das einzige schlimme Wetter, das der heilige Philippus zu beherrschen die Macht hatte. Auch den Sturm der Leidenschaften in den menschlichen Herzen, den Gram und Mißmuth, den Zorn, die Eifersucht, den Eigensinn, die wilde Begier verstand der wunderbare Mann mit Hilfe der ihm reichlich verliehenen Weisheit und ernsten Güte zu bewältigen. Ziehen nicht gar oft auch durch unsere Seelen solche Gewitter, die den innern Frieden, den Glauben, die Reinheit, die Gottestreue zu verwüsten drohen? Wenn wir aufrichtig sein wollen, werden wir das nicht läugnen. Nun ist aber kein Philippus Neri beihanden, welcher die Aufregung beschwichtigt; und wenn zwar der Retter und Herr, der dem heiligen Diener solche Macht verlieh, auch Uns nicht fern bleibt, so will es uns doch so scheinen, weil er in der Herrlichkeit zur Rechten des Vaters thront, und wir gar oft durch eigene Schuld uns dergestalt von Ihm entfernt fühlen, daß wir in Ihm weniger den Erlöser lieben als den Richter fürchten. Von wem werden wir dann, in solcher Lebensnoth, Hilfe und Beistand erwarten?

Es sind uns jedoch die Worte der Antiphone wohl bekannt: „unter Deinen Schutz und Schirm fliehen wir, heilige Gottesgebärerin.“ Wir machen von dieser Anrufung oft genug Gebrauch, und wissen, daß sie nicht fruchtlos sei. Auch ist das heutige Fest insbesondere dazu

bestimmt, diesen Schutz, den Maria uns gewährt, oder die Güte und Treue der heiligen Jungfrau als unserer Beschirmerin zu feiern. Um nun darüber zur rechten Ansicht zu gelangen, müssen wir über die drei Fragen uns verständigen: warum wir überhaupt des Schutzes von oben bedürfen, warum es Maria ist, auf deren Schutz wir vertrauen, und was uns zu thun obliegt, um uns desselben würdig zu machen? Zu diesen Fragen wollen wir nun die richtige Beantwortung suchen. —

I.

Wir leben in einer Zeit, in welcher gar Vieles, weil es veraltet erscheint, und in die Verhältnisse der Gegenwart nimmer passen will, verändert oder beseitigt wird. Mauern und Wälle, die ehedem als eine starke Befestigung galten, werden, weil sie diesem Zwecke nimmer entsprechen, abgetragen, altfränkische und morsche Häuser werden niedergerissen, und mancherlei Einrichtungen abgeschafft, die den Erwerb und Verkehr beschränken oder hemmen. Und da die Veränderlichkeit aller Zustände uns überall vor Augen tritt, so kann das uns veranlassen, an ein Gleichniß zu denken, das ein weiser Mann, der selige Wigo aufgestellt hat. Was urtheilst du wohl, sagt er, von einem Menschen, der seine ganze Zeit daran wendet, um ein baufälliges Haus zu stützen, das sich unmöglich mehr aufrecht halten läßt, und der solche Pfeiler oder Widerlagen dazu anwendet, die selbst wieder einer Stütze bedürfen? Solch ein hinfälliges Bauwerk ist das Leben; der Unterstützer desselben bist du, die Stützen, die du zu Hilfe nimmst, sind lauter zeitliche Dinge, die

nie in demselben Zustande bleiben, und die weder auf die Dauer etwas zu befestigen vermögen, noch selber befestigt werden können.

Um diese Behauptung zu beweisen und anschaulich zu machen, wird es nirgend an Belegen mangeln. Man stützt z. B. eine Wand, die vom Einsturz bedroht ist, mit einem Pfeiler von Stein oder Holz; beide bedürfen wieder eines festen Haltes in der Tiefe, der nicht lange sicher ist; beide sind in sich selber der Verwitterung, dem Holzwurm, der Fäulniß unterworfen, gegen die man sie für die Dauer nicht verwahren kann. Wir stützen oder unterhalten unser leibliches Leben durch Nahrungsmittel und Getränke; diese selbst aber lassen sich nicht lange in brauchbarem Zustande aufbehalten. Man stützt, bewahrt (conservirt) einige derselben durch künstliche Kälte, durch Eis; dieses aber muß wiederum vor der Luftwärme behütet bleiben, damit es nicht zerfließe, und seine die Fäulniß wehrende Temperatur verliere. Wir beschützen und unterhalten die nöthige Wärme durch Kleider von Wolle; diese selbst wieder bedürfen der Obhut, um nicht durch Motten verzehrt zu werden.

Daß es in der sogenannten moralischen Welt, in den Kreisen des geselligen Lebens nicht anders sich verhalte, wem könnte das verborgen sein? Der Niedere lehnt sich an den höher Gestellten, der Dürftige an den Bemittelten; wer es zu etwas bringen will, sucht die Gunst Derjenigen, die reich an Einfluß genannt werden, weil sie selbst wieder bei Mächtigern in Gunst stehen. Allein auch die Macht dieser letzteren ist wiederum auf die Gunst irgend eines Höhern gebaut, so daß jeder

Beschützer oder Protector auch seinerseits von den veränderlichen Absichten, Launen und Geschicken eines sterblichen Menschen abhängt, der heute lebt und morgen nimmer zum Vorschein kommt.

Eine große und schöne Landschaft des südlichen Arabiens hat von Alters her den Namen Hadramaut, welcher so viel bedeutet als „die Bereitschaft des Todes", oder das Land, wo man in jedem Augenblick bereit sein muß, das Leben zu verlieren, und zwar deßhalb, weil raublustige und mörderische Horden stets darin umher ziehen. Länder und Gegenden, in welchen christliche Gesittung und staatliche Rechtsordnung herrscht, sind zwar von solcher Plage frei; demungeachtet gibt es keinen Ort auf Erden, auf welchen jener Beiname nicht gleichfalls anwendbar wäre. Nirgend zeigt sich die Heimat eines unvergänglichen Lebens, überall hin erstreckt sich die Macht des Todes, der in den milden oder heißen Himmelsstrichen, wo Palmen und Brotbäume gedeihen, nicht minder die Herrschaft führt, als in den schnee- und nebelbedeckten Einöden der kalten Zonen. Ueberall bleibt der Ausspruch in seinem Rechte: Die Gestaltung dieser Welt ist im steten Wandel und Vergehen begriffen; wer aber den Willen des Herrn erfüllt, der bleibt in Ewigkeit, hat ewiges Beharren.

Es wird uns daher nachzuforschen geziemen, wo der wahrhafte Schutz, die nachhaltige Sicherheit zu suchen, und wo hinwiederum dieses Suchen sich fruchtlos erweise. Von den Heiden und ihren vermeintlichen Gottheiten sagt die Schrift: „Wo sind ihre Götter, in welche sie Vertrauen setzten? Sie mögen aufstehen und euch

helfen, und in euren Drangsalen euch beschützen.“ Von Menschen ohne Glauben und Einsicht, die auf haltlose und thörichte Meinungen sich verlassen: „sie vertrauen auf das Nichtige und reden eitle Dinge.“ Von Solchen, die auf irdischen Besitz, auf Hab und Gut ihre Sicherheit bauen: „wer auf seine Reichthümer vertraut, wird fallen.“ Ihr Geschick ist an jenem reich begüterten Manne in der Parabel geschildert, der im Anblick seiner großen Vorrathskammern und Scheuern ein müßiges und genußreiches Leben zu führen sich vornahm, nicht ahnend, daß schon in der nächsten Nacht der Ruf an ihn kommen werde, von allen diesen Gütern zu scheiden. Diejenigen, die die höchste Lebensklugheit darein setzen, möglichst viele mächtige Gönner oder angesehene Freunde zu erwerben, und der Partei, die eben die lauteste Stimme führt, sich anzuschließen, wird die Warnung zugerufen: „siehe, du stützest dich auf einen zerbrochenen Stab von Schilf“, also auf einen solchen, der nicht allein seiner Natur nach unfest und gebrechlich, sondern überdieß schon vom Bruche getroffen; weil solchen vermeintlichen Beschützern nicht selten der Untergang schon bereitet ist, während sie noch im vollen Besitze ihrer Macht zu sein scheinen.*) Die Schlauen und Ueberklugen, die mit Hilfe ihrer Ränke und krummen Wege die Höhe des Glücks zu erklimmen suchen, trifft das strafende Wort: „ihr habt auf die Lüge eure Hoffnung gesetzt, und von der Lüge seid ihr beschirmt worden.“**) Den Stolzen hinwiederum, die

*) Deut. 32, 38. Isai. 59, 4. Sprichw. 11, 28. Luc. 12, 20. Isai. 36, 6.

**) Isai. 28, 15.

etwa solche Schlangenwege verachten, aber mit Selbstbewunderung auf ihre Tugend und Gerechtigkeit pochen, wird zur Warnung der Pharisäer im Tempel vor Augen geführt, der in seiner Verblendung gar nicht einmal ahnte, wie gottentfremdet sein Herz geworden, und wie verkehrt und lieblos seine Gesinnung.

Allen diesen unverläßlichen und nicht selten verderblichen Hilfen gegenüber wird nur die Eine als die unwandelbare und untrügliche sich bewähren, von welcher in den Psalmen gesagt wird: „Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Unser Helfer und Beschirmer ist der Herr, und in seinem Namen (in seiner heiligen Allmacht und Güte) ist unsere Hoffnung. Sei mir, o Gott, ein Beschützer und eine Stätte der Zuflucht, um mich zu retten. Wer in den Schutz des Allerhöchsten seine Zuflucht genommen, wird unter dem Schirme (dem schirmenden Dache) Gottes im Himmel weilen. Er wird zum Herrn sagen: meine Zuversicht bist Du und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.“ In ähnlichen Bildern, nur ausführlicher, ergeht sich auch der Syracide. *) „Die Augen des Herrn sehen auf diejenigen, die ihn fürchten. Er ist ihnen ein mächtiger Schutz, eine starke Feste, ein Schirm gegen die Hitze, ein schattendes Dach am Mittag, eine Obhut gegen den Anstoß, eine Aufhilfe beim Sturze.“

Daß wir jedoch nicht geradezu auf diese Huld einen Anspruch oder ein Anrecht haben, auch nicht aus unserem eigenen Verdienst, das kann Niemanden verborgen sein.

*) Eccli. 34, 19—20.

Um die Gnade Gottes zu erwerben, bedürfen wir einer Vermittlung, und diese kann nur durch einen Gott gefälligen Mittler zu Stande kommen. Darauf deutet das Psalmengebet: „Siehe gnädig auf uns, o Gott unser Beschützer, und blicke auf das Angesicht deines Gesalbten.“ *) Sei uns gnädig, nicht etwa um der Gerechtigkeit willen, die wir geübt, sondern in deiner großen Erbarmung. In dieser unendlichen Barmherzigkeit hat der Vater uns wieder hergestellt zur lebendigen Hoffnung, durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten, zum unverwelklichen Erbtheil, das im Himmel aufbewahrt ist, für Alle, welche in der Kraft Gottes beschützt und behütet werden zum Heile durch den Glauben.**) Diese ewige Erbarmung ist es, in welcher Gott aus der Gewalt der Finsternisse uns befreit und hinüber geführt hat in das Reich seines geliebten Sohnes, auf welchem, als einem unerschütterlichen Fundament, die Gläubigen gebaut und befestigt sind.

Da es nun die Menschheit Christi ist, kraft deren er als wesenhaft göttlicher und menschlicher Mittler zwischen dem Vater und uns steht, und da wir alle Güter des Heils, der Gotteskenntniß, der Rechtfertigung und Heiligung, die Gaben des heiligen Geistes, die Anwartschaft auf die geistig-leibliche Verklärung durchaus nur diesem Mysterium der Menschwerdung verdanken: wie sollten wir nicht mit liebevoller Verehrung zu der Auserwählten aufblicken, welche, die Einzige im erschaffenen

---

*) Psalm 83, 10.

**) 1. Petr. 1—3.

Weltall, mit dem wunderbaren Namen der Gottesgebärerin geschmückt ist? Und wie sollten wir nicht, unbeschadet der Reinheit und Stärke unseres Glaubens an Christum, auch auf Ihren Schutz vertrauen, den sie durch mütterliche Obsorge und Fürsprache uns gewährt? So hat es die Kirche zu allen Zeiten gehalten; und es bleibt daher für uns nur die Aufgabe, eines und das andere zu erwägen, was in diesem Vertrauen uns zu stärken geeignet ist.

II.

Wenn die heilige Jungfrau seit achtzehn Jahrhunderten als die Glückselige und Gebenedeite gepriesen wird von allen christlichen Völkern, so geschieht das nicht, weil sie es so voraus gesagt, oder weil sie im Vaterhause des Täufers mit diesem Namen gegrüßt ward, sondern sie hat es so geweissagt, weil sie vom göttlichen Geiste erleuchtet voraus sah, daß es so geschehen werde. Wie es ihrer unaussprechlichen Würde keinen Eintrag gethan, daß sie unbeachtet in Dürftigkeit wandelte, und nichts zu sein begehrte, als eine schlichte Dienerin oder Magd Gottes, so konnte auch die makellose Reinheit ihrer Demuth dadurch nicht getrübt werden, daß die Hoheit und Herrlichkeit, zu der sie ewählt worden, ihr selbst nicht verborgen war. Diese Auserwählung und Erhabenheit, die ihr von Seite der Allmacht Gottes verliehen, und andererseits die Treue des demuthvollen Gehorsams, in welche keine Spur von Selbstgefallen sich mischte, und in der ihr eigenes, unberechenbares Verdienst beruht, mußten ihr eine Stufe der Herrlichkeit und Verklärung erwerben, die über die sämmtlichen

Ordnungen der himmlischen Geister und der beseligten Menschen sie erhoben hat.

Diese ihre himmlische Hoheit ist es, der wir huldigen, indem wir dieselbe, nach dem Gebrauche der Kirche und der Väter, gleichsam in vereinzelten Bestandtheilen aufzählen, um uns selber, so weit dieß möglich, eine deutlichere Kenntniß davon zu bilden. Was in diesen Anrufungen angedeutet wird, können wir in bündiger Weise zusammen fassen. Wir grüßen sie vor allem als die Königin der Engel. Nach dem Ausdrucke des Apostels sind diese, obwohl es unter ihnen verschiedene Ordnungen und Rangstufen gibt, doch sämmtlich dem heiligen Dienste Gottes ergebene Geistwesen, zur Dienstleistung beauftragt und gesendet um derer willen, die das Erbe des Heils erlangen *). Sie sind Diener und Boten des Heils für die Menschen; der Heilbegründer selbst ist also auch von Seite seiner Menschheit ihr Herr und Gebieter. Sie schauen allezeit das Angesicht des Vaters, seine Allmacht anbetend, seiner Befehle gewärtig; Christus hingegen ist als Sohn zur Rechten des Vaters, und besitzt alle Macht im Himmel wie auf Erden. War demnach Maria in ihrer makellosen Reinheit, als Magd des Herrn, als vornehmste Dienerin des Heils, auf Erden schon den Engeln gleich, so gebührt ihr nun, als der Mutter des göttlichen Sohnes und Weltgebieters, nachdem sie in das Reich seiner Herrlichkeit aufgenommen, der Rang über alle Ordnungen und Reihen der himmlischen Heerschaaren.

---

*) Hebr. 1, 14.

Indem wir aber auch auf jene Gottesdiener den Blick wenden, die der Menschenwelt angehören, treten aus alter Vorzeit die heiligen Erzväter und die Seher uns entgegen, welche vor dem Angesichte Gottes wandelten in der Treue des Glaubens und in stetem Hinblick auf die Verheißung, dem Schutze und der väterlichen Führung des Lebendigen und Allsehenden vertrauend. In gleicher Gesinnung wandelte auch sie, die von Elisabeth selig gepriesen wurde um ihres gläubigen Gehorsams willen, und die, als Gipfel und Krone der aus Abraham und David stammenden Familie, nicht bloß die Tochter, sondern auch die Königin der Patriarchen ist. Und da die ganze Reihe der Propheten, von Samuel bis Elias, von diesem bis auf Malachias vorzugsweise dazu bestimmt war, ihre Zeitgenossen aus dem Todesschlummer der Sünde zu wecken, und ihnen das nahende Heil zu verkünden, so ist die Jungfräuliche, die den Hirten der Völker, den Messias und ewigen König, den Urheber des Heiles gebar, auch als die Königin der Propheten zu preisen.

Gleichwie aber die Propheten bestimmt waren zu Verkündern und Boten des kommenden Segens, so wurden die Apostel gesendet als Boten des Heils, das bereits in der Fülle der Zeit in der Welt erschienen. Engel und Apostel bedeuten dem Wortlaute nach dasselbe, da beide diese Namen ursprünglich einen Boten bezeichnen. Die Engel sind himmlische, rein geistige, die Apostel irdische und menschliche Boten des Heils. Beharrliche Nachfolge des Herrn, aufopfernde Nächstenliebe, unermüdlicher Eifer für Gottes Ehre und die Ausbreitung des Gottesreichs, das waren die Tugenden,

durch welche sie die Väter und Fürsten der Völker geworden, unter denen sie nicht bloß als Zeugen der Auferstehung Christi und Lehrer seines Wortes, sondern auch als Träger seiner verhüllten (sacramentalen) Gegenwart und Ausspender seiner Gnade erschienen. In Maria aber verehrten sie selbst wieder ihre Mutter, ihre Trösterin und Königin. Als erhabene Dulderin, deren Seele für den Sieg des Lebens das Schmerzensschwert durchbohrt hat, steht sie an der Spitze der Martyrer. Durch die Klarheit der Betrachtung göttlicher Dinge, durch ihre Hingabe an Gott und die Reinheit ihres gesammten Lebens ist sie die Königin der Beichtiger und der Jungfrauen.

Billig fragen wir nun nach dem Verhalten dieser Himmlischen und Seligen zu uns oder den Gläubigen auf Erden. Sie sind über uns erhöht, ihr ganzes Dasein ist ein im Dießseits unsichtbar gewordenes, dessen Beschaffenheit von keiner irdischen Vorstellung erfaßt wird. Sind dadurch auch Wir ihnen fern geworden? Sollte wohl, seitdem sie in die Region des seligen Friedens eingegangen, ihre Fürbitte geendet haben, die sie doch auf Erden für alle Menschen darzubringen gewohnt waren? Oder könnten sie, die nun zur Vollkommenheit der Liebe gelangt sind, gegen uns gleichgiltig und lieblos geworden sein? Schon in der Geschichte der Makkabäer wird Jeremias, der längst von der Erde Geschiedene, als ein liebevoller Freund der Brüder gerühmt, der stets für das Wohl des Volkes betet. Und von den Engeln haben wir das Zeugniß des Herrn, daß sie mit Innigkeit an der Umkehr und Rettung der Sünder sich erfreuen.

Wir halten uns daher mit Recht an die schönen Sprüche des heil. Bernardus: „Die Region des Sieges ist nicht die der Vergeßlichkeit. Die Weite des Himmels ist keine Enge des Herzens. Das göttliche Licht verdüstert nicht das Gedächtniß. Die himmlische Freude bringt keine Härte hervor." Wie könnten wir da erst an der Gütigkeit der Jungfrau zweifeln, die wir als die Huldreiche, die Gütige, die Süße verehren,*) und die wir (beziehungsweise) unsere Herrin, Mittlerin und Fürsprecherin nennen? Durch sie, lehrt Thomas von Aquin, werden die Christen aus dem stürmischen Meere dieses Lebens in den Hafen der ewigen Glorie geleitet. Aber gleichwie der Beistand der göttlichen Gnade unser eigenes Mitwirken nicht unnöthig macht, sondern vielmehr dasselbe als etwas unerläßliches fordert, so werden wir auch des mütterlichen Schutzes Mariä nur unter gewissen Bedingungen versichert, die an sich so einleuchtend sind, daß sie keiner langen Erörterung bedürfen.

III.

Ein merkwürdiger Abenteurer, der im siebenzehnten Jahrhundert gelebt, war Erich Freiherr von Rosen. Er hatte nach einander im römisch-deutschen, im französischen und brittischen Heere, dann unter August, König von Polen, Karl von Schweden, Friedrich von Dänemark, unter venetianischer und holländischer Fahne gedient, an vielen Schlachten und Gefechten zu Land und zur See sich betheiligt, und sonach unzählige Gefahren überstanden,

*) Clemens, pia, dulcis.

ohne je einen christlichen Gedanken in sich aufkommen zu lassen, so daß er ohne Religion und ohne einen Funken von Glauben nur dem Zufall und dem guten Glück sich hingab. Im Jahre 1699 wurde er in einem Zweikampf so schwer verwundet, daß man an der Möglichkeit seines Aufkommens zweifelte. In Dresden, wohin man ihn brachte, sendete er zur Befremdung Aller, die ihn umgaben, nach dem katholischen Priester, der sich im Hause des kaiserlichen Gesandten befand. Sein Bruder Otto kam eigens von Wittenberg, wo er Kommandant der Festung war, um den Kranken zu fragen, wie ihm das in den Sinn gekommen sei, in das katholische Lager überzugehen, und die Beichte zu verrichten? Erich zeigte ihm ein Bild der heiligen Jungfrau,*) das neben seinem Lager hing, und sprach: Diese ist es, die mir die Augen für den Glauben geöffnet hat. Den Freunden und Gefährten aber, die nach üblicher Weise ihn trösten wollten, indem sie ihm die baldige Genesung in Aussicht stellten, erwiederte er: Ich sehe keinen Grund, warum ich über dieß Geschick mich grämen sollte, da es mir zum wahren Glauben verholfen. Ich glaube an Christum, was bei euch, wie euer Wandel es bezeugt, keineswegs der Fall ist. — Er genas für dießmal, starb erst einige Jahre später, und ward nach seinem letzten Willen in Maria Schein bestattet.

Was an dieser Begebenheit als das Bedeutsamste hervor tritt, ist fürs erste wohl der Umschwung, der in

*) Es trug den Namen U. L. F. von Grupna, nach dem Original in der Kirche des Bergstädtchens Graupen nächst dem Wallfahrtsorte Maria Schein am Fuße des böhmischen Erzgebirges.

der Seele unseres Helden vorgegangen, und den er mit aller Bestimmtheit der wunderbaren Hülfe der heiligen Jungfrau zuschrieb, wiewohl er es unterließ, über die Art dieses Vorgangs näher sich auszusprechen. Was er jedoch offen an den Tag legte, das war die Stimmung oder Gesinnung, die nunmehr in seinem Herzen die Oberhand gewonnen, indem er das neue Leben, das aus dem Glauben den Anfang nimmt, höher achtete, als Alles, worauf er bisher einen Werth gesetzt, so daß er daher auch keines andern Trostes bedurfte. Denn nachdem er so wunderbar erweckt und begnadigt worden, vermochte er schon den großen Gedanken zu fassen: „Mir ist Christus das Leben, und das Sterben ein Gewinn.“ *)

Da es nun diese Glaubensgesinnung ist, diese Liebe zu ihrem Sohne und die Lebensgemeinschaft mit Ihm, zu welcher die himmlische Mutter uns zu lenken, und in der sie uns befestigt zu sehen wünscht, so werden uns daraus auch die Bedingungen klar, die uns ihren Schutz verbürgen. Wir verehren sie als die Königin der Engel, und folglich jener Himmlischen und Hohen, die freudig dem Dienste der Kleinen sich unterziehen. Wir bewundern es an dem heiligen Martinus, Bischof von Tours, daß dieser große, von Millionen seiner Zeitgenossen, so wie von Königen und Fürsten verehrte Mann zu den Füßen seines Dieners hinkniete, und sich anstrengte, dem Widerstrebenden die durchnäßten Stiefel abzuziehen. Wie könnten wir erst für die Demuth der Jungfrau Worte finden, die in ihrem kleinen Haushalt als Frau und Magd zugleich

*) Phil 1, 21.

mit jeder Art von Arbeit sich befaßte, kein häusliches Geschäft als ihrer unwürdig verschmähte? Bei den Alten war das Sprichwort gebräuchlich: „Ansehen spannenhoch, Hoffart drei Ellen hoch.“ Sie wollten dadurch andeuten, daß mit jeder wenn noch so geringen Erhöhung des Ansehens oder Ranges, der Hochmuth nicht in gleichem Verhältniß, sondern im Uebermaße zunimmt. Ist nun unser Gemüth so beschaffen, daß auch auf uns dieser Sinnspruch die Anwendung findet, wie wollen wir dann auf die Liebe und den Schutz Maria's ein Anrecht geltend machen, die den Allmächtigen in ihrem Lobgesang pries: daß er die Stolzen von ihrem Sitze herab geworfen und die Demüthigen erhoben hat?

Der christlichen Gesinnung allein ist es zu wissen verliehen, was vorzugsweise den Gegenstand unserer Bitten und Wünsche bilden soll. Die Königin der Apostel wird uns ihre Fürsprache nicht versagen, wenn wir vor allem nach der Kräftigung in den Tugenden des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe verlangen. Die Königin der Martyrer wird uns daran mahnen, daß wir nicht anders als durch mancherlei Trübsal und Mühen in das Reich des Friedens eingehen, und daß kein anderer Weg dahin führe, als den ihr göttlicher Sohn gebahnt, der Weg des Kreuzes oder der Selbstüberwindung. Den edlen Seelenführer, dessen wir zu Anfang gedacht, den heiligen Philippus Neri hörte man, während er an heftigen Schmerzen litt, Maria's Fürbitte anrufen, nicht um Befreiun g von diesen Leiden, sondern um Vermehrung der Geduld. Und da es hauptsächlich „der gute Geist vom Himmel ist“, um den wir, damit er unser inneres

Leben erneuere, den Vater bitten sollen, so werden wir auch Maria vorzugsweise als die Beschützerin Derjenigen ansehen, die das innerliche Leben nicht vernachlässigen, während eine ganz äußerliche, geistlose Scheinandacht vor ihr kein Wohlgefallen finden kann.

Ein gelehrter Araber, der durch seine zahlreichen und weiten Reisen in Afrika und Asien berühmt geworden, seines Namens Ibn Batuta, hatte einmal, wie er selbst erzählt, die Huld des mächtigen Mohammed Abul, Schah's oder Kaisers von Delhi in Ostindien, durch allzu kühne Bitten verscherzt, und konnte sich's nicht verhehlen, daß sein Leben in Gefahr schwebte. In seiner Herzensangst nahm er seine Zuflucht zum Gebet, und wählte dazu aus dem Koran den Vers: Gottes Macht genügt, er ist ein starker Schild. Diesen Vers wiederholte er an Einem Tage nicht weniger als drei und dreißig tausendmal; und seiner Meinung nach hatte er diesem Mittel seine Rettung zu verdanken. Allein was ein Mohammedaner als eine Uebung der Andacht und zugleich als ein Mittel achtet, um die Hülfe Allah's zu erzwingen, darin wird der Gläubige, der die Wahrheit erkannt und den die Wahrheit befreit hat, sein Heil nicht suchen wollen. Auch wir wiederholen gern die Gebete, die Christus selbst uns gelehrt, oder die uns die Kirche vorgeschrieben, weil es keine anderen geben kann, die an Kraft und Gehalt ihnen vergleichbar wären. Dabei aber vergessen wir nicht, daß es der Geist ist, der lebendig macht, während der Buchstabe an sich so wenig nützen kann, als das Fleisch, d. h. als die geistlose Sinnesart, die den Wahn hegt, mit dem bloßen Wortlaut des Gebets und mit der

körperlichen Bemühung die Huld Gottes erwerben zu können.

Oft genug vernommen haben wir das Wort des Herrn, daß nicht Jeder, der zu ihm sagen wird: Herr, Herr, in das Reich des Himmels eingehen werde. Dasselbe dürfen wir auch auf seine jungfräuliche Gebärerin anwenden. Nicht Alle, die zu ihr rufen: „unsere Herrin, unsere Fürsprecherin, Gesegnete unter den Frauen, Königin aller Heiligen", werden unter ihrem mütterlichen Schutze das selige Ziel erreichen, sondern die den Willen des Vaters, den ihr Sohn geoffenbart, erfüllen, und diesem nachfolgen. Nur Derjenige, wie der heilige Prosper gelehrt hat, ist eingedenk des göttlichen Wortes und Gesetzes, der zugleich eingedenk ist des thatsächlichen Gehorsams oder des Werkes. Und deßhalb vorzüglich fliehen wir unter den Schutz und Schirm der heiligen Gottesgebärerin, und empfehlen uns ihrer Fürbitte, damit wir, unter dem Schilde der göttlichen Vorsehung, vor den Mächten des Unheils behütet, in Wahrheit und Gerechtigkeit wandeln, und in der beseligenden Liebe ihres göttlichen Sohnes verharren.

V.

Fest Mariä von den Engeln.*)

(Ablaßfest „Portiuncula.“)

„Wohl selig, die das Wort Gottes hören und es bewahren.“ (Luc. 11, 28.)

Eingang.

Dreimal finden wir in den Evangelien das Lob der heiligen Jungfrau verkündet. Zuerst durch den himmlischen Abgesandten, der sie grüßte als die Gnadenvolle, mit welcher der Herr ist, die Gesegnete unter den Frauen. Sodann durch Elisabeth, die in dem Gruße, mit welchem sie ihr entgegen kam, sie gleichfalls die Gesegnete unter den Frauen nannte, und die Mutter ihres Herrn, d. h. des göttlichen Erlösers. Das dritte Zeugniß endlich ist der begeisterte Zuruf einer Frau aus der Mitte des Volkes: Selig der Leib der dich getragen, selig die Brüste, die dich genährt; — ein Lobspruch, mit welchem schon die Erfüllung ihrer eigenen Weissagung den Anfang nahm, daß sie selig preisen werden alle künftigen Geschlechter.

Wie kommt es nun, daß der Herr selber, gleichsam er allein, diesem Lobe seine Zustimmung zu versagen

---

*) In der Ordenskirche der P. P. Capuziner in Wien, 1857.

schien, daß er die Aufmerksamkeit Aller, die es vernahmen, vom Inhalt desselben auf etwas anderes abzulenken suchte, indem er erwiederte: wohl selig, die das Wort Gottes vernehmen und es bewahren? Allein in diesem „ja wohl" ist nicht bloß eine Berichtigung, sondern auch eine Bestätigung des Ausrufs zu suchen. Eine Berichtigung: weil es allerdings in der Absicht des Herrn lag, überall auf den Geist und die Wahrheit, auf die wesentlichen und sittlichen Aufgaben des Lebens hinzuweisen. Eine Bestätigung: weil er damit das Lob seiner wunderbaren Mutter keineswegs mißbilligt und abgewiesen, sondern vielmehr in höherer Weise bekräftigt hat, indem ja Niemand treuer und vollkommener als sie das Wort Gottes im Herzen bewahrte, im Wandel und Werk befolgte.

Was aber Uns anbelangt, so sollen wir, durch jene Entgegnung belehrt, bei dem bloßen Loben und Preisen nicht stehen bleiben, und nicht bloße „Schmeichler Gottes" sein wollen, wie Hieronymus jene Frömmler genannt hat, deren ganze Gottseligkeit in solchen andächtigen Reden sich ergeht, ohne je durch ein Zeichen der Selbstbeherrschung, der neidlosen Liebe, der wahrhaften Gottesfurcht sich zu beurkunden. Denn „das Wort Gottes ist nicht das Eigenthum dessen, der es redet, erklärt oder anhört, sondern nur desjenigen, der sein Leben darnach ordnet." So hat der heilige Aegidius gelehrt, der Lieblingsjünger und treueste Gefährte des heiligen Franziskus; und genau so hat auch dieser seraphische, in seiner Art einzige Mann es gehalten, der das Wort Gottes, das Evangelium so lebendig in

sein Herz aufnahm, und es so vollkommen und ohne Vorbehalt erfüllte, daß die Aehnlichkeit mit dem himmlischen Vorbilde des Herrn, die er errungen, aus seinem ganzen Wandel und Wirken hervor leuchtete, und der Lichtquell eines Segens wurde, der von ihm über die gesammte Christenwelt ausging, und noch jetzt nach vollen sechs Jahrhunderten seine Wirksamkeit behauptet.

Die ursprüngliche Stätte oder Heimat dieses Segens, die Wiege des von Franz von Assisi gestifteten Ordens, der alsbald über alle Welttheile sich verbreitet hat, war ein kleines und armes Kirchlein, das der heiligen Jungfrau unter dem Titel „Maria von den Engeln“ gewidmet war, und gemeinhin auch „Portiuncula“ genannt wurde. Da nun das Ablaßfest, das wir in dieser Ordenskirche feiern, mit dem gleichen Namen bezeichnet wird, so wollen wir für's erste den geschichtlichen Vorgang, der an diesen Namen sich anknüpft, sodann die Heilswahrheit, an welche er uns erinnert, endlich die Heilsgabe, die unter diesem Namen uns dargeboten wird, näher in Erwägung nehmen. —

I.

In alten Berichten aus dem Leben des heiligen Franz von Assisi ist ein Zug aufbehalten, der die eigenthümliche Gesinnung dieses reichbegabten Mannes kennzeichnet. Aus der Schaar seiner Jünger, oder, wie er bekanntlich sie nannte, der minderen Brüder, trat Einer zu ihm, und bat um die Erlaubniß, sich die Abschrift eines Buches anzuschaffen, in welchem die Geschichten und Legenden der Heiligen aufgezeichnet waren. Wozu

soll das? erwiederte Franziskus. Da gibt es Männer wie Carl der Große und Roland und Gottfried von Bouillon: heldenmüthige Krieger, die im Schweiße ihres Angesichtes und von Gefahren umdrängt ruhmvolle Siege errangen. Wir Anderen hingegen, wir möchten dadurch uns Ruhm erwerben, daß wir all das Große, was die wackeren Männer erduldet und gethan, mit schönen Worten erzählen.

Allerdings ist dieses Erzählen großer Thaten ohne Vergleich bequemer und leichter, als die Aufgabe, selbst in sehr verkleinertem Maßstabe etwas Aehnliches zu leisten. Bei allem dem erweiset es sich doch jederzeit ersprießlich, die Erinnerung an solche Thaten und Ereignisse aufzufrischen, an welchen in dem Lebensgange einzelner Gottesdiener, so wie in der Führung und Verherrlichung der Kirche, die Macht der göttlichen Gnade und ihrer lenkenden Huld sich kundgibt. Auch kann nichts erhebender und trostvoller sein, als das Andenken an all das Wunderbare und Staunenswerthe, das irgend ein einzelner, von der Welt kaum beachteter Gottesdiener in Zeiten allgemeiner Entsittlichung und Verwilderung für Wiederbelebung des Glaubens und der Sitte gewirkt, und wie mächtig die Gnade Christi in den Kleinen sich erwiesen.

Unter diesen Kleinen, Einfachen und Demüthigen, welche die Vorsehung einem zerrütteten Zeitalter jemals zur Hilfe gesendet, ist Franziskus vielleicht der Vorzüglichste zu nennen. Wie fern ihm aber der Gedanke geblieben, den unermeßlichen Segen, der jeden seiner Schritte begleitet hat, sich selber zum Verdienste anzu-

rechnen, davon wird uns sein eigenes Bekenntniß überzeugen. Einer seiner Jünger, der sich frühzeitig ihm zugesellt, Massäus, sah ihn einmal aus einem Walde hervor treten, wohin er sich zu Gebet und Betrachtung zurückgezogen, und mochte dem Verlangen nicht widerstehen, den Meister ein wenig auszuforschen oder zu prüfen. Wie verhält es sich mit dir, so redete er ihn an, und was meinst du selber davon? Alle Welt drängt sich zu dir; von nah und fern beeilen sich Männer und Frauen, Hohe und Niedere, um dein Angesicht zu sehen, dich zu hören, deinem Rath zu gehorchen; auf allen Wegen, sobald das Gerücht deiner Ankunft sich verbreitet, läuft das Volk zusammen. Mir ist das unbegreiflich. Du bist nicht adelig, sondern eines Kaufmanns Sohn, du bist weder schön, noch stattlich von Ansehen, noch mit großer Wissenschaft oder Kunst begabt; was suchen also bei dir die Leute, was ziehet sie zu dir? — Als Franziskus diese nichts weniger als höfliche Rede vernahm, ward er freudig bewegt, sein Antlitz leuchtete, und auf die Knie sich niederlassend sprach er: Der die Herzen der Menschen durchschaut, der weiß, daß alles dieß nicht um meinetwillen geschieht. Um sein wunderbares Werk zu vollführen, hat er mich Armseligen und Thörichten erwählt, damit der Dank, die Ehre und die Glorie Ihm allein gebracht werde, dem sie einzig zukommt.

Wir fühlen wohl, ohne es in Worten auszudrücken, welch eine tiefe Weisheit mit dieser lautern Einfalt sich verband. Was er sich erwählt hatte, war die Thorheit oder vielmehr die Weisheit des Kreuzes, die von der

Welt, sofern diese bloß nach der äußerlichen Erscheinung und nach gemeinen irdischen Begriffen urtheilt, für Thorheit erachtet wird. Es ist dieß der alte Gegensatz, den der Apostel in den Worten ausspricht: „Das Thörichte von Gott ist weiser als die Menschen, und das Kraftlose von Gott ist stärker als die Menschen.“*) Er redet nämlich davon, daß in der Armuth, in den Leiden, im Kreuzestode Christi sowohl die Weisheit als die erlösende Macht Gottes sich enthüllt hat. Was aus Gottes ewigem Rathschluß hervorgegangen, kann zwar den Menschen, die in Eitelkeit und Sinnengenuß verblendet, widersinnig erscheinen, es macht jedoch ihre hohle Weisheit zu Schanden. Was von ihnen ferner als Beweis der Ohnmacht, des Untergangs, der Vernichtung angesehen, und daher als völlig wirkungslos erachtet wird, nämlich der Tod Christi am Kreuze, gerade darin lag die Entscheidung des Sieges über alle verderblichen Mächte, welche über die Menschenwelt die Herrschaft geführt.

Hat aber diese Siegesmacht im Ganzen und Großen längst ihren Triumph gefeiert, und durch die Gerechtigkeit Christi die Schuld der Menschheit im Ganzen gesühnt, so bleibt doch den Einzelnen nun die Aufgabe, das ihnen erworbene Heil durch persönliche Treue zu bewahren, und im Anschlusse an ihren Erlöser gegen das Böse zu kämpfen. Wenn nun in den Völkern, in Folge mannigfaltiger Ereignisse und Entwicklungsstufen, die Reize und Lockungen der Sinnenwelt überhand

*) 1. Cor. 1. 25.

nehmen, wenn mit dem Wohlstand und Reichthum die Hoffart und Ueppigkeit gleichen Schritt halten, dann verliert der Glaube die Macht, das Herz zu läutern; durch die Selbstsucht wird die Liebe verdrängt, das Licht des Evangeliums wird neuerdings von den Finsternissen zurück gewiesen, die Mächte des Unheils erheben ihr Haupt, um die verlorne Herrschaft wieder zu gewinnen. In einem solchen Zustande war, zur Zeit des heiligen Franziskus, die Welt gerathen; die Sucht, im äußern Erscheinen durch Kleiderpracht und Schmuck zu glänzen, die maßlose Schwelgerei, der unbändige Stolz, der mit der Habsucht im Bunde überall zu blutigen Fehden reizte, gedankenloser Leichtsinn und Unkenntniß der Glaubenslehre und Sitte hatten dermaßen überhand genommen, daß sie der christlichen Gesellschaft den Untergang drohten.

Schon der alte Diogenes hat bemerkt: die Hoffart sei gleich einem Hirten, welcher das Volk führt, wohin er wolle. Und es wäre sehr überflüssig, das an Beispielen nachzuweisen, die Jeder aus Erfahrung kennt. Die verführerische Macht, durch welche die Hoffart unzählige Thorheiten und Sünden in ihr Gefolge zieht, den Frieden und die Ordnung des Familienlebens zerstört, und eben so leicht zur Scheinheiligkeit als zum Unglauben verleitet, kann nur durch eine entgegen gesetzte Macht gebrochen werden, die ihr völlig überlegen, und die keine andere ist als die vermeintliche Thorheit, die scheinbare Ohnmacht des Kreuzes. Was jener heidnische Weltweise in dem stolzen Athen versuchte, und was schon deßhalb fruchtlos blieb, weil

seine Selbsterniedrigung und freiwillige Armuth auch nur als ein Werk der Hoffart sich kenntlich machte, das wußte Franziskus, unter dem Beistande himmlischer Weisheit, mit dem allseitigsten Erfolge durchzuführen. Indem er das entschiedenste Gegentheil von allem sich erwählte, was dem Weltsinn und den Naturtrieben als das Herrlichste und Glückseligste erscheint, stellte er dem aufgeblähten Hochmuth die schlichte Demuth, der Eitelkeit und Habsucht die äußerste Armuth, der Genußsucht die Abhärtung und Entbehrung, der rachsüchtigen Erboßung die Geduld und Sanftmuth Christi entgegen, und zwar dergestalt, daß er an diese erhabenen Tugenden nicht so sehr mit Worten mahnte, sondern vielmehr an seiner eigenen Persönlichkeit im lebendigen Vorbilde sie nachwies.

Ob er in dieser Selbstentäußerung, in dem Hinwegwerfen alles äußerlichen Besitzes, in der Geringschätzung äußerlicher Ehren nicht zu weit gegangen, ob er, wie man zu sagen pflegt, das rechte Maß nicht überschritten habe, — darüber durfte er wohl auf die Worte des Apostels sich berufen: „Die Liebe Christi zwingt uns," d. h. die Liebe, mit der Christus alle Menschen umfaßt, und die er durch seine Hingabe in den Tod erwiesen hat, diese bestimmt uns und hält uns in Schranken,*) daß wir uns von selbstischen Neigungen,

*) 2. Cor. 5, 14. Der Ausdruck: charitas Christi urget nos, bedeutet hier (nach dem Griechischen) nicht eigentlich „drängen, treiben," sondern zwingen, an die Pflicht mahnen, sich selbst zu beherrschen, um nicht solchen Beweggründen zu folgen, welche aus der Selbstsucht hervorgehen. Meyer krit. exeg. Handbuch S. 218.

weltlichen Absichten nicht irre führen lassen. Diese Liebe also bestimmt uns, weil wir erkannt haben, „daß, nachdem Einer für Alle gestorben, nun auch Alle gestorben sind.“ Durch den Glauben an den Erlöser nämlich sind Alle (d. i. die Gläubigen) selbstverständlich in die Gemeinschaft seines Todes eingetreten, insofern sie vom Leben in der Sünde sich loszusagen, der Sünde abzusterben sich verpflichtet haben. „Für Alle aber (für das Heil Aller) ist Christus gestorben, damit die Lebenden nicht mehr Sich selber leben, sondern Ihm, der für sie gestorben und auferstanden ist.“

Indem Franziskus in diese Gesinnung sich vertiefte, indem er den herzhaften Entschluß faßte, in den Tod des Herrn einzugehen, die sündhafte Richtung des irdischen Menschen gänzlich zu verlassen, um ohne Vorbehalt in und für Christus zu leben, ward er dem himmlischen Vorbilde immer mehr verähnlicht; und in dieser Aehnlichkeit eben ist die Quelle seiner wunderbaren Wirksamkeit zu suchen. Nach dem Berichte eines alten Schriftstellers (Diodorus) hatten gewisse Könige von Aethiopien oder Abyssinien in ihrem Gefolge einige näher vertraute Begleiter, welchen die schwere Pflicht auferlegt war, im Glück und Unglück, in Freude und Leid ihrem Gebieter gleichförmig zu werden. Ward er im Kriege verwundet, so mußten sie die nämlichen Wunden auch an ihrem Leibe sich beibringen, und ergriff ihn der Tod, so waren sie verbunden, mit ihm zu sterben. Dieser Sitte lag wohl die Ansicht zu Grunde, die einen Freund als das andere Ich (alter ego) betrachtet. Was aber darin sich abspiegelt, ist der Inbegriff des Lebens, das

Franziskus, alles mit seinem göttlichen Herrn und Erlöser theilend, auf Erden geführt hat. Von diesem belehrt, sanftmüthig zu sein und demüthig von Herzen, mit mildem Wohlwollen für Alle, mit der Wunderkraft paradiesischer Unschuld, selbst mit den Kreuzeswunden des Mittlers besiegelt, von der heiligen Jungfrau geliebt, von den Engeln beschirmt und begleitet: wie hätte er da nicht Macht haben sollen, die Welt zu bewegen und aus der sittlichen Erschlaffung zu wecken?

Die anziehende Kraft, die er auf die Menschen übte, ward um so heilvoller, je mehr es auch ihm zu sagen erlaubt war: seid meine Nachahmer, gleichwie ich der Nachahmer Christi bin. Und so geschah es, daß die kleine Zahl der Jünger, die sich zuerst um ihn gesammelt, zu einer über alle Erwartung großen Schaar erwuchs, und daß sich aus einem fast unbekannten Winkel Italiens das erneuerte Leben des Evangeliums über alle christlichen Völker verbreitete. Diese ärmliche Stätte war das kleine Kirchlein „Maria von den Engeln" bei Assisi, und die nebst daran gebaute Hütte, wo Franziskus sein Missionswerk begann, und wo er oft verweilte.

Eben hier war es auch, wo er jene Indulgenzen empfing, die überaus segensvolle Wirkungen brachten, und die in der ganzen katholischen Welt noch immer unter dem Namen „Portiuncula" bekannt und in solchem Maße gesucht sind, daß am Tage ihrer Feier in allen Kirchen seines Ordens die Gläubigen zahlreich sich einfinden. Was jedoch insbesondere dieser Name bedeute, und was er uns lehre, darauf wollen wir jetzt die Aufmerksamkeit lenken.

II.

Das alte halb zerfallene Kirchlein in der Nähe der Stadt Assisi, dessen Gemäuer Franziskus mühsam genug mit eigenen Händen wieder hergestellt, sammt dem geringen Ausmaß von Grund und Boden, der dazu gehörte, war ein Geschenk, das unserm Heiligen von einer benachbarten Benedictiner-Abtei gegeben worden. Da das Wort „Portio" bekanntlich einen Theil oder Antheil bezeichnet, und „Portiuncula" einen verhältnißmäßig kleinen Theil, so gab dieß den Anlaß zu dem Namen, den man jenem der Königin der Engel gewidmeten Kirchlein beilegte, weil es von den Besitzungen jener Abtei den kleinsten Theil bildete. Wenn wir jedoch bei dem zufälligen Namen nicht stehen bleiben, sondern auf die Bedeutung des Wortes achten, so wird sich unserm Nachdenken ein weites Gebiet eröffnen. Der Mehrzahl der Menschen ist im günstigsten Falle nur ein mäßiger oder geringer Antheil von irdischen Gütern beschieden, und auch dieser nur für eine kleine Zeitdauer. Von solchen Stoffen aber, welche zur Aufrechthaltung des leiblichen Lebens dienen, muß der Reiche wie der Dürftige mit dem Wenigen sich begnügen, was er mittelst der Organe der Verdauung und Blutbereitung sich anzueignen vermag.

Freilich ist das noch lange nicht Alles. Es gibt der wirklichen und der scheinbaren Güter gar viele, an denen uns Antheil zu haben gelüstet. Und während die Wißbegierde, die nach dem Besitze der mannigfachsten Kenntnisse strebt, ihr gutes Recht behauptet, kann das

von dem ungezügelten Verlangen nach Glanz und Ehre, nach Reichthum und Genuß nicht gerühmt werden. Die Menschen, sagt Augustinus, lieben gar verschiedene Dinge, und sofern Jemand in den Besitz dessen, was er begehrt und liebt, gelangt ist, wird er glückselig genannt. Wahrhaft glückselig aber ist der Mensch nicht, wenn er besitzt, was er liebt, sondern wenn er liebt, was er lieben soll. Die Meisten aber, indem sie nur nach dem Sichtbaren, nicht nach dem Unsichtbaren begehren, verlangen lediglich ihren irdischen Antheil, jenem verschwenderischen Sohne in der Parabel ähnlich, der an seinen Vater die unverschämte Forderung richtete: gib mir den Antheil des Vermögens, der mir zufällt. Er machte auf die Güte dieses Vaters keinen Anspruch mehr, und benahm sich gegen ihn, wie gegen einen Verstorbenen, von dem er fernerhin nichts mehr zu bitten oder zu fordern habe; gegen die Pflichten der Ehrfurcht und der kindlichen Liebe ging er frevelnd seine eigenen Wege, und hatte gar bald alles verschleudert, nicht bloß die äußerlichen (materiellen) Güter, sondern auch die geistigen Gaben, den Adel der ungetrübten sittlichen Freiheit, den Frieden und die Würde seiner unsterblichen Seele.

Je reicher der wirkliche Antheil an den Gütern, die im Sinne der Welt diesen Namen tragen, oder je leidenschaftlicher das Verlangen und Jagen nach denselben, desto drohender wird die Gefahr einer solchen Verirrung, die mit der Abkehr von der Liebe des Vaters, mit dem Verlassen des Gottesgehorsams beginnt, und mit dem Sturz in den Abgrund endet, sofern der Verirrte

nicht den Ruf der Vaterhuld vernimmt und reuig zurück kehrt. Darum liegt keine geringe Weisheit und Erfahrung in dem Spruche des seligen Aegidius: „Die Welt ist ein Feld von ganz eigener Art: wer den größten Theil davon besitzt, der besitzt den schlimmsten Theil!“ Und eben deßhalb werden wir vom Herrn und seinen Aposteln ermahnt, nicht nach Reichthum zu jagen, wodurch wir in die Fallstricke des Bösen uns verwickeln, sondern mit dem Mäßigen und Geringen uns zu bescheiden. Denn „wir haben nichts in diese Welt mit herein gebracht, und so ist auch kein Zweifel, daß wir nichts mit hinaus nehmen werden; wenn wir also Nahrungsmittel haben, und das Gewand, womit wir uns bedecken, sollen wir uns daran genügen lassen.“ *) Immerhin darf dazu bemerkt werden, daß diese Mahnung nichts von dem ausschließt, was von den geselligen Verhältnissen, von den Aufgaben des Gewerbes, der Kunst, der Wissenschaft, der fortschreitenden Cultur billig noch gefordert wird, und wovon die Grenzen so schwer zu bestimmen sind, daß es wesentlich auf jene Gesinnung ankommt, die der Herr die Armuth im Geiste genannt hat.

Der heilige Franziskus jedoch wollte sich auf solche Unterscheidungen nicht einlassen. Er erwählte für sich nicht bloß die Armuth im Geiste, die innere Losgeschiedenheit von allen weltlichen Begehrungen, sondern auch jene des äußerlichen Lebens, eingedenk seines Herrn, der auf Erden nicht hatte, wohin er sein Haupt legte. Sein irdischer Antheil war also die Armuth Christi;

*) 1. Timoth. 6, 7.

was er von den irdischen Gütern Sein nannte, war weniger als eine Portiuncula, war so viel wie nichts. Er hatte, wie es im Psalme heißt, erwählt und vorgezogen, lieber als der Geringste an der Schwelle zu stehen im Hause Gottes, als heimisch und geehrt zu sein in den Wohnungen der Gottentfremdeten. *) Allein eben hier kehrt das Verhältniß sich um. „Was den Menschen hoch gilt, sagt der Herr, ist ein Abscheu vor Gott," es sei nun Selbstgerechtigkeit, Tugendstolz, oder Hochmuth mit Prunk, Reichthum und vermeintlicher Weisheit. Hoch erhaben ist Gott, und sieht in Huld auf das Niedrige (auf die Demüthigen); das Hohe aber kennt (und richtet) er von ferne. Den Stolzen widersteht der Herr, den Demüthigen gibt er die Güter der Gnade. Wie im Reiche Gottes nur Jener der Größere, der den Anderen dient, und der, was er den Uebrigen predigt, selber zuerst erfüllt, so ist auch in diesem Gebiete nicht, wie in der irdischen Welt, die Rede davon, nach einem größern oder kleinern Antheil an den ewigen Gütern zu streben; da in der Lebensgemeinschaft mit Gott, als dem Unendlichen, eine solche Unterscheidung oder Theilung nicht statt findet.

In dieser Richtung hat Franziskus, so klein und arm er vor der Welt erschien, keineswegs mit Geringem sich genügen lassen. „Was habe ich im Himmel, und außer Dir, was suche ich auf Erden? Mein Herz und meine Seele, mögen sie dahin schwinden; meines Herzens

*) Psalm 83, 11.

Fels und mein Theil ist Gott ewiglich."*) Diese herrlichen Psalmenverse sind es, die am treffendsten sein inneres Leben schildern. Nicht umsonst war sein Lieblingsgebet in den wenigen Worten beschlossen: „Mein Gott, mein Alles." Was den Himmel zum Himmel macht, was den erschaffenen Geist beseligt, das, wußte er, ist Gott allein. Ihn suchte und fand er auch im irdischen Leben, und außer Ihm verlangte er nichts auf Erden; in Gott erkannte er den unwandelbaren Grund und Fels seiner Hoffnung, und seinen ewigen Besitz. So ist auch an ihm das Wort des Herrn in Erfüllung gekommen, welches die Kirche im höchsten Sinne auf die heilige Jungfrau anwendet: daß er nämlich den guten Theil sich erwählt hat, der ihm nicht entrissen werden kann.**)

Wir wissen, daß Maria von Bethanien (Magdalena), die zunächst mit diesem göttlichen Lobspruche beglückt wurde, sich nicht damit begnügte, zu den Füßen des Herrn zu sitzen und seinem Worte zu horchen, sondern ihr ganzes Leben ihm heiligte, daher wir sie auch am Fuße des Kreuzes und zur Seite der Jungfrau wiederfinden. So schließt sich dieser Lobspruch des Herrn im Hause zu Bethanien an jenen andern an: selig, die das Wort Gottes hören und es bewahren; und im ganz gleichen Sinne hat schon der Psalmensänger von sich bezeugt:

*) Ps. 72, 25. Die umfassendste Erklärung zu dieser schönen Stelle bei Delitzsch Comment. S. 553.

**) Nach dem Urtext. — Gut ist hier im absoluten Sinne zu verstehen, was auch durch die übliche Uebersetzung „der beste Theil" angedeutet wird.

„Mein Antheil ist Gott, darum erkläre ich mich bereit, sein Gesetz zu bewahren.“ *) An dieser Folgerung ist nichts umzudeuten. Suchen wir in der That unser Erbtheil in der seligen Lebensgemeinschaft mit Gott, die schon hienieden bewirkt wird durch die Gnade des heiligen Geistes, und achten wir nichts höher als die Huld Gottes, so werden wir auch vor allem dem sittlichen Gesetze treu zu sein streben, in welchem wir die Offenbarung seines göttlichen Willens erkennen. Von diesem Gehorsam aber ist, zumal in den wesentlichen Geboten, für kein Mehr oder Minder die Wahl gelassen; hier ist kein theilweises Halten und Nichthalten gestattet. Denn sofern Jemand das ganze Gesetz hielte, und nur an Einem Gebote sündigte, so hat er sich dennoch gegen alle Gebote verschuldet“ **), weil derselbe ewige Gebieter wie alle übrigen so auch dieß eine gegeben hat, und jede Verletzung eines einzelnen Gesetzes schon den Ungehorsam gegen den Gesetzgeber in sich schließt. Da nun kaum Jemand den Muth haben wird, von sich auszusagen, er sei im Großen wie im Kleinsten dem Gesetze treu geblieben, und sich demnach als frei von jeder Sünde zu erklären; da vielmehr Jeder der Versöhnung und der neuen Befestigung in der Gnade bedarf, so werden wir dadurch auf die kirchlichen Indulgenzen hingeleitet, welche die eigenthümliche Bedeutung unseres Festes bilden. —

---

*) Psalm 118, 57.

**) Jak. 2, 10—11.

III.

Im Zeitalter der Religionsspaltung in Deutschland wurde einmal zwischen den Parteien viel hin und her gestritten, und über die Mittel berathschlagt, die zur Verständigung geeignet schienen. Ein deutscher Gelehrter, Beatus Rhenanus, war nicht geneigt, in diese Bemühungen ein Vertrauen zu setzen. „Die Herren," sagte er, „berathen mitsammen, wie sie gute Christen sein und dabei doch ihre guten Tage behalten mögen; das finde ich in meinem Psalter nicht geschrieben." Da er unter den guten Tagen das flotte und schwelgerische Leben verstand, dem zu seiner Zeit die Mehrzahl fröhnte, so hatte er wohl nicht unrecht. Es ist im Psalter sowohl als im Evangelium geschrieben, daß wir nicht zwei unbedingt gebietenden Herren zugleich dienen, nicht theilweise Gott und der Welt angehören können, und daß Gott den Besitz unseres ganzen Herzens und Willens fordert. Jede Hingabe an irgend eine Leidenschaft, welche die Ueberschreitung und Verachtung des göttlichen Gesetzes zur Folge hat, ist Sünde und daher auch Trennung von Gott. Hingegen wird jede Wiederversöhnung mit Gott bedingt durch die erneuerte Theilnahme an dem Verdienste Christi, als des einzigen Friedensstifters zwischen Gott und den Menschen, weßhalb er auch als Mittler der Rechtfertigung und der ewigen Güter zu seinen Jüngern sprach: „Sofern ich dich nicht wasche, hast du keinen Theil mit mir."

Es ist kaum zu bemerken nothwendig, daß mit diesen Worten die Buße angedeutet wird, und daß

dieses Heilsmysterium, soweit es ein Gotteswerk ist, eine zweifache Seite hat. Die erste ist die Wiederaufnahme in die Huld Gottes und in die Lebensgemeinschaft Christi; also Vergebung und Tilgung der Schuld sammt ihrer wesentlichen Strafe (der Trennung von Gott). Die zweite ist die Milderung oder gänzliche Nachlassung jener zeitlichen Strafen, die zum Zwecke der Satisfaction oder persönlichen Genugthuung nach apostolischen und kirchlichen Gesetzen dem Büßer auferlegt werden, und die er auf sich zu nehmen die Pflicht hat. Diese zweite Art der Begnadigung, die nicht auf die Sündenschuld selbst, sondern auf die zeitliche Buße für die bereits vergebene Sünde sich bezieht, wird unter dem Namen der Indulgenz oder des Ablasses verstanden. Derselbe ewige Mittler und Erlöser, der das eine gegeben, gibt auch das andere. Gleichwie er seine Stellvertreter ermächtigt hat, in seinem Namen die Schuld (und wesentliche Strafe) der Sünde nachzulassen, so hat er ihnen auch die Macht verliehen, unter gewissen Verhältnissen auch von den kirchlichen Bußstrafen loszusprechen; jedoch so, daß aus Gründen, die jedem wohlunterrichteten Christen bekannt sind, die Fülle dieser richterlichen Macht seinem apostolischen Stellvertreter, dem Nachfolger Petri, anvertraut wurde.

Die Strenge der Kirchenzucht, die in den frühesten Christengemeinden üblich war, schrieb Büßungen vor, die nach der Größe der Vergehung bemessen, und oft auf eine Reihe von Jahren ausgedehnt wurden. Da jedoch in vielen Fällen, z. B. bei schwächlichen, kranken, vielbeschäftigten, hochbetagten Menschen, die Vollziehung

solcher Bußwerke sich als unstatthaft erwies, so wurden sie im Wege der Gnade Christi den Büßern erlassen, und mit anderen vertauscht, zu welchen es diesen an Befähigung und Mitteln nicht fehlte. Daß in den späteren Zeiten, in dem Maße, als die Zahl der Gläubigen nach Millionen sich mehrte, diese Form entgegen kommender Milde immer nothwendiger wurde, ist nach dem Gange der Welt nicht schwer einzusehen. Vertrauend auf den Herrn, dessen Barmherzigkeit alle seine Werke überragt, hat die Kirche den Völkern oftmals mit Erfolg solche Indulgenzen angeboten, um sie zur Buße zu ermuntern, und die Rückkehr zur Gerechtigkeit, die Erneuerung des Lebens ihnen zu erleichtern. Darum hat auch Franziskus einen so großen Werth darauf gelegt, daß er es für das höchste Glück seines Lebens ansah, als der Papst Honorius seine Bitten erhörte, und seinen Orden zur Ausspendung eines Ablasses ermächtigte, der in wirklich wunderbarer Weise unzähligen Menschen zum Anker der Rettung, zum Mittel der aufrichtigen Bekehrung geworden ist. —

Was Uns anbelangt, so können wir über den Mangel solcher Gnadenerweisungen nicht klagen. Sie sind unter dem Zusammenwirken ganz eigenthümlicher Zeitverhältnisse, in Verlauf der letzten Jahrzehente reichlich gespendet worden; und es bleibt nur die Frage, ob sie von Vielen, die daran Theil zu nehmen gewillt sind, auch in der That erworben werden? — Es geschah im dreizehnten Jahrhundert, daß mehrere angesehene und reiche Herren, die ein sehr flottes und ungeordnetes Leben zu führen gewohnt waren, aus Rom nach Köln zurück-

kehrten, und große Indulgenzen mitbrachten. Der berühmteste Lehrmeister jener Zeit, der heilige Albertus Magnus, der eben damals in einem Kloster zu Köln wohnte, ließ sich darüber in einer Weise verlauten, die in ihrer mittelalterlichen Derbheit manchen ängstlichen Seelen anstößig scheinen mag. Bisher, sprach er, konntet ihr ohne Ablaß in die Hölle fahren; jetzt aber könnet ihr mitsammt dem Ablaß dorthin gelangen! Da nämlich die Indulgenz nicht von der eigentlichen Schuld befreit, so wird auch durch jede beharrliche sündhafte Richtung ihr Erfolg vereitelt. Wer von Rachsucht und Verläumdung, von Lüge und Betrug, von zuchtloser Sinnlichkeit nicht ablassen will, der bleibt im geistigen Tode; ihm wird weder von der Sündenschuld, noch von der darauf lastenden zeitlichen Strafe etwas abgelassen; ihm wird kein heuchlerischer Kirchenbesuch, noch sonst ein äußerliches Werk zum Gewinne der Indulgenz verhelfen.

So unzweifelhaft diese bedauerliche Thatsache, so gewiß doch ist es hinwiederum, daß die wirkliche Theilnahme an der dargebotenen Gnade von einer sehr einfachen Bedingung verbürgt wird. Je entschiedener nämlich unser Abscheu vor der Sünden*schuld*, desto größer wird auch unsere Befähigung für das Freiwerden von jener (zeitlichen) Sünden*strafe*, die der Büßer, den kirchlichen Satzungen gemäß auf sich zu nehmen bereit sein müßte. Dieser Abscheu vor der Schuld, diese Furcht vor der Beleidigung der Heiligkeit Gottes ist ein Zeugniß der aufrichtigen Liebe, die ja selber schon als eine Wirkung der Gnade sich erweiset, weshalb auch nach der Lehre des Evangeliums und der Kirche die echte Liebesreue

eine vollkommene Indulgenz mit sich bringt. Der gesammte Schwarm der Uebel, wie Gregor von Nyssa gesagt hat, wird durch die Kraft der heiligen Liebe verscheucht und ausgerottet. Wie leicht erscheint das, und wie ist es doch wieder so schwer! Wie leicht für das Anhören und die Rede, wie schwer für die Vollführung! —

Eine fromme Dame, Katharina Gräfin von Mansfeld, hatte im Anbeginn einer Krankheit, von der sie nimmer genesen sollte, einen merkwürdigen Traum. Es kam ihr vor, als wäre sie auf einer Reise in den Himmel begriffen, ohne den Weg dahin genau zu kennen. Da begegnete ihr ein Priester, der diesen Weg ihr zeigte. Er fragte sie, was sie denn habe, um es in die himmlische Heimat mitzubringen? Sie erwiederte: ich werde dem Herrn ein reuiges Herz darbringen, besprengt mit seinem erlösenden Blute. — Nicht Wenige träumen gleich ihr auf dem Wege zu sein, der in das Reich der Seligkeit führt, und vertrauen auf ihre Theilnahme an dem unendlichen Verdienste ihres Erlösers. Ob jedoch ihr Herz auch besprengt sei mit seinem Blute? Das ist die Frage. Soll dieß der Fall sein, so muß es in aufrichtiger Reue sich Ihm darbringen, in Demuth und Liebe neu belebt sich zeigen. Dann werden auch die guten Werke, die Uebungen der Wohlthätigkeit, welche die Kirche für die Indulgenz vorgeschrieben, ihre segensreiche Wirkung nicht verfehlen.

Ein schöner Ausspruch des heiligen Gregor des Großen lehrt: „Je bereitwilliger die barmherzige Nächstenliebe zu den Tiefen des Elendes hinabsteigt, desto wunderbarer wird sie ermächtiget, sich zum Höchsten,

nämlich zur Huld Gottes zu erheben." Mächtiger hat kaum jemals das Mitleid das Herz eines Irdischen bewegt, tiefer ist Niemand freiwillig in das Elend der Sterblichen eingegangen, als es von Seite des seraphischen Gottesdieners geschehen. Darum ward er auch, gleich den Aposteln, der wunderbarsten Freundschaft des Herrn, der Huld der seligsten Jungfrau, der Obhut und Gesellschaft der heiligen Engel gewürdigt; darum wandelte er auf Erden als eine Leuchte der sittlichen Schönheit, als Träger der göttlichen Gnade.

Wir wollen, um das besser einzusehen, zum Schlusse eines sinnreichen Gleichnisses gedenken, das aus den Reden des seligen Aegidius aufbehalten worden. Wenn ein König seine Tochter auf eine Reise sendet, oder in irgend einer Stadt ihren feierlichen Einzug anordnet, so wird er sie nicht auf einem ungezügelten, widerspenstigen Rosse ihren Sitz nehmen lassen, sondern auf einem zahmen und sanften Zelter. Aehnlich vertraut der Herr seine Gnade nicht den Stolzen, Unbeugsamen und Störrischen, sondern nur jenen, die in Geduld und Sanftmuth seinem Willen sich unterwerfen. Und so bleibt alles Heil in dem Spruche beschlossen: Selig, die das Wort Gottes mit willigem Geiste hören, und im Leben es bewahren. Die weitere Erklärung dazu gibt der heilige Apostelfürst Petrus, indem er uns ermahnt: „Wendet alle eure Sorgfalt an, und übet in eurem Glauben die Tugend (die sittliche Kraft der Pflichterfüllung), in der Tugend die Wissenschaft (die Umsicht in der Erkenntniß und Wahl des Rechten); in der Umsicht die Selbstüberwindung (die Beherrschung der innern selbstischen Rei-

gungen); in der Selbstbeherrschung die Geduld (im Ertragen körperlicher Leiden, oder widriger Geschicke, und im Umgange mit Andern); in der Geduld die Frömmigkeit (die kindliche Ehrfurcht vor Gott, sowie die Pietät in der Familie und im vaterländischen Verbande); in der Frömmigkeit die Bruderliebe (zu den Glaubensgenossen); in der Bruderliebe die Nächstenliebe (d. h. die Liebe zu allen übrigen Menschen). Denn, so fährt der Apostel fort, „wenn diese Tugenden im reichen Maße bei euch sich finden, so werden sie euch nicht ohne Frucht lassen in der (zunehmenden) Erkenntniß Christi. Wer hingegen diese Tugenden nicht besitzt, ist blind und kurzsichtig (er faßt nur das Nächste und Irdische in's Auge) und hat die (geschehene) Reinigung von den früheren Sünden aus dem Gedächtnisse verloren. Darum beeifert euch um so mehr, eure Berufung und Erwählung durch gute Werke sicher zu stellen. Denn wenn ihr so handelt, werdet ihr das Heil nicht verlieren, und es wird euch in reicher Fülle der Eingang (die Aufnahme) verliehen werden in das ewige Reich unseres Herrn und Erlösers Jesu Christi." *)

---

*) 2. Petr. 1, 5—11.

VI.

Schutzfest des heiligen Joseph.

Erster Vortrag.*)

„Ein getreuer und weiser Diener, den der Herr über seine Familie gesetzt." (Matth. 24, 45.)

Eingang.

Zweifach ist die Ehre, nach der die Irdischen streben können. Die eine äußerlich, in und von der Welt erworben, aber auch gleich dieser wandelbar; die andere innerlich, geistig, von Gott und für Gott verliehen, der Welt aber mehrentheils verborgen, und der irdischen Ehre dergestalt entgegen gesetzt, daß, wer die eine sucht, auf das Verlangen nach der andern verzichten muß. Wie vermöget ihr zu glauben, hat der Herr seinen hochfahrenden Gegnern erwiedert: wie kann das Licht des Glaubens euch erleuchten, da ihr nur nach der Ehre geizet, die ihr einander wechselseitig erweiset, die wahrhafte Ehre hingegen, die von Gott allein ist, nicht suchet? Diese rechte, innerliche Ehre ist das Zeugniß unseres Gewissens, daß wir in der von Gott wieder hergestellten Geradheit und Lauterkeit des Herzens in dieser Welt

*) In der Kirche der Carmelitinnen zu Prag 1852.

wandeln, nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in derjenigen, die von der Gnade Gottes gelenkt wird. *)

Welche Art von Ehre oder Glorie hat auf Erden den erhabenen Patriachen verherrlicht, dessen Fest, als eines Beschützers der Gläubigen, wir heute feiern? Ohne Zweifel die innerliche, die von Gott gegeben, die vor Gott groß ist. Denn so hoch und unvergleichlich seine Würde, so ist sie doch nach keiner gemein menschlichen Vorstellung, weder durch weltlichen Ruhm noch durch irdischen Glanz und Schimmer zu Tage getreten. Sie hat ihren Grund in der eigenthümlichen, ganz einzigen Stellung und Aufgabe, zu welcher die rettende Vorsehung ihn für das Heil der Menschenwelt berufen, so wie in der beharrlichen Treue, womit er diesem Berufe nachgekommen. Nach beiden Beziehungen ist sein Ruhm in den Worten geschildert: „Ein treuer und weiser Diener, den der Herr über seine Familie gesetzt.“ Ein Diener, jedoch jener Familie zum Haupte und Schirmer gesetzt, die Gott die Seine nennt, und welch' eine wunderbare Familie! Indem wir in dieser Stellung ihn als den auserwählten Diener der Vorsehung betrachten, wollen wir die Würde, die ihm verliehen, die Treue, worin er erprobt worden, und das Vorbild, das uns an ihm gegeben, näher ins Auge fassen.

I.

Wenn wir die Sagen und Mythen der heidnischen Völker mit den Berichten der Heilsgeschichte vergleichen,

---

*) 2. Cor. 1, 12.

wird ein sehr wesentlicher Grundzug bemerklich werden, durch welchen sich die thatsächliche Wirklichkeit von allen Phantasiegebilden unterscheidet. Der brahminische Gott Vikramaditja wirkt gleich im Anbeginn seines Lebens ganz ungeheure Wunderdinge. Der chinesische Weise Lao-tse kam gleich mit eisgrauem Hauptaar und Bart zur Welt, zum Zeichen seiner jetzt schon reifen und vollendeten Weisheit. Die Göttin Minerva trat geharnischt, mit Helm, Schild und Lanze aus Jupiters Haupt hervor, und Herkules, noch in der Wiege liegend, zermalmte schon mit den Händen gräuliche Schlangen.

Nichts Abenteuerliches der Art berichten die echten Evangelien vom Welterlöser, der seiner Menschheit nach seinen Brüdern in allem, mit Ausnahme der Sünde sich ähnlich erwiesen, und daher auch wie ein hilfloses Kind in diese Welt gekommen. Nicht plötzlich, sagt Tertullian, ward er gesendet; nicht plötzlich und mit einem Male erschien er als der Erlöser; da nichts, was von Gott kommt, plötzlich eintritt, sondern schrittweise vorbereitet, geordnet, und durch Zwischenglieder vermittelt wird. So sehen wir die Ankunft des himmlischen Menschen durch Jahrtausende vorbereitet, bis endlich die letzte oder nächste Vermittlung derselben dadurch zu Stande kam, daß jene Tochter Davids auf Erden erblühte, die zu seiner jungfräulichen Gebärerin vorbestimmt war. Wir können aber ihren Namen nicht nennen, ohne zugleich Desjenigen zu gedenken, der vor allem die Bestimmung hatte, als gesetzlich verlobter Gemahl und Beschützer ihr zur Seite zu gehen. Um jedoch im Allgemeinen von dieser Bestimmung zu wissen, bedurfte er keiner besondern Offen-

barung, keiner ausdrücklichen Weisung von oben; es reichte schon hin, daß er ein Gerechter, und daher dem Gesetze des alten Bundes gewissenhaft zu gehorchen bereit war.

Wenn nämlich aus irgend einer erlöschenden Familie als letzter Sprößling eine Jungfrau, und sonach eine Erbtochter übrig blieb, so verpflichtete das Gesetz den nächsten Anverwandten, sie zu ehelichen. Eine solche Erbtochter, die in gerader Linie aus dem alten Königshause Davids sproßte, war Maria; aus der nächsten Seitenlinie stammte Joseph. Er handelte daher, wie es die gesetzliche Ordnung erheischte, die jedoch selbst wieder unverkennbar unter der wunderbar lenkenden Macht der Vorsehung stand. Denn nicht gleichsam zufällig erschien Maria als der letzte Zweig eines absterbenden Baumes, eines verkommenen Herrscherstammes; vielmehr war eigentlich nur um ihrer willen dieser Baum gepflanzt, diese erlauchte Familie von Abraham an bis Joakim aufrecht erhalten, und auch nur für sie und um ihrer willen war Joseph vorerwählt worden. Welch' eine erhabene Würde, die schon durch diese seine Bestimmung ihm verliehen war! In irdischen Verhältnissen ist es üblich, daß die Frau in den Stand dessen eintritt, mit dem sie ehelich verbunden wird. Ist er höhern Ranges als sie, so wird sie zu gleichem Rang erhoben; ist seine Stellung niedriger als die ihre, so muß sie auf den früheren Rang Verzicht leisten. Die Bauerstochter, die einen Fürsten ehelicht, wird nun eine Fürstin genannt; die Fürstin, die einem Bürger die Hand reicht, kann fortan nur als Bürgersfrau gelten. Nur der höchste Rang, der

mit der herrschenden (souveränen) Gewalt oder Majestät verbunden, pflegt hier eine Ausnahme zu machen, wie dieß z. B. dem tapfern Marcianus geschah, der ungeachtet seiner niedern Herkunft Kaiser des oströmischen (griechischen) Reiches wurde, nachdem ihn die Kaiserin Pulcheria zu ihrem Gemahl erhoben.

Da wir nun die Wunderbare, die den König der Glorie geboren, mit vollem Rechte als die Königin der Menschenwelt verehren, so dürfen wir daraus schon auf die Hoheit ihres gesetzlichen Lebensgefährten den Schluß ziehen. An dieser Hoheit jedoch ist vorzüglich die geistige Bedeutung, die sittliche Würde hervor zu heben. Um die Ehre der Jungfrau zu schützen, mußte er, als ihr rechtmäßiger Gemahl überall hin sie begleiten, den Haushalt mit ihr gemeinschaftlich führen, stets in ihrer Nähe sein, dabei aber doch einzig nur als ihren von Gott bestellten Beschirmer und Diener sich betrachten, und ihr, als der Mutter seines Erlösers, mit größter Ehrerbietung begegnen. Aber an die Stelle der irdischen Neigung und Leidenschaft trat mit um so größerer Segensfülle das Wohlwollen einer heiligen und ganz himmlischen Liebe. Denn diese Liebe war es, womit die jungfräuliche Gemahlin seine Sorgfalt und Ehrfurcht belohnte. Wenn nach der Lehre des Apostels ein ungläubiger Mann geheiligt wird durch eine gläubige Ehegefährtin *), was die Geschichte durch zahlreiche Beispiele bestätigt: zu welcher Höhe sittlicher Vollendung mußte erst der gottesfürchtige Joseph in Maria's Gesellschaft gelangen, aus deren

*) 1. Cor. 7, 14.

Angesicht nur himmlische Demuth und Reinheit strahlte, deren Umgang für ihn als eine Schule jeglicher Tugend sich gestaltete!

Ueberdieß war es ja nicht bloß dieses gesellige Band, das ihn beglückte, sondern auch der stete Verkehr mit dem, welcher der Quell und Herr der Gnade und des Lebens ist. „Das ewige Leben, das vom Anfang beim Vater war, ist uns erschienen; — was wir gehört, mit unseren Augen gesehen, mit unseren Händen berührt vom Worte des Lebens, das verkünden wir euch, damit unsere Gesellschaft (Gemeinschaft) sei mit dem Vater und seinem Sohne Jesus dem Gesalbten." So bezeugt es der Apostel, den Jesus liebte. Nicht in der Reihe der Apostel stand Joseph, denn noch waren die Bande des alten Gesetzes nicht gelöst; wohl aber auf der obersten Höhe der Patriarchen, da ihm in voller Wirklichkeit gegeben war, was diesen als Verheißung noch in ferner Zukunft lag. Wenn der Herr die Apostel zuerst seine Knechte, dann seine Jünger, endlich seine Freunde und Brüder nannte, so führte Joseph, als Haupt der Familie und gesetzlicher Gemahl Maria's, auf Erden den Namen seines Vaters, Vorgesetzten, Pflegers und Ernährers, und war nach bürgerlicher Ordnung berechtigt, ihn seinen Sohn zu nennen. Und wenn zwar mit der Ankunft Christi auf Erden ein eigenthümlicher Dienst der Engel in Verbindung stand, so erscheint uns doch Joseph, in der Lauterkeit seines Herzens, in seiner Demuth und unermüdlichen Thätigkeit als der sichtbare Schutzengel, den die Vorsehung dem Jesuskinde und seiner Mutter beigesellt hat. Welch' ein treuer und weiser Diener, den der Herr über

seine Familie gesetzt! Andere gläubige und Gott getreue Menschen, damit sie nicht sich selbst überschätzen, werden ermahnt, daß sie, auch nachdem sie alles gethan und geleistet, doch nur als unnütze Knechte sich achten sollen;*) was schon darin seinen Grund hat, weil Gott ihrer nicht bedarf. Auf einen solchen Diener jedoch, wie wir in Joseph ihn gewahren, werden wir diese Worte um so weniger anwenden wollen, als der edlen Einfalt seines Herzens jeder selbstische Gedanke fern blieb.

Wir wollen, um sein Verhältniß zu Jesus noch bestimmter zu würdigen, einer kleinen etwas seltsamen Begebenheit gedenken, die vor ungefähr fünf Jahrhunderten in Italien sich ereignet hat. Ein Landpfarrer im toskanischen Gebiete, Namens Diedato, war zu einem schwer Erkrankten gerufen worden, um ihm das Viaticum und die letzte Oelung zu bringen. Sein Weg führte durch eine Furth oder Durchgangsstelle der Siêve, eines der Seitenflüsse, die in den Arno sich ergießen. In gewöhnlichen Zeiten seicht und ohne Mühe zu überschreiten, war der Strom jetzt, da im Gebirge häufige Gewitter niedergegangen, sehr wasserreich geworden. Darum schritt der Kirchendiener mit einem langen Stabe voran, um die Tiefe zu messen (zu sondiren); die Leute aber, die am jenseitigen Ufer sich befanden, riefen herüber und trieben zur Eile, weil die Gewässer sichtlich zunahmen. Als sie so hoch gestiegen, daß sie dem Pfarrer schon beinahe bis zur Hüfte reichten, hob dieser das Ciborium mit beiden Händen über sein Haupt, hielt es in dieser Höhe,

*) Luc. 17, 10.

und gelangte glücklich ans Ufer. Hier empfingen ihn die Leute, die nicht ohne Angst zugesehen, und sprachen: Wahrhaft habt Ihr alle Ursache, dem Allerheiligsten, so Ihr in den Händen trägt, zu danken, denn ohne seinen Beistand wäret Ihr sicherlich zu Grunde gegangen. Allerdings, erwiederte Diedato: der Herr hat Mir geholfen und ich Ihm, sonst wären wir beide unter das Wasser gerathen.

Offenbar war das eine sehr leichtfertige und unziemliche Rede, die auch nicht verfehlte, in der Umgegend sowohl als in der Stadt (Florenz) großes Aergerniß zu erregen. Jeder Gläubige ist darüber belehrt, daß der verklärte Leib des Herrn in seiner verhüllten (sacramentalen) Gegenwart von keinen Naturgewalten verletzt werden kann, und daß, was immer die Gestalten treffen mag, die Wesenheit doch unberührt bleibt. Und überdieß, wer darf, und sei es auch nur in vermeintlich witziger Rede, so vermessen sein, sich zu rühmen, er habe dem Herrn geholfen, der in seiner Unendlichkeit weder einer Hilfe nöthig hat, noch von einem erschaffenen Wesen sie empfangen kann? Dennoch dürfen wir es für erlaubt halten, etwas der Art beziehungsweise von Joseph auszusagen. Er trug Jesum und Jesus ihn. Er trug den Herrn, und hielt ihn empor über dem Schwalle der Fluthen, denn er war es, der die Kindheit des Herrn vor Noth, Ungemach und Verfolgung beschirmte, den Müden auf seine Arme nahm, in der Wüste für ihn Nahrung suchte, ihm ein Lager bereitete und seinen Schlummer bewachte. Jesus hinwiederum trug ihn, weil er auch Josephs Erlöser und Heiland war. Indem wir also in mehrfacher Beziehung

erkannt haben, den herrlichen Patriarchen als den vorzüglichsten Diener der göttlichen Fürsehung zu ehren, wollen wir nur noch, was sein Vorbild uns lehre, im Wesentlichen erwägen.

II.

Zur Zeit, da die Vandalen die blühenden Colonien im nördlichen Afrika verwüsteten, und die katholischen oder rechtgläubigen Bekenner Christi mit Arianischer Wuth verfolgten, ward von ihnen ein Bischof nebst vielen Gläubigen in ein morsches und leckes Schiff geworfen, das ohne Segel, ohne Masten und Ruder ins Meer hinausgestoßen und dem Spiel der Wogen preisgegeben wurde. Gegen das Erwarten der Grausamen landeten Alle, die auf diesem elenden Fahrzeug sich befanden, wohlbehalten an der italienischen Küste, und mit ihnen auch der fromme Bischof, dessen Eigenname „Quod Deus vult“ so viel bedeutet, als das deutsche „Was Gott will.“

Allerdings ist das ein Name von weitumfassender Bedeutung. Indem er auf jenen göttlichen Willen hinzeigt, der als sittliches Gesetz im Gewissen und im Dekalog einem Jeglichen klar vor Augen liegt, bildet er den Sinnspruch oder Wahlspruch der Gerechtigkeit überhaupt, weil diese eben in der Erfüllung der geoffenbarten ewigen Gebote oder im Gottesgehorsam sich erprobt. Er enthält aber außerdem auch den Hinweis auf mancherlei Ereignisse, welche, sie mögen uns willkommen oder widerwärtig scheinen, als Fügungen oder Schickungen Gottes in unseren Lebensgang eintreten, und die wir weder vorauszusehen noch in ihren Ursachen und Zwecken richtig zu beurtheilen

vermögen. Es bezeichnet sonach der Spruch „was Gott will" auch die Gesinnung, die in der Gleichförmigkeit des eigenen mit dem göttlichen Willen den inneren Frieden findet, und in gläubiger Liebe jegliche Widerwärtigkeit aus der Hand der Vorsehung annimmt.

In jeder dieser Beziehung steht Joseph als leuchtendes Vorbild vor uns. Er hat das Lob und den Ruhm des Gerechten nicht bloß in der vollen Reinheit und Rechtlichkeit seines Wandels, sondern auch in der Gott ergebenen Treue, womit er in herben Prüfungen die Feuerprobe des Gehorsams bestand. Wie oft fühlte er sich von qualvollen Zweifeln bedrängt, von dichter Finsterniß umgeben, ohne einen Ausweg zu sehen, und trug diese Leiden schweigend, bis ein Bote vom Himmel ihm Licht und Aufschluß brachte! Wie Manches wurde ihm auf diesem Wege geboten, wovon ihm die Absicht Gottes verborgen blieb, und wie unverzüglich gehorchte er, im Geiste der alten Erzväter, diesen geheimnißvollen Befehlen! Wir lernen aber auch daraus, daß die Verehrung, die wir ihm bezeigen, das Vertrauen, das wir zu ihm hegen, fruchtlos und eitel bliebe, sofern wir damit nicht die Bereitwilligkeit verbänden, uns auch jenen Fügungen Gottes, deren Absichten uns völlig räthselhaft sind, mit kindlicher Ergebung zu unterwerfen. „Der Wille Gottes, so mahnt die heilige Theresia, muß, wir mögen nun wollen oder nicht, wie im Himmel so auch auf Erden sich erfüllen; darum ist es an uns, aus der Noth eine Tugend zu machen."

Wir werden jedoch eingestehen müssen, daß wir im Gegentheile gar oft in der Verfassung sind, aus der

Tugend eine Noth zu machen, indem wir selbst der klar erkannten, im Sittengesetze offen dargelegten Forderung des göttlichen Willens nur widerstrebend und zögernd Folge leisten, und mehr aus Furcht als aus Liebe erfüllen oder meiden, was die Pflicht gebietet oder untersagt. Und auch hierüber mögen wir von der heiligen Theresia eine Zurechtweisung und Belehrung annehmen. „Wie so ganz verschieden ist die Richtung unseres Willens von dem göttlichen! Gott will, daß wir die Wahrheit suchen, und wir streben nach Lügenhaftem und Eitlem. Er will, daß wir nach hohen und ewigen Gütern verlangen, und wir wünschen nur geringe, vergängliche und trügerische Dinge. Seid vielmehr weise und fürchtet nicht, daß Gott euch verlassen werde, wenn nur Ihr nicht verweigert, euch in seinen Willen zu ergeben. Fürchtet euch nicht, daß es je der Wille Gottes sei, uns weltliche Ehren und Ueberfluß zu geben; Gott liebt uns nicht in so *geringem Maße*!"

Wer diese lichten Worte versteht, und in der That ihnen beistimmt, kann auf den Schutz des heiligen Joseph vertrauen. Er ist der Beschirmer der Priester, welche das ihnen anvertraute Heil mit Treue und Ehrfurcht behandeln; der Verehlichten, welche die Eintracht bewahren, der Jünglinge und Jungfrauen, die in sittlicher Lauterkeit wandeln, der Reisenden, die auch in ihrer Erdenheimat als Pilger sich ansehen; der Handwerker und Arbeiter, welche die Frömmigkeit im Bunde mit der Genügsamkeit als ihren besten Gewinn betrachten; — ganz besonders aber ist er der Beschützer der Sterbenden, die darnach sich sehnen, gleich ihm, dem Jesus und Maria tröstend

zur Seite standen, im seligen Frieden von den Mühen des irdischen Tages zu scheiden, und die Wahrheit der Verheißung an sich erfüllt zu sehen: „Das Wohlgefallen des Herrn ruhet auf denen, die ihm gehorchen und auf seine barmherzige Güte vertrauen." Der edle Patriarch, der nie und nirgend das Seine gesucht, sondern als höchster Diener der Vorsehung einzig nur für Jesus und Maria gelebt, brachte auch, nachdem sein Beruf und Tagewerk vollendet war, seine letzten Augenblicke in ihrer Mitte zu. Ihm war es gegeben, seinen Geist unmittelbar in die Hände Jesu zu empfehlen; und obwohl er, aus so wunderbarer Geselligkeit scheidend, den Himmel auf Erden verließ, ging er doch in der seligen Hoffnung hinüber, diesen Himmel bald und für immer wieder zu finden. An uns aber ist es, seinen Schutz und seine Fürbitte anzurufen, damit wir alles, was uns zu thun obliegt, durch göttliche Erleuchtung erkennen, und es treu zu vollbringen die Kraft erlangen, durch Christum unsern Herrn. —

Zweiter Vortrag. *)

„Ein treuer Freund ist ein starker Schirm; wer ihn gefunden, hat einen Schatz gefunden.“ (Eccli. 6, 14.)

Eingang.

Zwei vielgesuchte Mittel gibt es in der Welt, durch welche man alles zu erlangen vermeint, was nach gemeinen Begriffen zur Sicherung irdischer Glückseligkeit erfordert wird. Das eine findet sich in den geselligen Verhältnissen des Weltlebens, und heißt Beschützung durch Gunst und Gönnerschaft, oder Protection. Das andere erscheint noch wirksamer, und führt rascher zum Ziel, es besteht in Geld und Gut. Wer des Schutzes mächtiger Gönner sich erfreut, kann früher oder später zu Wohlhabenheit und Ehre gelangen; wer Reichthum besitzt, vermag selber Protection zu gewähren. Bei allem dem sind beide diese Mittel sehr unverläßlich, wandelbar und daher auch trügerisch. Menschliche Gunst ist kein Fels, auf den sich bauen läßt; Reichthümer schwinden oft gar schnell dahin; auch können sie von Thorheit und Sünde, von Siechthum und Tod nicht erlösen. Der

---

*) In der Kirche der Carmelitinnen zu Prag 1853.

wahrhafte Schutz ist die Macht Gottes, durch welchen wir mittelst des Glaubens bewahrt werden zum Heile, *) dessen Wahrheit und Treue wie mit einen Schilde uns beschirmt. **) Der echte Reichthum ist der, den keine Motten verzehren, kein Räuber hinweg nimmt. „Die Reichthümer des Heils sind Weisheit und Erkenntniß; in der Gottesfurcht die (wahrhaften) Schätze.“ ***)

So zahlreich jedoch diese und ähnliche Unterweisungen der Schrift, die uns mahnen, bei wem oder worin die rechte Sicherheit des Lebens zu suchen, fehlt es doch an solchen Zeugnissen nicht, die auch der menschlichen Freundschaft das Wort reden. „Ein treuer Freund ist ein starker Schirm; wer ihn gewonnen, hat einen Schatz gefunden. Einem treuen Freunde ist nichts vergleichbar, Gold und Silber hat kein Gewicht gegen die Güte eines treuen Freundes; und die Gott fürchten, werden ihn finden.“ †) Ob die Zahl solcher wahrhafter Freunde groß sei, und ob viele Menschen so beschaffen, daß sie eine Stütze der Art suchen und verdienen, das ist eine Frage, deren Lösung schon in der eben angeführten Stelle sich findet. Wenn aber jemals ein Gerechter auf Erden gelebt, dem wir nunmehr als einem himmlischen Freunde und Beschützer von ganzem Herzen vertrauen dürfen, so ist es der Edelste und Liebenswürdigste der Patriarchen, den die Kirche als Beschirmer der Christen verehrt. Wenn wir,

*) 1. Petr. 1, 5.
**) Psalm 90.
***) Jesai. 33, 6.
†) Eccli. 6. 14—16.

nach dem Ausdrucke eines bekannten Gebetes, mit vollem Rechte die Zuflucht nehmen in den Schutz und Schirm der heiligen Gottesgebärerin, so sind wir, nach der kirchlichen Ansicht, nicht minder auch den heiligen Joseph zu verehren berechtigt als unsern Schild und Beschirmer im Leben wie im Sterben. Es geziemt sich jedoch, daß wir sowohl über die Beweggründe als über die Bedingungen dieses Vertrauens uns selber Rechenschaft geben. Worauf beruht der Glaube, daß Joseph ein mächtiger Beschützer der Christen ist? Worauf insbesondere beruht die Zuversicht, daß er Unser Beschützer ist? Auf diese Fragen wollen wir nun näher eingehen.

I.

Schöner und erhabener ist in der Heilsgeschichte der Vorzeit kaum eine Rede, als die des Herrn an Abraham: „Fürchte nicht; ich bin dein Schild und dein übergroßer Lohn.“*) Was fürchtete dieser gerechte und von vielen Völkern geehrte Mann; was war die Veranlassung seines Zagens? Unmittelbar vorher hatte er ja in einem Feldzuge eine fast wunderbare Tapferkeit bewiesen, als er von wenig mehr als dreihundert Hirten begleitet, die vereinten Kriegsheere arabischer, assyrischer und persischer Fürsten überfiel, sie aufs Haupt schlug, die Gefangenen frei machte, und den Räubern die ganze Beute wieder abgewann. War diese glänzende Siegesthat nicht vielmehr geeignet, seinen Muth und sein Selbstvertrauen zu erhöhen? Allein anstatt den großen Erfolg der eigenen

---

*) Genes. 15, 1.

Kraft zuzuschreiben und darüber in Stolz und Uebermuth sich zu erheben, ward das Herz des Gottergebenen Helden vielmehr von Furcht gebeugt gegenüber der Allmacht des Herrn, die ihm diesen Sieg gegeben, und auf deren fernern Beistand er um so weniger zu rechnen wagte, je geringern Werth er auf sich selber zu legen gewohnt war. Darum verhieß ihm der Ewige durch seinen Engel: Ich werde dein Schild sein. Warum aber ward auch das Andere ihm angekündet: Ich selbst werde dein übergroßer Lohn sein? Warum ward ihm außer dem göttlichen Schutze auch ein so unendlicher Lohn in Aussicht gestellt?

Den Aufschluß darüber finden wir in dem Benehmen, das Abraham nach dem Siege beobachtete. Der König von Sodom, den der Einfall der kriegerischen Horden am schwersten getroffen, hatte aus Dankbarkeit ihm angetragen, die gesamte Beute als Geschenk anzunehmen, und nur die befreiten Gefangenen waren es, die er zurück verlangte. Allein Abraham erwiederte mit der feierlichen Betheuerung: Ich erhebe meine Hand zum Höchsten, dem Besitzer des Himmels und der Erde, und erkläre, daß ich nichts von allem was dein ist, annehmen werde, damit du nicht sagest: du habest mich reich gemacht. Weil er sonach jedes irdische Gelüste der Habsucht und des Eigennutzes von sich gewiesen, und für die Thaten, die er durch Gottes wunderbaren Beistand vollbracht hatte, keinen irdischen Lohn gewollt, wurde ihm jener unendlich größere Lohn zugesichert, nach dem in der Folgezeit auch der Psalmensänger sich sehnte, da er zu Gott rief: „was habe ich im Himmel und

was suche ich auf Erden? Der Gott meines Herzens bist du, und mein Antheil in Ewigkeit."

Verborgener und geringer vor den Augen der Welt, in der ein schlichter und dürftiger Arbeiter kein Aufsehen erregen kann, und dennoch in evangelischer Tugend herrlicher als Abraham, war der Letzte in der Reihe der Patriarchen, mit welchem dieser alte Stamm zu Ende ging, weil das Ziel desselben, der Eintritt des Heilandes als neuen und himmlischen Menschen, in der jungfräulichen Fruchtbarkeit der letzten Davidstochter schon erreicht worden war. Auch Joseph wurde, gleich jenem Erzvater, in Zeiten der Prüfung von düsteren und bangen Zweifeln beängstigt und niedergebeugt, die er schweigsam in sich barg; auch er sah in den Zeiten der Verfolgung die ihm Anvertrauten von Noth und Gefahren bedrängt. Aber wo kein irdisches Wissen seine Zweifel zu lösen vermochte, und wo keine irdische Macht ihren Beistand gewährte, da wurde auch ihm der Bote des Lichtes gesendet, der zu ihm sprach: „Joseph, du Sohn Davids, fürchte nicht, Maria, deine Verlobte, in dein Haus zu nehmen;" — und ein anderes Mal: „mache dich auf, und kehre zurück in das Land Israel."

Auch ihm also wurde bedeutet, der Allmacht Gottes als seinem Schild und Schirm zu vertrauen. Die andere Zusage jedoch: ich selbst werde dein übergroßer Lohn sein, blieb ihm nicht für die jenseitige Zukunft vorbehalten, sondern er sah schon auf Erden sie verwirklicht. Denn der Gottessohn, der aus dem Wesen des Vaters und mit dem Vater eins ist, war seiner Menschennatur nach der Sohn einer ihm gesetzlich verlobten jungfräulichen Gemahlin

und darum auch in gesetzlicher Geltung ihm gegeben, seiner Aufsicht untergeordnet, seiner Fürsorge und Obhut anvertraut. Wenn Abraham frohlockte, als ihm auf den Tag des Menschensohnes, auf die Zukunft Jesu der prophetische Ausblick gegönnt wurde: von welcher seligen Freude mußte erst Joseph sich durchströmt fühlen, dem es verliehen war, den seit Jahrtausenden Ersehnten auf seinen Armen zu tragen, für ihn zu arbeiten und zu wachen, jede Sorgfalt und Mühe, jeden Augenblick seines Lebens ihm zu weihen.

Von seinem Jünger Timotheus, den er der Gemeinde von Philippi zu senden verspricht, bezeugt der Apostel, daß er Niemanden sonst um sich habe, der mit ihm so gleicher Gesinnung, und für sie (die Philippenser) in so aufrichtiger Liebe besorgt wäre, als jener Jünger. Denn, so setzt er hinzu: „Alle suchen nur, was das Ihre, nicht aber was Jesu Christi ist.“ *) Ohne Zweifel hat er mit diesem Ausspruche nicht alle Menschen ohne Ausnahme gemeint, sondern wie es der Zusammenhang ergibt, bloß diejenigen, die ihm gerade damals, da er an jene Gemeinde schrieb, als Gehülfen zu Gebote standen. Wenn aber je ein Gerechter auf Erden gelebt hat, von dem unbedingt das Gegentheil galt, so war es Joseph, der wahrlich nichts für Sich verlangte, in keinem Augenblicke das Seine suchte, sondern ausschließend alles für Maria und Jesus. Beiden zum Schirmer, Ernährer und Wächter bestellt, wollte und verlangte er in der stillen Hoheit seiner Seele durchaus nichts anderes, als diesem Amte genügen.

---

*) Phil. 2, 21—22.

Als Alphons von Arragonien in früher Jugend auf den spanischen Königsthron erhoben wurde, beschlossen die Granden des Catalonischen Adels ihm ihren Wunsch mitzutheilen: er möge gestatten, daß ihm sieben auserlesene Männer als Räthe beigegeben würden, die in Gottesfurcht und Gerechtigkeit bewährt, ihre Leidenschaften zu zügeln gewohnt und keiner Bestechung zugänglich, einzig nur darauf bedacht wären, für das Wohl des Königs und seiner Völker zu wachen. Alphons fand diesen Wunsch sehr schön und lobenswerth; er setzte jedoch hinzu: sofern ihr, ich will nicht sagen sieben, was kaum denkbar, sondern nur Einen Mann von solchem Charakter aufzufinden vermögt, so bin ich gern bereit, ihm das Reich und die Regierung gänzlich zu überlassen. Er wußte also den Werth solcher Männer zu schätzen, welche die Kraft der Selbstverläugnung für alles Große und Edle befähigt; er wußte aber auch, wie sehr die Seltenheit derselben ihren Werth erhöht. Der König und Retter der Menschenwelt, der, wie der Apostel sich ausdrückt, „nicht sich selbst zu Gefallen gelebt," sondern dem Heile der Menschen, weil er ja widrigenfalls die Schmähungen der Gottesfeinde nicht auf sich genommen hätte, *) der Herr der Ewigkeit, der seiner Herrlichkeit sich entäußerte, hat zum Pflegevater seiner Kindheit und Jugend einen Gerechten erwählt, der ganz und ohne Vorbehalt diesem Berufe sich hingab.

Es wird uns nach dieser Voraussetzung nicht schwer, eine Frage zu beantworten, die sich in Bezug auf den heiligen Joseph uns aufdringen kann. Warum ist in den

*) Röm. 15, 3.

Evangelien so wenig von ihm aufgezeichnet? Warum verschwindet er im Lichte Jesu, wie der Planet, der als Morgenstern geschimmert, im Glanze der aufgegangenen Sonne? Warum ward im Verlaufe der früheren christlichen Jahrhunderte von den Völkern ihm so wenig Verehrung gebracht? Wir erwiedern: daß er so verborgen geblieben, das sei für die Ehre Christi, für die Reinheit des Glaubens so geordnet worden, um den Irrlehren der Ebioniten und Arianer keinen Stoff zu geben, die in Christo lediglich einen Menschensohn oder doch nur ein Geschöpf Gottes anerkennen wollten. Erst als die apostolische Lehre unter der Obhut des heiligen Geistes den Sieg gewonnen, als die Gottheit Jesu und das Wunder der Menschwerdung nimmermehr bestritten werden konnte, trat auch die Jungfräulichkeit seiner Gebärerin und die demuthvolle Hoheit seines Nährvaters ans volle Licht hervor.

Es ist ein schönes Bekenntniß, das der heilige Bernardus in den Worten ausgesprochen: „Glückselig bin ich, wenn der Herr mich würdig erachtet, anstatt eines Schildes mich zu benützen." Als ein solcher Schild diente Joseph der Jungfrau und ihrem göttlichen Sohne, um alle Pfeile der Bosheit und Verläumdung abzuwehren, die beide getroffen hätten, wäre er nicht als Maria's rechtmäßiger Gemahl ihr zu Seite gestanden. Wie ein starker Schild bewahrte er Jesum vor dem Schwerte der Mörder, die Herodes ausgesendet; er schirmte ihn und die Jungfrau durch die Arbeit seiner Hände vor den Unbilden der Witterung und des Mangels. So ward er der Retter dessen, der Alle zu erlösen gekommen, der Ernährer, Führer

und Lenker des guten Hirten, der Schutzengel des menschgewordenen Logos, der zeitweilige Vorgesetzte seines ewigen Herrn und Gebieters. Und dieser glorwürdige Schirmer Christi, wie sollte er nicht auch Beschützer Aller sein, die diesem als Glieder angehören? Er, dem Jesus und Maria in so einziger Weise das volle Vertrauen, die zarteste Liebe zugewendet, wie sollte er nicht als der willfährigste Freund der Gläubigen sich bewähren? Wir haben dafür, abgesehen von den Aussprüchen der älteren Lehrer und des heiligen Bernardus, in der neueren Zeit die Zeugnisse des Johann Gerson, des heiligen Bernardinus von Siena, vorzugsweise aber jene der heiligen Theresia. Sie nennt den Nährvater Christi nie anders als ihren Vater, ihren Herrn; sie betheuerte, daß sie niemals etwas von ihm bittlich verlangt habe, das ihr nicht gewährt worden wäre; sie legte die Schlüssel ihrer Klöster vor seinem Bilde nieder, und erklärte ihn dadurch als Hausvater und Beschützer der geistlichen Familie. Auf welchem Grunde jedoch diese Zuversicht in seine schirmende Freundschaft sich erbauen müsse, davon werden wir nun ohne Mühe die Einsicht gewinnen.

II.

Ein glaubwürdiger Gewährsmann, der vor wenigen Jahrhunderten gelebt, Namens Recupitus, berichtet ein Ereigniß, das in der Gegend von Neapel während eines der furchtbarsten Ausbrüche des Vesuvs sich zugetragen. Als nämlich die glühenden Lavaströme, die aus dem Krater hervorquollen, in ihrem Fortrücken über die Abhänge des Berges große Strecken bewohnten

Landes verwüsteten, befand sich unter den fliehenden Landleuten eine gewisse Camilla mit ihrem Enkel, einem fünfjährigen Knaben auf dem Arme, der Joseph hieß. Von dem Feuerstrome, der über einen jähen Abhang sich herabwälzte, beinahe schon eingeholt, sah sie keine andere Rettung übrig, als vom Rande eines Felsens hinab zu springen, wobei sie jedoch den Kleinen zurücklassen mußte. In ihrer Herzensangst erhob sie den Blick zum Himmel und rief: heiliger Joseph, dir empfehle ich den kleinen Joseph. Darauf setzte sie, vom Schreck betäubt, ihre Flucht fort, und erst als sie an einem gesicherten Orte still stand, um Athem zu holen, gedachte sie wieder des hilflosen Kindes. So gelangte sie jammernd und weinend zu der Brücke eines kleinen Flusses, der den Namen des Sanct Magdalenenstromes trägt, bei den Alten aber Sebeth genannt wurde. Da hörte sie laut ihren Namen rufen, und als sie aufblickte, sah sie den Knaben, der ihr fröhlich entgegen lief und sprach: schon eine Weile habe ich hier auf dich gewartet.

Unverkennbar mußte es eine mehr als irdische Macht gewesen sein, die bei dieser Rettung sich thätig erwiesen; und da es der heilige Joseph war, welchen die Geängstigte als Schützer des Kindes angerufen, so waren die Bewohner der Umgegend immerhin berechtigt, ihm oder seiner Vermittlung die wunderbare Hülfe zuzuschreiben. Was Uns anbelangt, so möge dieß Ereigniß an die Eine unzweifelhafte Wahrheit uns erinnern, daß der hohe Patriarch, dessen sittliche Herrlichkeit der Welt ganz verborgen geblieben, vorzugsweise ein Freund und Beschützer der Kleinen ist, die in der Einfachheit ihrer Gesinnung

ein vorwaltend innerliches gottgetreues Leben führen. Es handelt sich also darum, was wir verlangen und wünschen, und wie unser Herz beschaffen, aus dem diese Wünsche kommen. Wollen wir hoch hinaus, ist unser Verlangen auf die Ehre der Welt, den äußern Glanz und Luxus gerichtet, so dürfen wir in solchen, dem Geiste des Evangeliums widersprechenden Bestrebungen an Joseph keinen Beschützer erwarten. Wenn, wie Gregor von Nyssa sagt, dein Herz verkehrt, deine Gesinnung von der Wahrheit abgewendet ist, so bleibst du, auch wenn du auf dem Oelberge, auf Golgotha und am heiligen Grabe stündest, doch eben so weit von Christus entfernt als diejenigen, die niemals den Glauben an sein Evangelium bekannt haben. Der Ewige ist, wie die Psalmen rühmen, ein Beschirmer der Kleinen, die er mit Weisheit erleuchtet; die Stärke des Einfachen ist der Weg des Herrn. Wie aber diese Kleinen beschaffen, das wird aus der Mahnung des Apostels ersichtlich: „Werdet nicht Kinder in Ansehung der Urtheilskraft — gleichet nicht den Kleinen insofern, als es diesen an Einsicht und richtigem Urtheil gebricht — hingegen seid Kinder in Bezug auf die Schlechtheit; suchet ihnen darin ähnlich zu werden, daß Hinterlist und Ungerechtigkeit euch fremd bleiben. Seid weise und einsichtsvoll im Guten, hingegen einfach, schlicht und rein in Bezug auf das Böse, das eure Gedanken und Handlungen niemals beherrschen soll. *)

„Ein treuer Freund ist ein starker Schirm, und die Gott fürchten, werden ihn finden." Die Gottesfürchtigen,

*) 1. Cor. 14, 20. Röm. 16, 19.

die auf geradem und einfachem Wege wandeln, sind die Kleinen, und diesen wird Joseph's Beistand nicht mangeln, sei es auf den Schritten des irdischen Lebens, oder insbesondere auf jenen, die durch den Tod hindurch in einen neuen, unserer Vorstellung fremden Lebenszustand hinüber führen. Jederzeit haben ihn die Gläubigen als Beschützer der Sterbenden verehrt, und es kann uns der Grund davon nicht verborgen bleiben, sobald wir des eigenthümlichen Unterschiedes gedenken, der zwischen seinem und unserm Hinscheiden statt findet. So lange nämlich unsere irdische Wanderung dauert, wandeln wir im Glauben (durch den Glauben), nicht aber in der Wirklichkeit der Erscheinung;*) wir haben Christum gefunden als Gegenstand unseres Glaubens, nicht unseres Schauens, wir sehen ihn nicht „wie er ist." So lange wir also in diesem irdischen Leibe heimisch sind oder wohnen, wandeln wir gleichsam in der Fremde, fern vom Herrn, getrennt von seiner Anschauung. Wir sind jedoch bereitwillig und haben den Muth, aus dem Leibe auszuwandern und gegenwärtig zu sein beim Herrn." — So wenigstens bezeugt es der Apostel von Sich; und ähnlich sollte jedes Gläubigen Gesinnung und Hoffnung sich gestalten. Ganz anders war es bei Joseph, zwischen dessen Erdenleben und Scheiden ein entgegengesetztes Verhältniß sich darstellt, so daß wir beziehungsweise von ihm sagen können: er wandelte hienieden in der Wirklichkeit der Erscheinung und

*) 2. Cor. 5, 6—8. Per fidem ambulamus, non per speciem, welches Wort hier genau wie im Griechischen: Erscheinung, sichtbare Gestaltung, bedeutet.

Anschauung, da er ja, wiewohl noch nicht in der Herrlichkeit, Jesum stets vor Augen hatte; und er schied von hinnen im Glauben und der Hoffnung der Patriarchen, zu denen er fürs erste noch versammelt wurde. Sein Erdenwandel war ein steter süßer Umgang mit Maria und Jesus; sein Tod eine zeitweilige Trennung von ihnen. Je herber ihm dieses Opfer sein mußte, desto bereitwilliger wird er auch der Sterbenden sich annehmen, damit Jesus und Maria ihnen nicht fern bleiben. — Ein treuer Freund ist ein starker Schirm, und die Gott fürchten, werden ihn finden. Und so beten wir auch mit der Kirche: der Herr möge um der Verdienste des heiligen Joseph's willen uns Hülfe gewähren, damit, was unsere Kraft nicht zu erreichen vermag, durch seine Fürsprache uns gegeben werde.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Die Mächte des Unheils.

Zweite Abtheilung.

Vorträge an Festtagen zu Ehren der heiligen Jungfrau.

Druck von Carl Ueberreuter in Wien.

Veith, Johann Emanuel,

Homiletische Werke

Bd.: 5

1860